Kleine

Missions-Bibliothek,

oder

Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Dritter Band: Asien.

III. China und Japan.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1861.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle verehrl. Evangelischen Missionsgesellschaften, welche besondere Jahresberichte ausgeben, werden im Interesse der Missionssache eben so dringend als ergebenst ersucht, ihre Jahresberichte von 1857 an dem Unterzeichneten durch Buchhändlergelegenheit oder unter Kreuzband wo möglich gratis zugehen zu lassen und damit alljährlich fortzufahren.

Delitzsch in der Provinz Sachsen.

Dr. Burkhardt, A. D.

Die

Kleine Missions-Bibliothek

will das zur Anfrischung und Belebung der Missionsstunden nöthige geschichtliche und ethnographische Material, wie es vielfach zerstreut in Berichten und Blättern vorliegt, zusammenstellen und in lebendiger Darstellung und Uebersichtlichkeit darbieten. — Das Ganze ist auf 4 Bände, je 1 Band auf jeden der außereuropäischen Welttheile, angelegt, jeder Band zu 3 Lieferungen, also das Ganze zu 12 Lieferungen. Hiervon sind bis jetzt erschienen:

Erster Band: Amerika.

1. Lief. Die Eskimo's in Grönland und Labrador. 1857. gr. 8. 9 Sgr.
2. „ Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika. 1857. 25 Sgr.
3. „ Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika. 1858. 25 Sgr.

Zweiter Band: Afrika.

1. „ Die befreiten und die freien Neger in West-Afrika. 1859. 17½ Sgr.
2. „ Die Völkerstämme Süd-Afrika's. 1860. 22½ Sgr.
3. „ Das Festland und die Inseln von Ost-Afrika. 1860. 8 Sgr.

Dritter Band: Asien.

1. Lief. Vorder-Indien. 1860. 1 Thlr.
2. „ Ceylon und Hinter-Indien. 1860. 18 Sgr.
3. „ China und Japan. 1861. 21 Sgr.

Es fehlen demnach noch und werden in möglichst rascher Folge erscheinen:

Vierter Band: Oceanien.

1. Lief. Der Indische Archipel, die Sandwichsinseln und Mikronesien.
2. „ Die braunen Insulaner der Südsee und Neuseeland.
3. „ Die schwarzen Insulaner der Südsee und Neuholland.

Den in früheren Heften bereits mitgetheilten Beurtheilungen der Missions-Bibliothek lassen wir hier noch einige folgen:

Die Biene a. d. Missionsfelde, 1860. Nr. 10:

„So weit ist die Kleine Missions-Bibliothek fir und fertig, und wir haben sie unsern Lesern, die einen eingehenden Ueberblick über die ganze Missionswelt sich verschaffen wollen, auf's dringendste schon früher empfohlen December-Biene 1859 und Januar-Biene 1860. Wir freuen uns, den Bienenlesern mittheilen zu können, daß die erste Lieferung des dritten Bandes: „Die Mission in Vorder-Indien", jetzt fertig vor uns liegt, eine Lieferung in Groß-Octav, von 19 Bogen, gedrängten Druckes, zu einem Thaler. Der Verfasser hat fleißig gearbeitet, er gibt, was er verspricht, nicht nur Uebersichten über das ganze Missionsgebiet, sondern auch Einsichten in die einzelnen Missionsstationen, und in das Leben und Wirken der einzelnen Missionare sogar. Die Ueberfülle des Stoffes ist sehr gut verarbeitet

(Fortsetzung s. die dritte Seite d. Umschl.)

Die evangelische Mission

in

China und Japan

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1861.

Vorwort.

Je ausreichender für Missionsgeschichten durch Sammlungen, wie Wullschlägel's Lebensbilder aus der Geschichte der Brüdermission, Vormbaum Missionssegen, Leonhardi Nacht und Morgen, Hoffmann Missionsgeschichten, Hübner Finsterniß und Licht, u. a., bereits gesorgt ist, desto mehr bin ich auch in der vorliegenden dritten und letzten Abtheilung des dritten Bandes der „Kleinen Missionsbibliothek" bemüht gewesen, die Geschichte der evangelischen Mission in China, woran natürlich auch ein Blick auf das in neuester Zeit wieder aufgeschlossene Inselreich Japan sich knüpfen mußte, den Freunden der Mission anschaulich darzustellen.

Der nächstfolgende vierte und letzte, selbstverständlich auf jeden Fall nicht so starke Band wird in drei Abtheilungen Oceanien oder die gesammte Inselwelt und zwar 1) die evangelische Mission auf den Inseln des Indischen Archipels, den Sandwichs-Inseln und Mikronesien, 2) dieselbe unter den braunen Insulanern der Südsee, und 3) unter den schwarzen Insulanern oder der Papu-Rasse behandeln, und soll dieses Gebiet, so Gott will, spätestens in Jahresfrist durchmessen und somit das ganze Werk zu Ende geführt werden.

Möge es dem treuen Herrn der Missionen nur gefallen, auch dazu und bis an's Ende Seinen Beistand und Segen in Gnaden zu verleihen!

Delitzsch, im Herbst 1860.

Dr. Burkhardt.

Inhalt.

Asien.

3. China und Japan.

A. China.

		Seite
§. 1.	Das Land und seine Bewohner	2
§. 2.	Religion und Götzendienst	27
§. 3.	Politische, sociale und sittliche Zustände	56
§. 4.	Frühere Ausbreitung des Christenthums und die römisch-katholische Mission	101
§. 5.	Die Anfänge der evangelischen Mission	111
§. 6.	Von Gützlaffs Eintritt bis zum Frieden von Nanking	119
§. 7.	Vom Frieden zu Nanking bis zu Gützlaffs Ende	129
§. 8.	Von Gützlaffs Tode bis zum Vertrag von Tientsin	150
§. 9.	Gegenwärtiger Stand der Chinesischen Mission	175

B. Japan.

§. 1.	Land und Leute	182
§. 2.	Christenthum und Mission	198

III. Asien.

3. China und Japan.

A. China.

J. Bapt. du Halde, ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reiches und der großen Tartarei. Zweiter Theil. Aus dem Französischen mit Fleiß übersetzt, nebst vielen Kupfern. Mit Vorrede (Erzählung der neuesten Chinesischen Kirchengeschichte) von J. L. v. Mosheim. Rostock 1748. 4. cf. Ausland 1846, p. 704.

Ch. Gutzlaff, China opened, or a display of the topography, history, customs etc. of the Chinese empire. Revised by **A. Reed.** London 1838. 2 Bde.

W. H. Medhurst, China, its state and prospects, with especial reference to the diffusion of the Gospel. London 1838. Frei bearbeitet: Stuttgart 1840.

F. E. Forbes, Five years in China from 1842 to 1847. London 1848.

Rob. Fortune, Dreijährige Wanderungen in den Nordprovinzen von China. Nach dem Englischen. Göttingen 1853.

S. W. Williams, das Reich der Mitte. Aus dem Englischen übersetzt von **C. L. Collmann.** Kassel 1853 (mit Kupfern und Karte).

Huc, das Chinesische Reich. Deutsche Ausgabe mit einer Karte von China. Leipzig 1856. 2 Thle. cf. Basler Missions-Magazin 1857, p. 448.

Milne, Life in China. London 1857.

China, Land und Volk. Geschildert nach den besten neuen Arbeiten. (Mit Stahlstichen.) 2. Aufl. Stuttgart 1858.

Marquis d'Hervey **Saint-Denys**, la Chine devant l'Europe. Paris 1859.

C. Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reiches. Aus dem Englischen von **E. Bauer**. Quedlinburg 1836. 2 Bde.

T. Thornton, history of China. (Mit einer Karte.) London 1842. 2 Bde.

Gützlaff's Geschichte des Chinesischen Reiches von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking, herausgegeben von **K. F. Neumann.** Stuttgart 1858.

Dr. **A. Wuttke**, Geschichte des Heidenthums. 2. Theil. Breslau 1853. p. 5—217: die Chinesen.

Th. Yates, Indian church's history etc. with an accurate relation of the first christ. missions in China. London 1818.

William Milne, Retrospects of the first ten years of the protestant Mission to China. Malacca 1820.

W. Ellis, Journal of three voyages along the coast of China in 1831—33 by **Charles Gutzlaff.** London 1833. Deutsch: K. Gützlaff, ausführlicher Bericht von seinem dreijährigen Aufenthalt in Siam und seiner Reise längs der Küste von China. Elberfeld 1834, und: Dreijähriger Aufenthalt im Königreich Siam u. s. w. (Mit einer Karte.) Basel 1835. cf. Basler Missions-Magazin 1835 Heft 1 und 2.

Memoirs of the life and labours of **Robert Morrison**, compiled by his widow. London 1839.

Robert Philip, the life and opinions of Rev. **Will. Milne**, London 1840.

Moseley, the origin of the first protestant mission to China. London 1842.

Evan Davis, China and her spiritual claims. London 1844.

J. Tomlin, miss. journals and lettres written during eleven years residence and travels amongst the Chinese, Siamese, Javanese and other eastern nations. London 1844.
Ellis, hist. of the Lond. Miss. Society. London 1844. p. 434 ff.
B. v. Watteville, China und das Evangelium. Drei Vorträge über die evangelische Mission in China. Aus dem Französischen. Karlsruhe. 1845.
Monatsberichte der Chinesischen Stiftung. Kassel 1847—49. Quartalberichte derselben. Ebendaselbst 1850 ff. Neueste Nachrichten aus China. Ebendas. 1851 ff.
K. L. Biernatzky, Beiträge zur Kunde China's und Ostasiens mit besonderer Beziehung auf die Missionssache. Kassel 1853 und ff.
Nachrichten der Ostindischen Missions-Anstalt zu Halle. 1859, p. 42 ff. 72 ff. 82 ff.
Evangelischer Reichsbote. Organ des evangelischen Gesammtvereins für die chinesische Mission, des Berliner und Pommerschen Hauptvereins für China. Berlin 1851 ff. X. Jahrgang 1860.
William Dean, The China Mission: embracing a History of the various missions of all denominations among the Chinese, with biograph. sketches of deceased Missionaries. New-York 1859.

Basler Missionsmagazin 1840, H. 1. cf. 1848, H. 3 u. a.
W. Hoffmann, Missionsstunden. 2. Aufl. Stuttgart 1848, p. 1—30.
Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission II. 1, p. 185 ff.
Calwer Handbüchlein 2c. p. 314 ff.
Steger, die protestantischen Missionen I, p. 51 ff.; II, p. 33 ff.; III, 1, p. 27 ff. 2, p. 62 ff.
Florey, Züge am Missionsnetz. H. 3. Leipzig 1854. p. 1 ff.

Dr. Berghaus Atlas von Asia. Gotha bei J. Perthes. Nr. 2: Chinesisches Reich und Japan. — Atlas der Basler Missionsgesellschaft. Nr. 10: Das eigentliche China. Nr. 11: Der Sinon- oder Sanon-Kreis der Prov. Kanton. — Atlas der Rheinischen Missionsgesellschaft Nr. 8: Das eigentliche China. Nr. 9: Der Sanon-Kreis. — Basler Missions-Magazin 1857, p. 145: Karte des Sanon-Kreises. 1859, p. 161: Karte der Insel Hongkong.

§. 1. Das Land und seine Bewohner.

(Dr. K. Scherzer, einige Beiträge zur Ethnographie China's. Wien 1859.)

China mit seinen Außenprovinzen, der Mandschurei (Tungusien) und Mongolei, und mit seinen Schutzländern, Tübet, Butan, Korea [1]) und den Lieu-khieu- (Lutschu-) Eilanden, das größte Reich Asiens und nächst Rußland das umfangreichste der ganzen Erde, das mit einem Gesammt-Areal von nicht weniger als 250,000 Quadratmeilen, also anderthalbmal so groß, als ganz Europa, die östliche Mitte des mächtigen asiatischen Kontinentes bedeckt, wird im Norden durch mächtige Gebirgsreihen und kahle kalte Wüstenflächen längs einer von der Amur-Mündung bis zum Balkasch-See reichenden Linie von Sibirien, im Westen durch die Gebirgssysteme des Ala-tau, Muz-tagh und Belur-tagh von den turanischen Steppen und Bergländern der Kirghisen, Buruts, Khokands und Badakschans, im Süden theils von den mittelbar oder unmittelbar britischen Besitzungen, theils von den unabhängigen Landen Hindostans längs der schneebedeckten Ketten des Himalaya wie durch die Hochländer des Sine-schan und Jü-ling von den hinterindischen Reichen der Birmanen, Anam und Tonkin, dem oberen Lande der Laos und Lokba, und im Osten von den Wellen des Großen Oceans begränzt, der vom Golfe von Tonkin bis zur Amurmündung eine 650 Meilen lange Küste in den drei Hauptheilen des südlichen wie des nördlichen Chinesischen und Japanischen Meeres bespült und am tiefsten mit dem Gelben Meere und dessen Theilen, dem Golfe von Pe-tscheli und Liao-tung in's Land

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 257 ff. 267 f. 272.

einbuchtet. Drei größere Inseln, das japanische Kiusiu, Formosa[1]) und Hainan, liegen benachbart den Küsten, getrennt vom Festlande durch die Straße von Korea, den Fukian- und den Dschunkenkanal; die Reihe der Lieu-khieu-Inseln umschließt in weiterem Bogen das Nordchinesische Meer, und dicht an den Ufern liegen viele kleinere Archipele, wie die Potocki-Inseln, die Inselgruppe von Tsong- (Tsung-) min, Tschu-tschan (Tschusan)[2]), Amoy und die Lema-Inseln mit Hong-kong und (dem portugiesischen) Macao[3]); am meisten gegliedert aber sind die Küsten des Gelben Meeres. — Obschon nun in der ganzen eben angedeuteten Ausdehnung eine eigenthümliche Bildung und Politik die verschiedensten und selbst in sich beweglichsten Elemente in die starren Fesseln eines mächtigen chinesischen Reiches, des „himmlischen Reichs“ oder „Reichs der Mitte“ (Tath-sching-koue und Tschon-kue), wie die Chinesen es nennen, geschmiedet hat, muß doch das eigentliche China von den unterworfenen Gebieten und den Schutzländern mit einer Gesammtgröße von etwa 190,000 □Meilen, so daß für jenes nur ein Flächenraum von 60,000 □Meilen, immerhin so groß, wie Europa ohne Rußland, oder so groß, daß man Deutschland fünfmal hineinlegen könnte, übrig bleibt, wohl unterschieden werden. In dieser Beschränkung verengen sich die Gränzen, mit Ausnahme eines nordwestlich bis in die Dsungarei hineinragenden, schmalen, mit Gränzfestungen dichtbesetzten Hochlandgürtels, zu einer ziemlich abgerundeten Gestalt durch das Herantreten der Mandschurei und Mongolei im Norden, von Koko-nor und Tübet im Westen, und die Umschließuug der bereits angegebenen hinterindischen und oceanischen Gränzlinien bis zur Halbinsel Korea. Die mandschurische und mongolische Gränze im Norden und Nordwesten wird durch die berühmte, schon vor 2000 Jahren unter dem Namen „Wälle der Serer“ (so nannte man die Chinesen) bekannte große chinesische Mauer geschützt.

An 400 Meilen weit, mit Einschluß des mandschurischen Pfahlwerks in N. W., über Berg und Thal, über Schluchten, Flüsse und Bäche, zieht dieses von Schi-hoang-ti gegen die Mitte des 3. Jhd. v. Chr. errichtete, 20 Fuß hohe, meist aus einem Erdwall mit Futtermauern von Granitblöcken unten und bläulichen Backsteinen oben bestehende mächtige Bollwerk, so breit, daß sechs Reiter neben einander darauf Platz haben, sich fort. Am stärksten ist diese große Mauer an der nördlichen Gränze, bisweilen doppelt und dreifach, überall in Zwischenräumen mit Thürmen von sehr verschiedener Größe, die höchsten sind 63 Fuß, besetzt, an manchen Stellen ist sie nur einfaches Mauerwerk, an andern nur ein roher Steinwall, bisweilen gar nur ein Erdaufwurf, und schützt natürlich nur gegen kleinere Horden, während sie für wirkliche Heere kein Hinderniß ist. Das Baumaterial derselben ist aber größer als das, woraus alle Gebäude Großbritanniens zusammen bestehen, groß genug, um eine niedere Mauer zweimal um den Erdball herumzuziehen.

Das Land selbst, von den eigenen Bewohnern „die Blume der Mitte (Tschung-hoa)“ oder nach der regierenden Dynastie „Tsching,“ von den Russen und nordasiatischen Völkern „Kataj“ oder „Kitai,“ bei den Anamesen und Arabern „Sin,“ bei den Persern „Tschin“ und bei den Europäern „Sina, Tschina oder China“ genannt, lehnt als eine wild verzweigte und vielfach gegliederte Alpen- und Bergterrasse an den Ost-

---

[1]) Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 203 f.
[2]) cf. Ausland 1853, p. 647; 1850, p. 109 f.; 1846, p. 676. 679 f.
[3]) cf. Ebendas. 1850, p. 835 f.; 1852, p. 159. 163. 167.

rand des hohen Hinter-Asiens sich an; nur im Nord-Osten, im Hintergrunde des Gelben Meeres, besitzt es ein großes zusammenhängendes Tiefland, in seiner senkrechten Gliederung aber wird es am einfachsten gruppirt durch die Thalfurchen der drei Hauptströme Hoang-ho, Yantse-kiang und Si-kiang. „Die mächtigen in die Eisregion mit Tausenden hoher Gipfel einragenden Alpenmassen des Yün-ling bilden in einem nordöstlich streichenden terassenartig gebauten Kettensystem die westliche Gränzmauer gegen das centrale Hochasien und geben den ostwärts gerichteten Gebirgssystemen eine riesige Wurzel, den zahlreichen Flüssen ein nie versiegendes Quellland. Südlich lagert sich das Gebirgsland des Jü-ling mit alpinischem Charakter zwischen die Gestade des Golfs von Tonkin und den Si-kiang; nördlich dieses gibt die Aneinanderreihung des riesigen Miao-, Nan- und Ta-jü-ling einem bis zum rechten Yan-tse-kiang-Ufer verbreiteten, von Alpenmassen, Berggruppen und hohen Schneegipfeln erfüllten Berglande den Stamm und der Meeresgränze ein felsiges, zerrissenes Gestade mit klippigen Eilanden. Nördlich zwischen dem Yantse-kiang und Hoang-ho steigen von den Alpenterrassen des hohen Westrandes zwei parallel gerichtete Gebirgsreihen unter dem Namen des Tapa-ling und Pe-ling herab zur Verflachung in niedrigen Bergländern, die das Meeresufer nicht erreichen, sondern die Südwestgränzen des großen Tieflandes bilden. Die Nordwestränder desselben werden von den treppenartig aufsteigenden Bergketten begleitet, welche das Verbindungsglied zwischen dem chinesischen und mandschurischen Alpenlande unter den verschiedensten Namen bilden, und unter denen der Jak Alin am bedeutendsten hervortritt. Das chinesische Tiefland[1]) aber ist der Mittelpunkt des Staates und der chinesischen Bildung in jeder Beziehung, vielleicht die fruchtbarste und angebauteste Gegend der Erde. Hier findet sich kein wildes Thier, fast keine wilde Pflanze; die Felder sind überall mit Kulturgewächsen bedeckt, um den gesegneten Fruchtboden möglichst benutzen zu können, die Wohnungen der Menschen dicht zusammengedrängt, ja zum Theil schwimmend auf den Gewässern. Unzählige Flußarme, Gräben und Kanäle durchziehen die Ebenen, vielfach von Seen und Teichen unterbrochen. Nordöstlich der Hoangho-Mündung erhebt sich die isolirte Gebirgshalbinsel Schan-tung, d. h. Ostberg.“ Seine reiche Bewässerung verdankt China vorzugsweise den bereits erwähnten Stromsystemen des Hoang-ho, Yan-tse-kiang und Si-kiang. Der obere Lauf der beiden ersten liegt in Koko-nor (Khukku-noor); ihre Mündungen haben ein gemeinsames, zum Theil künstlich vielfach durchschnittenes Deltaland, und die Thalwindungen der mittleren Strombahnen für Land und Volk eine hohe Bedeutung. Der Si-kiang oder Tiger, ganz dem Lande angehörend, läuft parallel der Ton-kinschen Südgränze und mündet nach Bildung eines vielarmigen Delta's unterhalb Kanton in der erweiterten Bucht der Bocca-Tigris. Unter den Küstenflüssen ist der Pay-ho (Peiho) im Norden der bedeutendste. Das reiche Geäder natürlicher Flußläufe ist übrigens durch die Kunst zu einem so großartigen Wasserstraßennetz erhoben, daß das Land in dieser Hinsicht mit Holland und England

---

[1]) cf. Ausland 1846, p. 449 f.

wetteifern kann. Man zählt gegen 400 Kanäle, deren Kenntniß ein besonderes Geschäft der Mandarinen ist, alle aber übertrifft an Größe und Bedeutung der Kaiserkanal[1]) oder Jün-ho, d. h. Kaiserfluß, der, 250 Meilen lang und 200—1000 Fuß breit, von Hang-tscheu bis Peking durch vier Küstenprovinzen geht, den untern Lauf der beiden großen Flüsse und eine Menge Seen durchschneidet, viele Nebenkanäle aufnimmt, Felsen und Berge durchbricht, oft auf 20 Fuß hohen Dämmen störende Terrainlücken überschreitet und stets mit Tausenden von Fahrzeugen überdeckt ist, welche die Produkte der anliegenden Kulturgefilde verführen.

Bei der Ausdehnung und verschiedenen Erhebung des Landes muß das Klima von China natürlich ein sehr verschiedenes sein, und obschon der ganze Raum vom 42—20° nördl. Breite durch den 35. Breitegrad naturgemäß in zwei Zonen, eine nördliche des veränderlichen Niederschlags und eine südliche des Regens, sich theilen läßt, so kommen doch in beiden, da sich hier wie dort das Gebirgsland bis über die Schneegränze erhebt, alle Klimaregionen vor. In der Zone des veränderlichen Niederschlags, welche das nördlich vom Hoang-ho gelegene Tiefland und das nordchinesische Alpenland umfaßt und vier Jahreszeiten hat, gefrieren die Flüsse schon im November und behalten das Eis bis zum März; Nebel, geringer Schneefall und Nordlichter sind im Gefolge eines strengen Winters, der in Pe-king eine mittlere Temperatur von —3° R. hat. Auf einen kurzen Frühling folgt ein heißer Sommer, dessen höchste Wärmetemperatur 23° R. beträgt, und dem der oceanische Einfluß reichliche Regen gibt, der Herbst aber ist gleichfalls kurz. Die Zone des Regens zerfällt wieder in zwei Theile, deren nördlicher, die schönsten und mildesten Gegenden umschließend, bis zum Nan-ling, etwa unter dem 25. Breitegrad reicht. Hier in dem südlichen Tieflande und den niederen Berggegenden bekundet die regelmäßige Folge von zwei nassen und zwei trockenen Jahreszeiten, deren Eintritt mit den vier Zeiten des Nordens zusammenfällt, ein subtropisches Klima. Dagegen hat das südliche und südöstliche Küstenland ächt tropischen Charakter mit nur zwei von den Mussons abhängigen Jahreszeiten, einer nassen bei Südwest-Musson vom April bis Oktober, und einer trockenen bei Nordost-Musson vom Oktober bis April. Die mittlere Jahrestemperatur von Kanton ist 18° R. Innerhalb der Mussons wüthen an den Küsten zwischen dem 34—14° nördl. Breite heftige Stürme[2]) unter dem Namen der Teifuns, am fürchterlichsten im Juni und Juli, selten vom December bis Mai, die jedoch je mehr landeinwärts desto schwächer werden.

Bodengestalt und Klima begünstigen in China eine reiche Fülle der verschiedenartigsten Produkte, deren Ueppigkeit namentlich im Pflanzenreiche mit seinem nach den drei Zonen des Nordens, der Mitte und des Südens abwechselnden Typus hervortritt. Im Norden findet man unsere europäischen Waldbäume, Getreidearten, Obstbäume und Gemüse, herrliche Grasfluren und Weinberge; in der Mitte sind die Voralpen schon mit vielen immergrünen Bäumen und Sträuchern bewachsen. Hier findet man

[1]) cf. Ausland 1858, p. 307. [2]) cf. Ebendas. 1849, p. 1203 f.

Palmen, Fichten, Eibenbäume, Cypressen, virginische Cedern, Lebensbäume, Eichen, schwarze Wallnußbäume, mehrere Lorberarten, darunter Kampherbäume, Seifenbäume, wohlriechende Oelbäume, Mispeln, mehrere Ahornarten, Camellien, für die Seidenkultur wichtige Maulbeerhaine, in den höhern Regionen europäische Wälder und über ihnen die alpinische Region mit schönen Blumen und aromatischen Kräutern, darunter die Ginsengkraftwurzel und auf den kahlen Scheiteln des Tanguts die ächte Rhabarber. Gegenstände fleißigen Anbaus sind Reis als Hauptnahrungsmittel, Weizen, Gerste, Hafer, indisches Korn, Buchweizen, Sago als Mehl des hohlen Stockes der japanischen Sagopalme, viele Wasserpflanzen, besonders die Lotusblume, feine Arten von Kirsch-, Aepfel-, Birn-, Pflaumen- und Quittenbäumen, Aprikosen und Pfirsichbäume, köstliche Edelfrüchte, Melonen, Gurken und Kürbise, viele Kohlarten, Bohnen, Erbsen, Anis, Taback, Hanf, Oelrettige, aus deren Samen Oel, aus dem Ruße des verbrannten Oels aber Tusche gewonnen wird, Baumwollensträucher, welche auch rothe Baumwolle zur Verfertigung des Nankings geben, viele Farbekräuter, besonders Indigo, und der für den Handel so wichtige Theestrauch. In den Süden mischen sich schon mehr tropische Formen ein; man findet da viele Bambusarten, Sandel-, Adler- und Ebenholz, Firniß- und Talgbäume, Bananen, Kokospalmen, Drachenbäume, wilde Zimmetbäume u. s. w., und die Kultur der Erdnuß, süßen Batate, Yamswurzel, vieler Wasserpflanzen, des ächten Zimmetbaumes, schwarzen Pfeffers, Zuckerrohrs und gemeinen Ingwers. — Weniger bekannt ist die Menge der eigenthümlichen Thiergattungen. Von größeren Säugethieren leben im Süden Elephanten, Nashörner, Ziegenochsen, Tapire, Büffel, Bären, Tiger, Leoparden, Panther u. s. w., im Westen viele Moschusthiere; im Südwest und auf Hai-nan viele Affen. Ueberall verbreitet sind Wölfe, Luchse, Murmelthiere, wilde Hunde, Hirsche, Eber, Gazellen, Antilopen, Eichhörnchen, unter ihnen auch das fliegende, Zobel, Ottern, Dachse, Marder, Wiesel, Zibethkatzen, Igel, Mäuse 2c. Von den Vögeln sind der Pracht-, Gold- und Silberfasan sowie der Pfau einheimisch. Außerdem gibt es sehr viele Papageien, Flamingo's, Albatrosse, Pelikane, Kraniche, Störche, Weiher, Schnepfen, Schwäne, Gänse und Enten, Wachteln, Tauben und alle Arten europäische Singvögel. Auf Thai-wan (Formosa) lebt auch der Paradiesvogel, und in den höhern Gebirgen horsten Lämmergeier und eine Art Riesenadler. Neben den europäischen Amphibien finden sich fliegende Chamäleons und große bis 24' lange Schlangen. Haifische, Gelbfische, Störe und andere Fische gehen den Yan-tse-kiang hinauf; Meerdrachen, Hornfische, Muränen, Thunfische, Makreelen und Schwertfische leben an den Küsten; Brassen, Bärsche, Karpfen, Goldkarpfen, Lachse, Hechte 2c. gibt es in den Flüssen und Seen in zahlloser Menge. Unter den geflügelten Insekten zeichnet sich nächst den Bienen, herrlichen Schmetterlingen und Wanderheuschrecken die Seidenraupe besonders aus, unter den Krabben sind Beutelkrebse, Hummer und Skorpionen am bekanntesten; unter den Würmern Blutegel, Perlmuscheln, eßbare Spritzwürmer, Meerigel und Meersterne, von den Kraken finden sich Dintenfische und unter den Muscheln der gemeine Pfahlwurm, Meerscheiden und Austern. — Was den unterirdischen Reich-

thum des Landes [1]) betrifft, so sind die Silberbergwerke ergiebig, werden aber wenig bearbeitet; Gold wird meist aus dem Sande der Flüsse in den Provinzen Se-tschuen und Yün-nan gewonnen; ein eigenthümliches Metall ist das Pack-fong oder Neusilber, woraus man Gefäße und andere Geräthschaften fertigt; Kupfer, Quecksilber, Arsenik, Zinn, Marmor, Speckstein und Porzellanerde, die verschiedensten Edelsteine, Salz, Erdöl und Steinkohlen gibt es in Menge. Mehr als das alles aber interessirt uns der Mensch, dem das Land mit allen seinen Schätzen zu Gebote steht, und auch an Menschen fehlt es dem gewaltigen Reiche nicht.

Die Bevölkerung des eigentlichen China beträgt nach den gewöhnlichen Angaben etwa 180, die des gesammten chinesischen Reiches über 360, nach einem im Jahre 1825 in China herausgegebenen Staatsdokument aber beinahe 370, und nach den neuesten Ermittelungen sogar über 414 Millionen [2]), also fast den dritten Theil sämmtlicher Bewohner der Erde [3]). Ist dieselbe auch im Ganzen genommen keineswegs übermäßig zu nennen, so ist doch die Vertheilung derselben namentlich über die einzelnen Provinzen des eigentlichen China sehr ungleich [4]). Sie ballt sich in den östlichen Provinzen dermaßen zusammen, wie nirgend wo anders auf der ganzen Erde: die chinesischen Küsten, die nach Japan hinblicken, und von denen aus sich eine gerade Linie über das Meer weg nach Australien ziehen läßt, sind wie ausgestopft. Darnach kommen die kleineren Mittelprovinzen Ho-nan und Hu-pe, die sich westwärts durch die Mitte des Reichs hindehnen und, zusammen mit der Provinz Se-tschuen, den Gürtel China's bilden. Der östliche Theil der letztgenannten Provinz dürfte eine gleich starke Bevölkerungsmasse aufzuweisen haben; nicht so der westliche, der, an Tübet gränzend und gebirgig, nur dünn bevölkert ist. Am allerdünnsten bevölkert endlich zeigt sich Kuan- (Kwang-) tung (Kanton), mit seinen benachbarten Provinzen Kuan-si, Kuei-tscheu und Yün-nan. Sollten aber auch jeden Tag 1000 Chinesen bekehrt werden, es würde doch, das Kommen und Gehen der Geschlechter nicht angesehen, über ein Jahrtausend anstehen, bis China ein Preis des Kreuzestodes Christi geworden wäre. — Hinsichtlich der Stammverschiedenheit bestehen seine Einwohner aus Chinesen, dem Hauptvolk, Mandschu und Mongolen, den südwestlichen Gebirgsvölkern, unter denen man den Urstamm der Bewohner China's vermuthet [5]), die zum Theil noch in halber Wildheit leben und „Yao" oder „Mu-yao", d. i. böse Unterthanen, genannt werden, und endlich aus den Inselbewohnern, welche Abkömmlinge von Chinesen, Japanesen, Koreanern, Tonkinern, Javanen u. s. w. sind. Unter wie verschiedenen Umständen und Lagen aber, und doch wieder wie sehr als ein Volk, als eine Masse finden wir diese Bevölkerung! Zwar sind die Mandschuren, die vor zwei Jahrhunderten aus ihren Wäldern und Weiden herabzogen und das Land eroberten, die eigentlichen Herrscher, zu denen nicht blos der

---

[1]) cf. Ausland 1849, p. 389. [2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1835, I, p. 154 f. Missionsfreund 1859, p. 85. [3]) cf. Basl. Missions-Mag. 1859, p. 188 f. [4]) cf. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 46. [5]) cf. Ausland 1855, p. 34 ff.; 1846, p. 297 f.; 1848, p. 243; 1850, p. 743. 749.

Kaiser mit seinem Hofstaat und Fürsten, sondern auch alle großen und kleinen Mandarinen oder Beamten, alle Kriegsbefehlshaber und die meisten Soldaten gehören; aber sie alle haben chinesische Sprache, Sitte und Lebensart so angenommen, daß mehr China über die Mandschuren herrscht, als der Mandschu über China. Auch den Mongolen von der großen, freien Steppe, welche durch alte Eroberung China's und durch neue Unterthänigkeit in's Land gekommen sind, mag man kaum noch an ihrer eckigen, groben Gesichtsform ihre Herkunft anmerken; auch sie hat China an sich gezogen und seinem Volke gleich gemacht. Nur die in den abgelegenen Wäldern des Südens, in den Felsgebirgen und Alpenthälern des Westens wohnenden wilden Urstämme sind von den Herrschern des himmlischen Reiches nie ganz besiegt worden; sonst ist alles Volk nur Eines, und der gleiche Grundzug geht in den Bewohnern, die am Fuße der chinesischen Mauer siedeln, bis zu denen, die auf der Gränze der indo-chinesischen Halbinsel hausen.

Wohl merkt man, wie überall, ob der Chinese da groß gewachsen ist, wo in den Eisen- und Silberbergwerken zwischen den himmelhohen Bergen unermüdlicher Fleiß gräbt und hämmert, ob da, wo der Alpenbauer nur spärlich an jähen Abhängen sein Vieh weidet und an den Abgründen die heilsame Rhabarberpflanze zum Verkauf sucht, ob da, wo in den Wäldern das Unsterblichkeit verleihende Schinseng-Kraut gesammelt wird, oder ob er in einer der Riesenstädte heimisch ist, welche von Millionen wimmeln. Wohl ist ein Unterschied zwischen dem Manne, der sein Lebenlang am Meergestade die Wogen des Oceans geschaut und die eintönige Uferbrandung gehört hat, der gar nur auf Floß oder Schiff geboren, erzogen und angewiesen ist, dem Meere seine Nahrung abzugewinnen. Anders geartet erscheint der Anwohner des von Tausenden von Schiffen bedeckten Kaiserkanals und der einfache Bauer aus den inneren Provinzen. — Und die mächtigen Ströme, die aus dem westlichen Alpenlande herniederströmen, wie anders wirken sie auf Gemüth und Leben ihrer Anwohner da, wo sie in brausenden Strudeln durch die Bergthore sich reißen und das kühne Floß mit Gefahr über die Felsstufen hinabführen, und da, wo sie zum Meere erweitert in stillem Zuge, der Hoang-ho gelb vom Sande der Mongolei, der Yan-tse-kiang tiefblau, majestätisch dahingehen und das Sprichwort lautet: „Gränzenlos ist der Ocean und grundlos der Kiang": — Und doch trotz all dieser reichen Mannigfaltigkeit, die eine eigene, gegliederte, in sich geschlossene Welt in China zeigt, tönt nur eine Sprache (von ihr später mehr!) durch all die Tausende und Millionen fort, die diese Welt erfüllen, — und so zahlreich auch die Mundarten derselben sein mögen, es lesen Alle dieselbe Schrift und finden denselben Gedanken in ihren wunderlichen Zeichen ausgedrückt.

In Hinsicht auf ihre Leibesgestalt[1]) kommen die Chinesen den Europäern an Körpergröße gleich, stehen ihnen aber an Muskelkraft nach. Sie sind von mittlerer Statur, schlankem Wuchs und ebenmäßig gebaut; ihre Gliedmaßen, vorzüglich Fuß und Hand, sind klein. Ihrer Gesichtsbildung nach, welche deutlich die mongolische Abkunft verräth, stehen sie in der Mitte zwischen dem Neger und dem Europäer. Der Gesichtswinkel ist daher schiefer, als bei letzterm, nähert sich aber mehr dem rechten Winkel, als bei dem ersten. Das Hervortreten der Backenknochen ist milder als bei dem Neger; ebenso sind die Lippen weniger dick und aufgeworfen, als bei diesem. Die Nase ist in der Regel klein und stumpf, Augenbrauen und Augen sind schwarz, letztere schief, indem sie gegen die Nasenwinkel tiefer liegen als nach außen. Die Hauptthaare

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1854, I, p. 139 ff.

sind schwarz, rauh und dicht, der Bartwuchs dagegen sehr gering. Alle Männer scheeren das Haupt kahl bis auf einen Haarbüschel auf dem Wirbel, den chinesischen Zopf, eine Sitte, die nach Einigen im Jahre 1627 von den Mandschu bei Todesstrafe eingeführt ward, obwohl sie schon weit früher erwähnt wird [1]), und eine zahlreiche Klasse von Professionisten, nämlich die Barbiere, beschäftigt. Beim Rasiren wird der Kopf mit warmem Wasser eingerieben und alsdann kahl rasirt bis auf den Fleck am Hinterhaupt, dessen Haare den Zopf bilden. Zugleich mit dem Kopf wird natürlich auch das Gesicht rasirt, und dabei werden Stirne, Nase und Ohren nicht vergessen. Ueber alle Stellen, die am Gesicht und Kopf rasirbar sind, führt der chinesische Barbier sein kurzes, plumpes und schweres Messer. Endlich werden die Ohren ausgeputzt mit dazu eingerichteten Instrumenten und zuletzt wird der Zopf geflochten, was alles in etwa 20—25 Minuten geschieht und in Zwischenräumen von acht und mehreren Tagen, je nach Anstand und Bedürfniß, stattfindet. In den Zopf ist entweder eine dreifache seidene Schnur eingeflochten, oder eine Anzahl dünner Seidenschnüre. Arbeiter, welche der Zopf bei Verrichtung ihrer Geschäfte hindern würde, schlingen denselben um den Kopf herum oder wickeln ihn hinten in einen Knopf auf. Sollte es jedoch der jüngsten Rebellion gelingen, den Sieg davon zu tragen, so würde diese Sitte alsbald abgeschafft werden, da die Insurgenten schon jetzt keine Zöpfe mehr tragen und ihr Anführer der Mandschu-Dynastie unter Anderm auch das zum Verbrechen angerechnet hat, daß sie die Chinesen genöthigt habe, „ihre Köpfe so glatt zu rasiren, wie eine Melone, und ihre Haare zuzurichten gleich den Schwänzen von Thieren, wodurch man ihre Herzen verwundet habe.“ Die Hautfarbe der Chinesen ist braungelb, etwa wie Pomeranzenschalen, doch ist der Bewohner nördlicher Provinzen von hellerer Hautfarbe; ebenso sind die Mandarinen, die Reichen und die in den Häusern eingeschlossenen Frauenzimmer heller gefärbt, als die niedern Stände, deren Farbe, da sie sich viel im Freien aufhalten und der Sonne ausgesetzt sind, in's Braune übergeht. Die chinesischen Frauen stehen dem weiblichen Geschlecht in Europa an Körpergröße und Kräftigkeit nach, und während bei Männern Dickleibigkeit für eine Schönheit gehalten wird, gilt bei jenen Schmächtigkeit dafür. Eigenthümlich ist die planmäßige Verkrüppelung der Füße [2]) des weiblichen Geschlechts, über deren Ursprung sich verschiedene Meinungen gebildet haben. Einige sagen, sie sei eine Nachahmung einer populären Kaiserin, welche Klumpfüße hatte; Andere meinen, sie sei aus der Bewunderung und Nachahmung kleiner und schwacher Füße, als einer Schönheit, nach und nach in allgemeine Uebung gekommen; und noch Andere behaupten, sie sei von den Männern ihren Frauen auferlegt worden, um sie dadurch vom Herumschweifen abzuhalten. Gewiß ist, daß diese sonderbare und unnatürliche Sitte nicht vor dem Jahre 950 aufkam. Es werden aber diese kleinen Füße der Frauen dadurch gebildet, daß man bei dem kleinen Kinde, oft aber auch bei schon halb erwachsenen Mädchen die vier kleineren Zehen unter die Fußsohle drückt

[1]) cf. Wuttke a. a. O. p. 114. [2]) cf. Ausland 1846, p. 715 f.; 1858, p. 452.

und die Ferse nach vorn preßt, damit sie den Knöcheln gleich werde, man preßt den Fuß gewaltsam zwischen Eisen und dann in die kleinsten Schuhe, bindet ihn ein ꝛc., und die Mädchen müssen die Schuhe Tag und Nacht anbehalten. Der Fuß wird durch dieses Pressen ein formloser Klumpen, der Gang der Weiber schwankend und unsicher; sie gehen in kleinen schnellen Schritten und schwingen die Arme, als wollten sie fliegen, ältere Frauen nehmen einen Regenschirm, um sich im Gehen darauf zu stützen. Ueberhaupt aber können die Chinesinnen in Folge dieser Sitte oder vielmehr Unsitte wenig aus dem Hause gehen, und bei den häufigen Feuersbrünsten verbrennen gewöhnlich viele Frauen rettungslos. Die Schmerzen, welche die Mädchen beim Einpressen leiden müssen, sind grausam, und wenn auch die Füße gesund bleiben, so erhalten sie doch einen mit der Zeit unerträglich sich steigernden Geruch; oft aber sind sie voller Geschwüre, und nicht selten tritt der kalte Brand hinzu. Nur die Frauen der niedrigen, hart arbeitenden Klassen, die Buhldirnen und die Mandschu-Frauen haben ihre natürlichen Füße; kein anständiges Mädchen aber kann so erscheinen. Kleine Füße, klumpenhaft verstümmelt, sind die erste Bedingung der Schönheit, und bei Brautwerbungen wird vor allem über die Kleinheit der Füße Erkundigung eingezogen, die nun einmal für fashionable (wie die Engländer sagen) gilt, ebenso wie man die langen Nägel am kleinen Finger als ein Zeichen des vornehmen und wohlhabenden Standes betrachtet. Das Angesicht eines Chinesen zeigt wenig Leben und Frische, was neben andern physischen Ursachen seinen theilweisen Grund auch in der Beschaffenheit ihrer Wohnungen, sowie in dem Umstand hat, daß sie nicht mit kaltem, sondern immer mit warmem Wasser sich waschen. Dazu ist der Lumpen, mit welchem sie sich waschen und abtrocknen, selbst schmutzig. Wenn sie sich gewaschen haben, hängen sie denselben an irgend einen beliebigen Ort, oft vor der Hausthür, auf bis zum nächsten Gebrauch. Sobald ein Kind geboren ist, wird es mit heißem Wasser gewaschen; später scheint dies weder mit heißem noch mit kaltem Wasser zu geschehen, denn die kleinen Kinder sehen fast durchweg sehr schmutzig und unreinlich aus, und selbst die Erwachsenen[1]) sind im Allgemeinen schmutzig, wenigstens in ihrer Kleidung.

Die Kleidung[2]) der Chinesen ist im Ganzen zweckmäßig und nicht wie bei uns der allzeit wechselnden Mode unterworfen; denn sie ist hier durch die Gesetze vorgeschrieben und unwandelbar durch Jahrtausende. Die Stoffe sind je nach dem Stande Leinewand oder Seide, auch Tuch und Nanking (Baumwolle), im Winter mehr oder minder prachtvolles Pelzwerk; die Farbe der Kleidung ist bei den Männern weiß, gelb, blau und schwarz, bei den Frauen in der Regel blau, auch grün und rosenroth; in gelbe Farbe sich zu kleiden ist ein Vorrecht des Kaisers und der Prinzen. Von Hemden wissen die Chinesen nichts; der Anzug des gemeinen Mannes besteht im Sommer blos in einem weiten Hosenpaar, das oberhalb der Hüfte mit einem Band um den Leib gebunden wird, und einem über die Lenden herabreichenden Wamms (oder Jacke) mit

---

[1]) cf. Ausland 1846, p. 712. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 323.
[2]) cf. Ausland 1847, p. 753. Basler Heidenbote 1848, p. 91.

langen Aermeln, das etwa wie eine Blouse um den Hals sich anlegt und auf der rechten Seite geknöpft wird. Strümpfe, die aus einem weißen dicken Zeug bestehen und genäht sind, werden nicht allgemein getragen, öfter aber die Hosen in dieselben eingeschlagen, wodurch um die Gegend des Kniees eine Anhäufung der Hosen entsteht. Leute von niederem Stande haben meist gar keine Fußbekleidung oder gehen barfuß in Schuhen. Arbeiter und Lastträger legen im Sommer die Jacke ab, so daß der ganze Oberleib nackt ist; Leute, die viel der Sonne ausgesetzt sind, schützen sich durch einen roh geflochtenen Strohhut mit sehr breitem Rand; Solche, die viel laufen, haben Sandalen an den Füßen. Im Winter zieht man über die weiten Hosen ein enges Paar, das oberhalb der Knöchel zugebunden und oben an dem Hosengürtel befestigt wird. Das dadurch bewirkte unästhetische Aussehen des Hinterleibes wird durch den langen Rock bedeckt, über welchen in der Regel noch ein kürzerer von blauer Farbe und mit sehr weiten Aermeln angezogen wird. Letztere dienen zugleich als Handschuhe, und auch Bücher werden nicht in die Tasche gesteckt, sondern „eingeärmelt." Vornehmere Leute tragen ein langes, weites, den ganzen Körper bedeckendes Gewand mit weiten, gegen die Hand hin schmal zulaufenden Aermeln, welches sich ebenfalls genau um den Hals anlegt und auf der rechten Seite zugeknöpft wird, darunter noch ein langes Unterkleid und lange Beinkleider, an den Füßen Stiefeln oder pantoffelartige Schuhe von Zeug mit Sohlen von dicker Pappe. Ein Gürtel um die Mitte des Leibes dient zugleich zum Tragen der Waffen, des Tabaksbeutels 2c. und im Sommer auch des Fächers; den Kopf bedeckt eine rundlich kurze, kegelförmige, oft mit kostbarem Pelzwerk verbrämte, meist kirschfarbene Atlasmütze mit rother Quaste, bei den Staatsbeamten mit einem an Farbe und Werth nach dem Range des Trägers sich richtenden Knopf von Stein verziert. Die Kleidung der Frauen ist von derjenigen der Männer nur wenig verschieden; die Hosen sind bei beiden Geschlechtern gleich, der Rock der Frauen aber bei den gemeinen Leuten länger, als die Jacke der Männer und bis über die Kniee hinabreichend, während bei den vornehmeren die Weiberkleidung etwas kürzer ist, als die der Männer. Der Haarputz der Frauen ist anständig; das lange schwarze Haar wird in einen länglichen Knopf geformt und durch zwei Stecknadeln, von denen die eine längs, die andere quer gesteckt wird, zusammengehalten. Im Winter tragen sie als Kopfbedeckung ein blaues Band, das oberhalb der Stirn um den Kopf gebunden wird und den Scheitel frei läßt. Vornehme und Reiche schmücken das Haar auch mit künstlichen Blumen, Schmetterlingen oder goldenem Schmuck und verwenden überhaupt auf ihre Toilette [1]) nicht wenig Sorgfalt. Wangen und Stirn werden weiß gepudert, die Augenbrauen dunkel gefärbt, die Lippen geröthet und auch das Gesicht geschminkt, und selbst die ärmsten Frauen ahmen darin ihren begünstigteren Schwestern nach.

Die Wohnungen der Chinesen sind einfach, mit der Vorderseite gewöhnlich nach Mittag gekehrt; doch sieht man nur niedrige, schwer-

[1]) cf. Ausland 1846, p. 680. 716. 724; 1858, p. 839.

fällige und plumpe Häuser in China, mit ausgeschweiften Dächern, der festgewordenen Zeltform, und zufälligen, kindischen, schwülstigen Verzierungen. In zahlreichen, bald kleineren, bald größeren Dörfern und mehr oder minder umfangreichen Städten drängt eine oft kaum glaubliche Bewohnermenge[1]) sich zusammen. Die Dörfer sind meist ganz unregelmäßig und planlos angelegt und gebaut, ohne eine durch den ganzen Ort sich ziehende Hauptstraße, zu deren beiden Seiten sich die Häuser an einander reiheten; als Straßen dienen eben nur die zwischen den einzelnen Wohnungen hie und da sich findenden Gäßchen und Winkelzüge, und schon dieser eine Umstand muß, von allem Andern abgesehen, viel zur Unreinlichkeit eines solchen Ortes beitragen. Auch in größeren Orten und Städten sind die Straßen sehr eng und unreinlich, und der in denselben herrschende Gestank läßt schon ahnen, wie es in den Wohnungen selbst beschaffen sein mag. Uebrigens sind die chinesischen Städte einander durchweg sehr ähnlich, unregelmäßig gebaut, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, schmutzig von Aussehen und mit wenig breiten, schönen Straßen, aber unzähligen engen Gäßchen, außerdem gemeiniglich von Kanälen nach allen Richtungen durchschnitten und von Mauern und Wällen umgeben; außer den Pagoden und Tempeln gibt es wenige große und in die Augen fallende Gebäude. Daß ein großer Theil der Leute beständig in kleinen Booten auf dem Wasser wohnt, haben wir bereits erwähnt; so soll der Fluß bei Kanton an 200,000 Bewohner haben. Bequemlichkeit ist übrigens der einzige Zweck der chinesischen Wohnhäuser, wobei Regelmäßigkeit, Ordnung und Reinlichkeit als sehr untergeordnete Erfordernisse erscheinen, und man kann sich keinen besseren Begriff von einem solchen machen, als wenn man sich dasselbe unter dem Bilde einer Scheune vorstellt, womit die chinesischen Häuser die meiste Aehnlichkeit haben. Die Hauptbestandtheile eines gewöhnlichen Wohnhauses — von denen der Vornehmeren werden wir später hören — sind drei Mauern, nämlich zwei Seitenmauern und eine Quermauer, die Thür oder das Thor, und das Dach. Einstöckig und ohne Fenster hat es außer der Thür keine Seitenöffnungen; das Fundament besteht aus Stein, die Mauern und die beiden Giebelwände werden aus Backsteinen gebaut und sind sehr schmal. Die Höhe des Hauses bis an das Dach beträgt 25 bis 30 Fuß. Das Dach selbst ruht auf Querbalken, welche, auf die beiden Giebelmauern aufgelegt, die Stelle unserer Dachsparren vertreten, und über welche sich an Stelle unserer Latten sehr dünne und schmale Balken hinziehen. Auf dieses Gebälke, das gerade Gegentheil von unserem Dachgebälk, werden nun die Ziegel, lauter Hohlziegel, so gelegt, daß zwischen die Längebalken zunächst je eine Reihe Ziegel kommt, welche, mit der hohlen Seite nach außen gekehrt, eine den Regen ableitende Rinne bilden; wo zwei solcher Hohlziegelreihen an ihren Enden zusammenstoßen, wird dann eine andere Reihe gelegt, welche die erhabene Seite nach außen kehrt und den Regen in die Rinne der untersten Ziegelreihe leitet. Auf diese Weise wird das Dach, unter welchem keine andere Zimmerdecke sich findet, für den Regen undurchdringlich gemacht. Baut

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1854, p. 29. Biene 1855, p. 64.

man die Häuser aus Holz, so wird zwischen die Pfosten, welche das Dach tragen, rohes Mattenwerk befestigt, mit Schlamm bestrichen und geweißt, oder man bereitet aus Sand und Muschelkalk mit ein wenig Oel eine feste Masse, die man zwischen den Tragpfosten befestigt, bisweilen auch erst zu Blöcken formt, die man dann zwischen den Pfosten auf einander schichtet und mit Kalk anstreicht. Der obere Theil der Mauern ist oft mit Landschaften, Schlachten, Blumen, Schlangen 2c. bemalt und durch die weit vorspringende Dachtraufe vor dem Regen geschützt. Hie und da findet man auch schwarz angestrichene Häuser. Bei den aus Backsteinen erbauten werden nur die Fugen mit Mauerkitt verklebt und bestrichen, die Steine selbst roth gelassen, wodurch eine geringe Abwechslung der Farben entsteht. So sehen die Häuser aus, wenn sie neu sind; die alten erscheinen auch von außen so unreinlich und schmutzig, als sie inwendig sind. Tritt man durch die Hausthür in ein solches Haus, so steht man alsbald im Hauptzimmer, einem engen, von drei Wänden eingeschlossenen Raum, der nur das Dach zur Decke hat. Der Fußboden ist nicht mit Dielen belegt, bisweilen mit Backsteinen oder mit Mauerspeis ausgepflastert, meist aber ohne dies alles; die Chinesen wohnen eben par terre im eigentlichen Sinne des Wortes. An der Hinterwand hängen gewöhnlich schwarz- und gelbfarbige Gemälde von Gottheiten; ferner sind blaue und gelbe Papierstreifen, mit chinesischen Charakteren beschrieben, an die Wand geklebt. Auch an den Seitenwänden finden sich dergleichen als Schmuck des Zimmers. In diesem Hauptzimmer, das zugleich Besuchs- und Eßzimmer ist, findet man als Hausrath nur einen Tisch und einige roh gearbeitete schmale Bänke, auf beiden Seiten desselben aber je ein oder zwei dem Fremden schwer zugängliche Nebengemächer für die verschiedenen Glieder der Familie. Sämmtliche Zimmer sind dunkel, feucht, schmutzig und rauchig, letzteres theils durch das Rauchen von Tabak, theils durch den Rauch aus der Küche, die in der Regel ohne Kamin ist. Zur Unreinlichkeit tragen die Schweine und das Geflügel, welche freien Zutritt zu den Wohnungen haben, nicht wenig bei. Noch elender wohnen ganz arme Familien, wo ein Zimmer, wenn man es so nennen kann, als Küche, Wohn- und Schlafgemach der ganzen Familie dienen muß, in welchem sich oft Kinder, Schweine und das Hofgeflügel den Platz streitig machen. Anders freilich ist es bei den Vornehmen und Reichen, deren Wohnungen in weitläufigen Gehöften meist aus drei nach einander folgenden Häusern bestehen, wovon das erste von der Dienerschaft, das mittlere von dem Herrn und das dritte von den Frauen bewohnt wird. Die mit kostbaren Zierrathen überladenen Häuser der Reichen, meist einstöckig, wenn nicht etwa ein zweites Stock die Zimmer für die Frauen enthält, hängen oft mit prächtigen Gärten zusammen, haben auf Säulen ruhende Dächer, sind nach der Straße zu ohne Fenster, mit Galerien umzogen und durch mehrere Thüren nach einander verschlossen. Sie bestehen gewöhnlich aus kleinen Gemächern, die im Innern mit Gold, Seide, kostbaren Hölzern und mit Sprüchen der Weisen auf farbigem Papier geschmückt sind, sowie aus einem großem Speisesaal oder einer Galerie, welche von außen die Zimmer verbindet. Das Dach ist mit Ziegeln, bei kaiserlichen Gebäuden

mit gelben, bei fürstlichen mit grünen, sonst mit grauen gedeckt. In die Gemächer fällt das Licht durch Fenster von Papier oder Marienglas; für Erwärmung wird durch Kohlenbecken gesorgt.

Natürlich ist in solchen Wohnungen auch der Hausrath werthvoller und mannigfaltiger, als in denen des Mittelstandes und der ärmeren Klasse; namentlich findet man fast überall eine Art Divans aus Stein mit Polstern von Baumwolle, unter denen Steinkohlenfeuer unterhalten wird und die des Nachts, mit seidenen Vorhängen umgeben, zum Lager dienen. Sonst ist der Hausrath der gewöhnlichen Leute sehr gering: ein rohes Bett aus einigen zusammengefügten, auf Holzblöcken ruhenden Brettern, mit einer Matte als Unterbett und einem aus Bambus gemachten Kopfkissen, das Ganze noch etwa mit einem Muskitovorhang umgeben, ein Tisch zum Essen, einige Bänke oder Stühle zum Sitzen, einige irdene Gefäße zum Kochen und Essen, eine kleine irdene Schale, in welche Oel gegossen wird, das den dünnen, auf einer Seite über den Rand heraushängenden Docht unterhalten muß, als Lampe, — das ist in der Regel Alles, was man in den Häusern des Volkes — und mit diesem hat es auch hier die Mission vornehmlich zu thun — vorfindet, eine Einfachheit, ja man darf sagen Armseligkeit, zu welcher die Leute freilich durch ihre Vermögensumstände genöthigt werden.

Die tägliche Nahrung der Chinesen besteht fast ohne irgend einen Wechsel in einer Schüssel voll Reis mit etwas Gemüse zum Nachtisch; Fleischspeisen fallen selten, und nur an heiligen Tagen dem Volke zu, und selbst die Vornehmen genießen Fleisch seltener, als dies selbst bei den niedrigen Ständen in Europa der Fall ist. Kein Chinese in den südlichen Provinzen wird sagen, daß er eine Mahlzeit genossen habe, wenn er nicht eine Schüssel voll Reis zu sich genommen hat; selbst an ihren hohen Festtagen, wo der Schüsseln viele aufgetragen werden, endet die Mahlzeit mit einer Reisplatte, welche immer für die köstlichste Speise gehalten wird. Reis oder Hirse mit Zwiebeln und Knoblauch, mit ranzigem Oel fett gemacht, da man das frische nicht liebt, werden auch öffentlich gleich gekocht verkauft, und die Menge der Restaurateure, Kuchenhändler und wandernden Köche, welche in allen Orten existiren und verschiedenartige Gerichte zum Verkauf ausbieten, ist wahrhaft erstaunlich [1]; indeß nehmen doch nur die Armen, welche sammt ihren Frauen auf Erwerb ausgehen müssen, zu den Letzteren ihre Zuflucht. Die Chinesen essen übrigens alles und jedes, woraus sie sich Nahrungsmittel bereiten können. Hunde, besonders junge, werden gewöhnlich zum Verspeisen verkauft, und man sieht sie in Fleischerläden neben Schweinen und Ziegen hängen. Selbst gegen Ratten und Mäuse haben die Chinesen keinen Abscheu, ebenso wenig gegen das Fleisch von Affen und Schlangen: die Seeschnecke ist ein aristokratisches und köstliches Gericht, das mehr noch als die eßbaren Vogelnester [2]) nie bei einem Feste fehlen darf, wo man seinen Gästen eine Ehre anthun will. Unausgebrütete Enten und Küchlein sind ein Lieblingsgericht. Selbst die ersten Spuren der Fäulniß erregen keinen Ekel: faule Eier werden keineswegs dem Ver-

[1]) cf. Ausland, 1846, p. 711. [2]) cf. Ebendas. p. 1229.

derben anheimgegeben; Fische sind beliebter, wenn sie einen scharfen Geruch und Geschmack haben und dadurch den Reis „recenter" machen. Nur Butter, Rahm, Milch oder Molken sieht man auf keiner chinesischen Tafel. Wie aber die Speisen, welche die Chinesen essen, meist hart, roh und wohlfeil sind, so sind sie auch in ihrem Getränk ungemein sparsam. Trunkenheit ist ein seltenes Laster in China, und Branntwein oder starke Getränke werden selten gebraucht, wogegen freilich das verderbliche Opiumrauchen (s. §. 3) immer mehr überhand nimmt. Wein wird unvermischt getrunken, aber nicht aus Gläsern, sondern aus Tassen. Thee aber ist das nationale, man kann sagen, das allgemeine Getränk, und obgleich der von der großen Masse verwandte Thee nicht mehr als 9 bis 18 Kreuzer das Pfund kostet, so nimmt man gewöhnlich, besonders in den von den Theebezirken entlegenen Oertlichkeiten, doch noch einen Aufguß von minder kostbaren Blättern dazu. Uebrigens wird er von den Chinesen ohne alle Zuthat genossen. Im Essen wie im Trinken sind die Chinesen mäßig und begnügen sich mit zwei täglichen Mahlzeiten: „dem Morgenreis" etwa um 10 Uhr Vormittags, und „dem Abendreis" um 5 Uhr Nachmittags. Die Speisen kommen zerlegt auf den Tisch, und statt der Gabeln bedient man sich zweier spitziger, etwa 12 Zoll langer Stäbchen, die beide in einer Hand gehalten werden, indem man sie mit dem Daumen und drei andern Fingern faßt.

Die Chinesen sind ein Volk der Arbeit. Außer etwas Viehzucht und Fischfang [1]) besteht ihre vornehmste Beschäftigung in dem vom Staate hochgeehrten Ackerbau [2]), und nur wenige Länder dürften sich mit China in der Bebauung des Bodens messen. Kein Fuß breit tragbares Land liegt wüste; Hügel und aufsteigendes Land sind terrassenförmig bearbeitet; oft hat jede Terrasse eine Brustwehr und kleine Gräben zur Ableitung des Wassers; auf der Höhe sind Cisternen angelegt, aus welchen das Wasser nach allen Stufen geleitet wird; die ebenen Felder sind durch Kanäle bewässert und zahlreiche Pumpen bringen das Wasser auf höher gelegene Aecker. Und wie es in einem Lande, wo der Boden auf's Aeußerste angestrengt wird, sich erwarten läßt, sind alle Arten von Dünger in starkem Begehr. Gefallenes Vieh und Pflanzenstoffe, Straßenkehricht, der Koth aus den Gräben, verbrannte Knochen und Kalk, selbst was der Barbier abrasirt — keine unbedeutende Menge, wo Millionen Köpfe alle zehn Tage geschoren werden — alles wird emsig gesammelt und verkauft; aber der Auskehricht aus Senkgruben ist natürlich am höchsten begehrt; er wird mit einer lehmigen Erde gemischt, in kleinen Massen an der Sonne getrocknet und bildet einen bedeutenden Handelsartikel. In Städten, wo man von menschlichen und thierischen Excrementen nichts verloren gehen läßt, und an Flüssen scheint manchmal die ganze Atmosphäre von dem durch die Auskehrer hinterlassenen Geruch geschwängert, da diese Leute sich wenig um die Geruchsnerven Anderer bekümmern. Jeder Bauerhof ist mit einer Cisterne versehn, in welcher der Dünger aufgelöst

---

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1854, I, p. 139. Ausland 1858, p. 138; 1855, p. 87; 1856, p. 168. [2]) cf. Wuttke a. a. O. p. 109 f. Ausland 1847, p. 221; 1848, p. 161. 165. 169; 1858, p. 414.

und zum Verbrauch aufbewahrt wird; man mischt ihn aber nicht mit dem Boden, sondern wendet ihn im flüssigen Zustand unmittelbar auf die Pflanze an, und die meisten Samen werden vor der Aussaat in demselben eingeweicht. Der chinesische Pflug besteht aus drei Stücken. Das untere Stück oder die Sohle, in welcher die Schar befestigt ist, biegt sich hinten in die Höhe und bildet die Handhabe, die nur mit einer Hand gehalten werden kann. In der Mitte der Sohle ist das zweite eingefügt und befestigt; es ist kurz und läuft schief in die Höhe. Auf diesem ruht das dritte Stück, das mit dem unteren parallel läuft, aber sich weiter nach vorn erstreckt, als dieses. An das obere Stück wird das Zugthier, ein Rind oder ein Büffel, gespannt, nachdem der Landmann den Pflug selbst auf das Feld, wohin in China keine Fahrwege, sondern nur schmale Fußpfade führen, getragen hat. Die mit diesem Ackergeräth gezogenen Furchen sind allerdings nicht besonders gleichmäßig; es ist überhaupt mehr dazu geeignet, den Boden aufzureißen, während dann der Egge das Ebenen und Ausgleichen überlassen wird. Diese besteht nur aus einer Reihe eiserner Zinken, wie ein Rechen; auf beiden Seiten aber gehen zwei eiserne Stäbe senkrecht in die Höhe, welche durch ein hölzernes Stäbchen mit einander verbunden sind. An letzterem wird die Egge mit beiden Händen gehalten und von einem der genannten Thiere, zuweilen aber auch von Frauen, gezogen. Der wichtigste Artikel, der gebaut wird, ist der Reis, und im Süden werden zwei Reis- und eine Gersten- oder Gemüse-Ernte in einem Jahre auf demselben Boden gewonnen. Der Reis kann nur in den Boden gebracht werden, wenn das Feld unter Wasser steht, und er gedeihet nur, wenn er fortwährend im Wasser erhalten wird, was dann theils durch starke Regen, theils durch künstliche Bewässerung geschieht. Bleibt aber einmal der Regen um die Saatzeit aus, wodurch auch die Wassergräben vertrocknen, so entsteht große Noth. Die eingeernteten Früchte werden auf einem freien Platze auf dem Felde oder vor dem Hause sogleich ausgeschlagen; denn die Chinesen haben weder Keller noch Scheune, wohin sie ihre Früchte sammeln. Außer Reis und Gerste werden noch Weizen, Yams, Zuckerrohr, Hanf, Oelrettige und Kartoffeln[1]) gepflanzt. Letztere sind süß, fade, wässerig und daher ungesund, werden aber von den Chinesen auf verschiedene Art verwendet und genießbar gemacht. Mit der Obstbaumzucht und Gartenkunst haben die Chinesen wenigstens im Süden nicht viel zu thun; denn ob sie gleich große Liebhaber von Blumen sind, so pflegen sie doch die durch Kunst nachgemachten den natürlichen weit vorzuziehen; dagegen besitzen sie viel Geduld und Geschicklichkeit zur Zucht von Zwergbäumen aller Art. Nächst dem Reis wird vorzugsweise der **Theestrauch** und die **Baumwolle** angebaut. Die blühendsten Theepflanzungen China's sind in der Provinz Fu-kian (Fo-kieen) und im angränzenden Theile der Provinz Kiang-su; über den Anbau und die Zubereitung desselben aber uns weiter zu verbreiten, dürfte für unsern Zweck weder angemessen noch nothwendig erscheinen, zumal darüber anderer Orten schon genug geschrieben worden und Weiteres daher leicht zu erlangen ist. Der

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1846, p. 58.

Bau der Baumwolle in China ist sehr alt, gewann aber erst im 13ten Jahrhundert n. Chr. eine weitere Bedeutung; seitdem besteht fast alle Kleidung der geringen Volksklassen aus Baumwolle. Man rechnet, daß jährlich etwa 500,000 Ballen gewonnen werden, welche durchschnittlich wenigstens 5 Millionen Webern Beschäftigung geben [1]). — Dem Ackerbau reiht sich an Wichtigkeit die Seidenzucht an, deren Erfindung einer chinesischen Kaiserin um 2600 v. Chr. zugeschrieben wird; jedenfalls reicht sie in's höchste Alterthum hinauf und wird im ausgedehntesten Maßstabe betrieben [2]). Damit aber sind wir schon auf das Gebiet der eigentlichen Industrie gelangt, welche bei den Chinesen mehr entwickelt ist, als bei irgend einem andern heidnischen Volke [3]), und worin sie bis vor etwa zwei Jahrhunderten das am weitesten vorgeschrittene Volk waren.

Viele Erfindungen [4]) haben sie zum Theil weit früher als die Europäer gemacht: so war der Magnet und Kompaß schon länger als 2000 Jahre in China bekannt; ebenso kannten sie das Schießpulver schon 100 v. Chr. und brauchten es besonders zu Feuerwerken, obschon sie die Anwendung desselben zu Geschützen, wahrscheinlich auch die dazu allein taugliche Bearbeitung desselben, erst von den Europäern oder von den Mongolen, welche das Schießpulver von den Europäern oder Arabern überkamen, gelernt haben; bestimmt kannten sie es nicht vor dem 14. Jahrhundert; wirklich angewandt wurde es sogar erst im 17. Jahrhundert; die ersten drei Kanonen kamen von Macao 1621 nach Pe-king und erregten ungeheures Aufsehn, und später goß der Jesuit Schall den Chinesen Kanonen. Das Papier wurde 95 n. Chr. erfunden, früher schrieb man auf Holztafeln oder Zeug. Man machte es aus verschiedenen Substanzen, besonders aus Bambus und der inneren Rinde des Papier-Maulbeerbaumes, aber auch aus Baumwollen- und Seidenfasern [5]). Das Buchdrucken durch Holzschnitt [6]) wurde im 6. Jahrhundert n. Chr. erfunden, aber erst seit dem 10. Jahrhundert häufiger angewandt. Im 11. Jahrhundert finden sich bereits bewegliche Typen, die aber wegen der dazu wenig geeigneten Natur der Sprache nicht viel gebraucht werden. Der Relief-Holzschnitt wird am meisten angewandt; die Platten für ein Neues Testament kosten jetzt gegen 1100 Dollars; die Bücher sind aber dennoch wohlfeil, da von einer Platte 16,000 Abdrücke gemacht werden können, bevor sie neu überarbeitet werden muß, worauf eine eben so starke Auflage möglich wird. Glocken waren viele Jahrhunderte, ehe man im Westen etwas davon wußte, im Osten bekannt, aber sie haben noch keine Schwengel. Der Schnellwagen, des Dezimalsystems und einer unvollkommenen Art Ziffern bedienen sich die Chinesen auch schon lange. Ebenso haben sie Spielkarten seit 1120. Das Papiergeld [7]) wurde nach Klaproth und Biot schon 807 eingeführt und war besonders 1160 bis 1481 in Curs; Marco Polo erwähnt es. Sie haben eiserne

[1]) cf. Ausland 1858, p. 118 f. [2]) cf. Ebendas. 1849, p. 147; 1858, p. 79. [3]) cf. Evang. Reichsbote 1857, p. 51 f. [4]) cf. Ausland 1857, p. 1178 ff. [5]) cf. Ebendas. 1855, p. 447 f. [6]) cf. Ebendas. 1858, p. 882 f. 908 f. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 157 f. [7]) cf. Ausland 1848, p. 181.

Kettenbrücken, Feuerspritzen, artesische Brunnen, und haben die Heizung mit natürlichem Gas früher gekannt, als Europa; dieses auch nach Biot seit länger, indem sie es in Röhren durch die Straßen leiten, zur Erleuchtung der letzteren angewandt, was man irrig in Zweifel gezogen habe, wie auch viele ihrer Entdeckungen noch unbekannt geblieben seien. Wassermühlen, mit Ausnahme der Welle ganz und gar aus Bambus gebaut, ohne die geringste Zuthat von Eisen, zur Bewässerung der Felder, trifft man allenthalben. Schubkarren mit Segeln, die Last über dem Rade angebracht, sieht man oft wie eine zahlreiche Flotte zu Lande dahinfahren; die Segel sind 5—6' hoch und 3—4' breit. Die Seeschiffe der Chinesen, seit 2000 Jahren unverändert geblieben, sind so groß wie unsere größten Kauffahrteischiffe und tragen 300—400 Lasten; sie sind vorn und hinten höher als in der Mitte, also halbmondförmig, und haben meist zwei Masten, an deren jedem ein großes, schwerfälliges Segel aus Schilfmatten hängt; der Rumpf des Schiffes ist in wasserdichte Querfächer getheilt, so daß ein Leck noch keine große Gefahr bringt. Die Seide wird zu den kunstvollsten Geweben verarbeitet, Tuch aber fast gar nicht bereitet, weil keine Schafzucht ist [1]).

Alle möglichen Handwerke [2]) werden bei deu Chinesen betrieben, und in praktischer Geschicklichkeit in Bezug auf die Handgriffe beim Arbeiten übertreffen sie alle Völker, so daß man ihnen das alte Sprüchwort verzeihen darf: „Wir allein sehen mit zwei Augen, die Christen mit einem, alle andern Völker sind blind.“ Doch zeichnen sie weniger durch Erfindungsgabe, als durch ihre Geschicklichkeit im Nachahmen sich aus, was so weit geht, daß man in früherer Zeit sich hüten mußte, einem chinesischen Schneider alte Kleidungsstücke, wenn sie etwa geflickt oder beschädigt waren, als Muster hinzugeben; denn bei ihrem außerordentlichen Nachbildungstalent konnte man gewiß sein, in dem neuen danach gefertigten Anzug dieselben Flecken oder Risse wiederzufinden. Doch fällt dergleichen jetzt nicht mehr vor. Viele Arbeiten werden von den chinesischen Handwerkern in großer Vortrefflichkeit geliefert, besonders solche, die zum Ausschmuck des geselligen Lebens dienen, und der Europäer findet reichen Stoff zur Unterhaltung und Bewunderung, wenn er sich in den Kaufläden der größeren Städte, die von außen wenig Glanz zeigen, im Innern aber eine sehr reiche Einrichtung entfalten, näher umsieht. Alle von Chinesen gefertigten Sachen zeigen eine große Eigenthümlichkeit, Sauberkeit und Vollendung, und besonders in Arbeiten, welche eine sinnreiche Zubereitungsart und eine unermüdliche Geduld fordern, sind sie fast unübertreffbar, was bei der untergeordneten Beschaffenheit ihrer Werkzeuge um so staunenswerther erscheint. Obenan stehen in dieser Beziehung feine Drechslerarbeiten, und unter diesen die zierlichsten und sinnreichsten Prunkwerke, die in irgend einem Theile der Welt zu finden sind. Körbchen und andere Gegenstände aus Elfenbein, Perlmutter, Schildpat, Sandelholz sind so zart, daß man beim bloßen Anrühren sie zu zerbrechen fürchtet. Ausgezeichnet sind auch die Holz-

---

[1]) cf. Ausland 1849, p. 144. [2]) cf. Ev. luth. Missionsbl. 1848, p. 229 f. — Basler Miss.-Mag. 1859, p. 164 f.

und Hornschnitzer in der Umschaffung und sinnreichen Auszierung von Natur-Zufälligkeiten. Wird etwa ein Bambus oder anderer Baum mit den Wurzeln ausgerodet und findet sich der Wurzelknollen eigenthümlich durchwirrt und verrenkt, so wird er zu besonderen Leuten gebracht, die in derlei Dingen erfahren sind und ihre Ansicht darüber aussprechen, was aus solchen Wurzelknoten zu machen sein möchte, und unter deren Leitung dann das Schneidemesser geführt und in bewunderungswürdig kurzer Zeit die allersonderbarste Bildung hervorgebracht wird. Die Chinesen haben überhaupt eine große Vorliebe für das Wunderbare, ihre Einbildungskraft ist von Geistern und Koboldén angefüllt, und es macht ihnen Freude, dergleichen Bilder ihres Wahnes darzustellen, so oft sich nur Gelegenheit dazu bietet. Die lackirten Waaren[1]) blenden durch ihren Glanz ordentlich die Augen; namentlich sind die ungemein reichlichen Goldverzierungen für den Europäer etwas noch durchaus Ungesehenes. In andern Läden findet man Porzellan[2]). Kostbare Vasen von ungeheurem Umfange fesseln die Aufmerksamkeit durch den Reichthum und die Schönheit ihrer Farben; Pagoden, Springbrunnen und Wasserfälle setzen durch ihre sinnreiche Ausführung in Erstaunen; kleinere Stücke enthalten im Innern die wunderbarsten Vorrichtungen, so z. B. abwechselnd sprudelnde Springbrunnen oder Wunderröhren. Die Gold- und Silberarbeiter sind außerordentlich geschickt; die Eisen-, Zinn- und Kupferschmiede können fast Alles machen, was man haben will, Einer hat sogar nach bloßer Beschreibung ein kleines Modell einer Dampfmaschine zu Stande gebracht. Die Schreiner arbeiten gut, und ihre Möbeln werden weithin versendet.

Auch Maler, und dabei kommen wir auf das Gebiet der Kunst, haben ihre Läden, in denen Bilder auf Reispapier und auf Elfenbein, häufig auch europäische Kupferstiche neben Kopien davon in Oel- und Wasserfarben, von Chinesen gefertigt, aufgestellt sind. Die chinesische Malerei ist in der Darstellung des Einzelnen peinlich genau unter sklavischer Nachahmung der Natur, aber ohne Geist und Leben. Die Farbengebung ist ausgezeichnet und nicht ohne Geschmack, aber von Licht und Schatten, von Perspektive, Verkürzungen 2c. haben sie keinen Begriff. Auf ihren Bildern erscheinen die hinten befindlichen Gegenstände so groß, wie die vorderen, und ebenso dunkel colorirt, und die Schattenstellen auf europäischen Bildern werden von ihnen sogar als Mängel getadelt. Denn sie sagen, der Schatten sei etwas Zufälliges und brauche deßhalb nicht angedeutet zu werden, zumal da er das Colorit verunstalte; ebenso müsse man die entfernteren Gegenstände nicht so klein malen, als sie zu sein scheinen, denn das sei ja nur Augentäuschung, die der Verstand zu beseitigen habe. Das Höchste, dazu es einige chinesische Maler gebracht haben, ist die Fertigkeit, ein erträgliches Portrait nach europäischer Art zu malen; doch auch die Portrait-Maler, welche noch ganz nach alter chinesischer Art arbeiten, nennen sich auf den Schildern über ihren Läden „Maler schöner Gesichter". Die Bildhauerkunst ist unbedeutend und schafft mehr Schmuck und Spielerei, als wirkliche Kunst-

[1]) cf. Ausland 1857, p. 1273. — [2]) cf. Ebendas. 1855, p. 236; 1856, p. 312.

werke; die Baukunst [1]) nur im Brückenbau ausgezeichnet. Die Musik ist eintönig und ohne Erhebung, grell und lärmend, aber ohne viel Harmonie; die Instrumente sind meist von uralter Erfindung und sehr mannigfaltig: Flöten, Pfeifen, Lyra und Saiten-Instrumente aller Art, Glocken, Trommeln und Pauken werden schon in den ältesten Schriften erwähnt. Auf die Poesie, zu welcher der chinesische Geist sehr wenig hinneigt, werden wir später zurückkommen.

Weit mehr Neigung haben die Chinesen zum Handel, und ihr Handelsverkehr ist im Innern sehr belebt, nach außen aber steht er mit dem Reichthum der Produktion in keinem günstigen Verhältniß. Der auswärtige Handel China's ist theils See-, theils Landhandel. Der Seehandel geht gegen Süden nicht über die Sunda-Straße, und gegen Osten nicht über Japan hinaus; Manila, Bangkok, Singapore und Batavia sind die vornehmsten Häfen im asiatischen Archipel, welche die Chinesen von Canton, Amoy und Ningpo aus besuchen. Der Landhandel geht vornehmlich nach den unterworfenen Ländern Inner-Asiens, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß vornehmlich dieses Handels-Interesse die chinesischen Kolonien und die vielen chinesischen Kriegsheere nach den westlichen Ländern geführt hat. Auf diesem Wege steht China mit den Ländern Vorder-Asiens, mit Buchara, Persien u. s. w. in Handelsverkehr, der vermittelst Karavanen betrieben wird. Mit der christlichen Welt war der Handel China's zu Lande auf Kiachta (mit den Russen) und zur See auf Canton beschränkt, bis durch den Opiumkrieg mit England 1842 noch die Häfen von A-moy, Fu-tscheu-fu, Ning-po und Schang-hai geöffnet und sogar die Insel Hong-kong förmlich an die Engländer abgetreten wurde, womit für den englisch-chinesischen Handel eine neue Aera begann. Der hauptsächlichste Ausfuhr-Artikel ist Thee, jährlich über 90 Millionen Pfund, nächstdem Seide, Zucker, Reis, Arzenei- und Gewürzpflanzen, Elfenbein, Porzellan, Nankings, verschiedene Fabrikate des Kunstfleißes und edle Metalle, gegen die Einfuhr von Areka-Nüssen, einzelnen Gewürzen, Vogelnestern, Sandelholz, Pelzwerk, wollenen Tüchern, Glaswaaren und, obschon verboten, Opium. Bei den Zahlungen rechnet man nach „Taels" oder „Leangs", d. i. nach Silberbarren, welche gewogen werden, während man zur Ausgleichungsmünze kupferne runde Stücke mit einem viereckigen Loche zum Aufreihen an eine Schnur gebraucht. Geldwechsler [2]) findet man häufig an Straßenecken, auf Marktplätzen und vor den Tempeln sitzen, und zur Erleichterung des Handels werden regelmäßig Wechsel [3]) und Gutscheine in Umlauf gesetzt bis zur Höhe von 1000 Thalern. In den Straßen der großen Städte drängt sich Laden an Laden, und an manchen Orten gibt es gar keine Familienwohnungen, sondern nur Kaufläden und Werkstätten, deren Besitzer mit ihren Familien in einem der benachbarten Orte wohnen. Ein gewöhnlicher chinesischer Kauf- oder Kramladen — natürlich sind sie in den großen Städten glänzender eingerichtet — ist schmal und dunkel, und wird den Tag über nur durch die geöffnete Thür

---

[1]) cf. Wuttke a. a. O. p. 115 f. [2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1853, III, p. 108.
[3]) Ebendas. 1848, III, p. 108.

erhellt, die so breit und hoch ist, wie der Laden selbst. Vor der Thür ist eine Reihe runder Pfosten, die oben in den Querbalken des Daches und unten in Stein eingefügt sind. Am Tage werden die mittleren herausgenommen, um den Zutritt zu dem Laden zu eröffnen. Unmittelbar hinter dieser Pfostenreihe befindet sich die Thür, bestehend aus hölzernen Schiebern, die sich in Falzen bewegen. Mit dem Einbruch der Nacht werden die Pfosten eingesetzt, die Schieber vorgerückt und inwendig mit Querbalken verrammelt. Im Inneren der Bude sind die Waaren auf einer oder auf beiden Seiten auf Brettern über einander geschichtet, ähnlich wie in den europäischen Läden. In der Mitte steht ein langer Tisch, der als Geldkasten dient und auf dem die Waaren ausgewogen und ausgemessen werden. Von dem Dach des Hauses hängen im Innern einige Papierlaternen herab, welche in der Nacht den Laden erleuchten. Auch die chinesischen Fleischer, Fisch- und Gemüsehändler haben ihre Läden, ebenso die Fruchthändler. Wandernde Verkäufer namentlich von Viktualien stehen und ziehen umher; Sänften- und Lastträger aber, eine eigene Klasse bildend, stehen in großen Schaaren an den Straßen, wartend, bis Jemand sie dinge. Doch genug von Handel und Verkehr; wir müssen auch die Sprache und Geistesbildung dieses merkwürdigen Volkes noch ein wenig in's Auge fassen.

Die chinesische Sprache [1]) unterscheidet sich von allen anderen Sprachen durch ihre überraschende Originalität, ihr hohes Alter, ihre Unveränderlichkeit und namentlich ihre wunderbare Verbreitung in den bevölkertsten Gegenden Asiens. Von allen alten Sprachen ist sie nicht nur die einzige, welche heute noch gesprochen wird, sondern sie ist auch die verbreitetste aller lebenden Sprachen. Man schreibt chinesisch und spricht es nach verschiedenen Betonungen in den 18 Provinzen des Reiches, in der Mandschurei, in Korea, Japan, Cochinchina, Tonkin und auf einigen Sundainseln! es ist unstreitig die am weitesten verbreitete Sprache in der Welt, der gemeinsame Ausdruck der Ideen für die größte Anzahl Menschen. Die chinesische Sprache theilt sich eigentlich in zwei ganz verschiedene Sprachen, die Schriftsprache und die gesprochene Sprache. Erstere besteht nicht aus Buchstaben, welche zur Bildung der Worte mit einander verbunden werden: sie ist nicht alphabetisch, sondern die Vereinigung einer bedeutenden Menge mehr oder minder complicirter Charaktere, von denen jeder ein Wort ausdrückt, einen Begriff oder Gegenstand darstellt. Die ursprünglich von den Chinesen angewandten Charaktere [2]) waren Zeichen oder vielmehr rohe Bilder, welche unvollkommen materielle Gegenstände darstellten, und ihre Zahl belief sich auf 240. Es gibt darunter einige für den Himmel, andere für die Erde und den Menschen, die Theile des Körpers, die Hausthiere, Pflanzen, Bäume, vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Metalle 2c. Seit der ersten Erfindung der chinesischen Schrift haben sich diese rohen Bilder geändert; aber statt

---

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1850, II, p. 219; 1851, II, p. 256 f. 259; 1856, II, p. 142 ff. Evangel. luth. Missionsblatt 1850, p. 89 f. Missionsfreund 1852, p. 15 f. Calw. Missionsblatt 1847, p. 77; 1849, p. 14. Rhein. Berichte 1858, p. 57 ff. Basler Heidenb. 1848, p. 95 f.; 1851, p. 19; 1859, p. 21 f. [2]) cf. Wuttke a. a. O. p. 89.

sie zu vervollkommnen, hat man sie vielmehr verschlechtert; man hat nur die Grundzüge beibehalten, und mit dieser kleinen Zahl von Zeichen haben die Chinesen alle ihre Charaktere zusammengesetzt und den zahlreichen Bedürfnissen ihrer Civilisation zu genügen verstanden. Je mehr sich nämlich die Gesellschaft vervollkommnete, der Kreis ihrer Kenntnisse sich erweiterte und neue Bedürfnisse sich fühlbar machten, um so mehr mußte die Zahl der Charaktere sich vermehren und man zu neuen Mitteln seine Zuflucht nehmen. So entstanden denn eine ganze Menge von Zusammensetzungen der ursprünglichen Bilderschrift und wurden auf diese Weise eine Unzahl meistentheils willkürlich zusammengesetzter Zeichen gebildet, welche mitunter geistreiche Symbole, lebendige und malerische Beschreibungen und Räthsel enthalten, die um so interessanter sind, da der Ausdruck dafür nicht verloren gegangen ist. Die Wesen in der Natur und eine Menge anderer Gegenstände, welche man mit ihnen zusammenstellen konnte, klassifizirte man nach Familien in Thiere, Bäume oder Pflanzen, welche gleichsam der Typus derselben in den 240 ursprünglichen Charakteren waren, so daß der Name jedes natürlichen Wesens in doppelter Beziehung, einmal als Gattungsname, dann als Ausdruck der Spezies sich fand; im letzteren Falle drückte ein besonderes signifikantes Zeichen die eigenthümliche Gestaltung oder die Gewohnheiten des Thieres ꝛc. oder den Nutzen aus, den man davon ziehen kann, ein Verfahren, durch welches wirklich natürliche Familien gebildet wurden, die mit wenigen Ausnahmen selbst von modernen Naturforschern angenommen werden könnten. Bei abstrakten Begriffen und Handlungen des Denkens war die Schwierigkeit größer, und man ging hierbei nicht weniger geistreich zu Werke. Um z. B. den Zorn auszudrücken zeichnete man ein Herz und darüber das Zeichen der Sklaverei; eine Hand mit dem Zeichen der Mitte bezeichnete den Historiker, dessen erste Pflicht es ist, nach keiner Seite hin sich zu neigen; um Freund auszudrücken, stellt man zwei Perlen neben einander, da es schwer ist, zwei völlig gleiche Perlen zu finden, u. s. f. Die Mehrzahl der Worte ist freilich nicht von dieser Art, und ihre Zusammensetzung daher oft ganz willkürlich, aber es gibt eine große Menge, welche zu analysiren sehr interessant sein würde. — Anfänglich schrieben die Chinesen mit einer metallenen Spitze auf Bambusbrettchen, und um die Charaktere leichter wiedergeben zu können, änderte man nach und nach ihre ursprüngliche Form, so daß das Bildliche fast ganz verloren ging. Die Steifheit der Züge wurde seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. gemildert, nachdem das Papier aus der Rinde des Maulbeerbaums oder des Bambus und die Tusche[1]) erfunden, und der Pinsel an die Stelle des Grabstichels getreten war. Nach und nach führte man weitere Veränderungen in der Bildung der Züge ein, und gelangte endlich zu der jetzigen Schrift, welche aus der Verbindung einer gewissen Anzahl theils gerader theils etwas gekrümmter Striche besteht. Beim ersten Anblick sieht die chinesische Schrift unangenehm aus und fällt dem Auge durch ihre Sonderbarkeit auf; hat man sich aber daran gewöhnt, so findet man sie wirklich schön und sogar angenehm. Die Chinesen, welche in ihren

[1]) cf. Ausland 1858, p. 951 f.

mageren und dürren Fingern den Pinsel mit überraschender Leichtigkeit und Gewandtheit zu führen verstehen, schreiben die Charaktere in vertikaler Richtung unter einander, bei welcher uns fremden Anordnung der Leser nicht so leicht mit einem Blicke einen ganzen Satz übersehen kann, wie bei der horizontalen Schrift. Sie fangen ihre Zeilen auf jeder Seite rechts an, so daß der Titel ebenfalls auf der ersten Seite rechts sich findet, machen es also auch in diesem Punkte wie in so vielen andern im Vergleich mit den Europäern gerade auf die entgegengesetzte Weise. — Die Zahl der nach und nach durch Verbindung der Striche entstandenen Charaktere beläuft sich auf 30—40,000 in den chinesischen Wörterbüchern, aber ⅔ davon sind weniger gebräuchlich, und rechnet man die Synonymen ab, so reicht die Kenntniß von 4—6000 Zeichen mit ihren verschiedenen Bedeutungen hin, um alle Originaltexte ohne Anstoß zu verstehen. — Die gesprochene Sprache besteht aus etwa 450 einsilbigen Lauten, welche durch den feinen Unterschied der Betonung sich ungefähr bis auf 1600 vervielfältigen, so daß alle chinesischen Worte sich nothwendigerweise in homophone Reihen ordnen, wodurch eine Menge zweideutiger Ausdrücke im Lesen und Sprechen entstehen. Daher die große Schwierigkeit chinesisch zu sprechen, um so mehr, als die Chinesen keine zweisilbigen, sondern nur lauter einsilbige Wörter haben, die nur durch die verschiedene Höhe oder Tiefe des Tones der Stimme unterschieden werden müssen. Ein einziges Wort kann so auf acht verschiedene Weisen ausgesprochen werden, und hat jedesmal einen anderen Sinn. „Das Sprechen der chinesischen Sprache,“ sagt Missionar Hamberg, „ist wie das Spielen der Violine; wie man für die Violine nicht blos Finger, sondern auch ein musikalisches Ohr haben muß, so muß man für die chinesische Sprache nicht blos Mund, sondern ein musikalisches Gehör haben, — und dieses zarte unterscheidende Ohr kann nur durch die Länge der Uebung gewonnen werden.“ Ueberdies muß man erst chinesisch denken gelernt haben, ehe man chinesisch sprechen und schreiben kann. Und wie schwer vermag diese Sprache in ihrer spröden Unbeweglichkeit dem lebendigen Gedanken zu folgen, wie ist ihre Grammatik [1]) so unvollkommen! Da ist kein Unterschied zwischen Verbum und Nomen, dasselbe Wort ist unverändert, je nach dem Zusammenhang, bald Substantiv, bald Adjectiv, bald Verbum, ohne Deklination und Konjugation. Die Zeit kann am Verbum selbst nicht ausgedrückt werden, sondern nur durch Hinzufügung eines besonderen Wortes, welches diese Zeit bezeichnet. Nur Accent und Stellung entscheiden die Geltung eines Wortes als Substantiv, Verbum, Adjektiv, Zahlwort, selbst als Präposition; keine Formenlehre, sondern nur Syntax. Da ist keine reiche Satzentwickelung, sondern nur kurze Sätze; Alles vielfach erinnernd an die erste Sprechweise der Kinder. Die Zweideutigkeit der Sprache aber sucht man durch paarweise Zusammenstellung synonymer oder antithetischer Worte, durch mannigfaltige Darstellung desselben Gedankens zu entfernen; daher in wissenschaftlichen Schriften unaufhörliche, ermüdende Wiederholungen.

---

[1]) cf. Abel-Rémusat, éléments de la grammaire chinoise. Paris 1822.

Als Beispiel geben wir das Abschiedsgedicht eines chinesischen Lehrers und Gehülfen an Miss. Lechler, in lateinischer Schrift (wobei man freilich den Ton nicht angeben kann, mit dem es ausgesprochen wird), mit darüber geschriebener wörtlicher Uebersetzung:

Aufsetzen Fuß Mitte Blüthe Reihe sein von Jahren
Thok tsiuk tschung fa lit yu nyen
Enthalten deutlich wahre Lehre predigen weit und breit
Tschen min tschin thau kong tschon sen
Oeffnen Taubheit aufklären Blindheit unaufhörlich ohne Geheimniß
Khoi lung klei khui pin wu yun
Befruch-tender Regen besänftigender Wind auch unpar-teiisch
Fa yi fo fung yit put pen
Pflanzen Glück vieler Art doch sagen „ich bleib bei euch"
Tschung fuk to nyen yu wa „khiung"
Auslegung der Schrift noch nicht beendigt plötzlich sagen zurückkehren
Tham kin wui liou ki nyen sen
Von nun an Land getrennt Gefühl schwer trennen
Tsiung kim thi kak tsin lan kak
Auf den Zehen stehend hinausblicken auf die Wiederbegegnung für sie ergreifen
Tschu mong tschung fung thoi tschip
Peitsche.
pen.

Auf gut Deutsch: Es ist schon eine Reihe von Jahren, seit Sie nach China (der Blume der Mitte) gekommen sind; Sie haben die wahre Lehre deutlich entfaltet und weit und breit verkündigt; den Tauben gingen die Ohren auf und den Blinden das Gesicht, denn Sie waren unermüdlich und haben nichts geheim gehalten. Der unparteiische Einfluß der Lehre hat sich deshalb auch gezeigt, wie der befruchtende Regen und der besänftigende Wind. So haben Sie viel Glück gepflanzt und doch gesagt: „ich will noch länger bei euch bleiben." Aber ehe wir ganz mit der Auslegung der Schrift fertig geworden sind, sagen Sie plötzlich: „ich muß gehen." Von nun an werden wir dem Lande nach weit getrennt sein, aber eine Entfernung der Herzen ist unmöglich. Sehnsuchtsvoll werden wir Ihrer Zurückkunft entgegensehen, dann wollen wir die Peitsche in die Hand nehmen, um Ihren Wagen nach Hause zu leiten.

Die von den Europäern mit Unrecht so genannte Mandarinensprache, als wenn sie nur von diesen gebraucht würde, ist die „Kuan-hoa" d. h. allgemeine Sprache, welche die Gebildeten der 18 Provinzen des Reiches sprechen. Man unterscheidet aber die allgemeine Sprache des Nordens und die des Südens. Erstere ist die von Pe-king (Hof des Nordens); sie zeichnet sich durch häufigere und auffälligere Anwendung des gutturalen oder aspirirten Accentes aus, und wird in allen Verwaltungsbureaus gesprochen, deren Beamte die Aussprache der Hauptstadt affektiren, welche in China ebenso wie anderwärts die Gesetzgeberin der schönen Sprache ist. Die allgemeine Sprache des Südens ist die der Bewohner von Nan-king (Hof des Südens), welche den gutturalen Accent nicht so hervorzuheben verstehen, wie die Bewohner des Nordens, aber deren biegsamere Stimme den Unterschied der Betonungen genauer hervortreten läßt. Wahrscheinlich war, als Nanking noch die Hauptstadt des Reiches war, die hier herrschende Sprache auch die geachtetste. Außer den beiden Unterabtheilungen der allgemeinen oder (nach europäischem Ausdruck) Mandarinen-Sprache gibt es in den verschiedenen Provinzen China's Lokaldialekte, eigenthümliche Patois, deren Aussprache sich wesentlich von der reinen Aussprache der allgemeinen Sprache unterscheidet. Es kommt manchmal vor, daß die Bewohner zweier Flußufer sich nicht verstehen; aber da dies nur an der Aussprache liegt und die Sprache

im Grunde genommen immer dieselbe ist, so nimmt man zum Pinsel seine Zuflucht. Außer diesen verschiedenen Patois trifft man endlich in China noch eigenthümliche Dialekte in den Provinzen Kuan-tung und Fo-kien.

Die sehr reiche, vielfach vom Staate getragene und beförderte wissenschaftliche Litteratur [1]) der Chinesen, an welcher sich selbst die Kaiser und die höchsten Staatsbeamten betheiligen, zeigt troß großen Interesses für geistiges Leben doch im Ganzen mehr eine Fülle von Stoff, als geistige Durchdringung desselben, mehr Beobachtungen und Bemerkungen, als Gedankenarbeit; in der Darstellung, welche durch vielfache Wiederholung desselben Gedankens die Mängel der Sprache auszugleichen sucht, herrscht eine trockene Verständigkeit vor und die Phantasie tritt zurück. Wie umfangreich die chinesische Litteratur sei, kann man daraus abnehmen, daß eine im vorigen Jahrhundert auf kaiserlichen Befehl gemachte Sammlung ihrer vorzüglichsten Werke sich auf 160,000 Bände beläuft. Die Chinesen sind überhaupt ein lesendes Volk; Bücher sind, wie gesagt, bei ihnen wohlfeil und zahlreich, selbst Zeitungen werden gelesen, und vornehme oder gelehrte Chinesen haben zuweilen Sammlungen von vielen tausend Bänden [2]). Was die Wissenschaften [3]) angeht, so hat der Chinese zunächst für die Natur, ihre Erscheinungen und Kräfte ein hohes Interesse, und die Astronomie zugleich als Astrologie ist sehr früh und bedeutend entwickelt. Sonnen- und Mondfinsternisse wurden schon im 8. Jahrhundert v. Chr. berechnet, und Kalender und Almanache [4]) werden noch heute um so sorgfältiger gemacht, als die Astronomie Staatssache und der Himmel die bestimmende Macht für die Regierung ist. Auch in den übrigen Naturwissenschaften haben die Chinesen reiche Beobachtungen gemacht; selbst einige Theorieen über die Entstehung der Natur [5]) finden sich vor. Daß die Versteinerungen die Wirkungen von großen Fluthen seien, wußte schon Tschu-hi, und die Botanik wird auf den zweiten Kaiser zurückgeführt, wie denn auch die Arzneikunde [6]) von einem der ältesten Kaiser begründet worden sein soll. Die chinesischen Aerzte [7]) zeigen oft große Geschicklichkeit, namentlich besitzen sie viel Fertigkeit in genauer Prüfung der Schlagader, betrachten jedoch eine Kenntniß der Bestandtheile des menschlichen Körpers, welche nur durch Zerlegung desselben gewonnen werden kann, als eitle Spekulation, welche keinen Nutzen einbringt. Ihre Arzneistoffe beschränken sich meist nur auf Kräuter, welche gewöhnlich als Heilmittel von ihnen verordnet werden. Sie haben einige sehr wirksame Pflanzen, deren Wirkung sie jedoch dadurch schwächen oder gar schädlich machen, daß sie sechszig bis siebenzig andere Pflanzen zu Einer Gabe dazu beimischen. Gewöhnlich sagen sie den Tag, wann der Kranke gesund sein soll, voraus, sehen sich aber meist in ihrer Voraussage getäuscht. Deßhalb besitzen auch die europäischen Aerzte bei dem Volke viel größeres Vertrauen. Auch Apotheken gibt es

[1]) cf. Wuttke a. a. O. p. 90 ff. [2]) cf. Ausland 1858, p. 908 f. 933 f. 1855, p. 420 ff. Calw. Missionsbl. 1847, p. 77. [3]) cf. Ausland 1852, p. 784 f. [4]) cf. Ebendas. 1853, p. 447. [5]) cf. Ebendas. 1850, p. 185. [6]) cf. Ebendas. 1851, p. 1033; 1857, p. 1073 f. Basl. Miss.-Mag. 1835, I, p. 146 f; 1848, III, p. 71 f. [7]) cf. Evang. Reichsbote 1859, p. 21. 27 f.

in China, und ihre Aushängeschilder sind versprechend genug. Da ist „die Apotheke der Lebensverlängerung," dort „die Apotheke zur Wiederkehr des Lebensfrühlings," und was ähnliche glänzende Namen sind. Oefters auch sieht man sie außen herum mit einer ungeheuern Menge alter Lappen bedeckt; dies sind die Pflaster aus der Apotheke, welche an Kranken gute Wirkung gethan, und als Beweise der Heilkunst des Apothekers, der meistens auch Arzt ist, angenagelt wurden. Drinnen aber findest du die stark gewürzten „Lebensbeschützungspillen," deren Haupttheil die vielgepriesenen Kraftwurz aus der Mandschurei ist. Bärengalle und Tigerschmalz sind hochgeschätzte Mittel; daneben chinesische Rhabarber, Kampher und andere auch uns bekannte Elemente. — Mit der Astronomie steht in China die Geschichte in enger Verbindung; die Chronologie ist die Hauptaufgabe der chinesischen Geschichtsschreibung, und ihre Zeitbestimmungen sind die genauesten im ganzen Alterthum; ihr Inhalt aber ist nur eine dürre Reihe von Thatsachen und ungewöhnlichen Begebenheiten, die eben vorzugsweise unrechtmäßige Durchbrechungen der gesunden Entwickelung sind. So ist denn auch die Darstellungsweise der Geschichtschreiber überaus dürr und langweilig. Das Alter der Welt wird von den Chinesen auf 60,000 Jahre angegeben; ihre sagenhafte Geschichte geht bis auf 3000 v. Chr. zurück; eine Erinnerung an die Noachische Fluth ist auch bei ihnen nachweisbar. Die älteste Geschichte ist der „Schu-king," eines der heiligen Bücher, auf die wir später zurückkommen werden. Die wichtigste Hülfswissenschaft der Geschichte, die Erdkunde, beschränkt sich natürlich fast nur auf China, und für dieses Land ist sie sorgfältig ausgebildet [1]). Karten aller Provinzen werden schon aus den ältesten Zeiten erwähnt, und in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschien auf kaiserliche Anordnung eine allgemeine, äußerst sorgfältig ausgearbeite Beschreibung von China in 500 Bänden, worin außer dem eigentlich Geographischen auch noch viel rein Statistisches, die Sitten, Schulen, hervorragende Menschen rc. besprochen werden. Neben allen diesen wissenschaftlichen Bestrebungen wurde die Poesie bei den Chinesen nicht ganz vernachlässigt, und auch hierin liegen bändereiche Sammlungen, die im Occident nur erst zum Theil bekannt sind, vor, obschon die dichterischen Werke, da der chinesische Geist eigentlich wenig zur Poesie neigt, an Zahl und Werth gegenüber der ungeheuern Zahl wissenschaftlicher und praktischer Schriften auffallend gering sind. Versemachen ist freilich sehr verbreitet und macht sogar einen Theil der Studien und Staats-Examina in China aus, dieses Versemachen aber ist nicht Poesie, sondern einfach gebundene, gefesselte Rede, nicht freie Dichtung, welche dem passiven Wesen des chinesischen Geistes widerstrebt. Darum sind denn auch die Gelehrten und Weisen im Volke hoch geachtet, der Dichter sehr wenige, und nur einmal, vom 7. bis 10. Jahrhundert n. Chr., waren Dichtkunst und Dichter in hohen Ehren. Das eigentliche Epos ist nicht vorhanden, sondern statt dessen nur Erzählung; Romane sind zahlreich, aber meist dürftig in der Erfindung, viel Geschwätz und wenig Handlung, breit und langweilig, nur in einzelnen Schilderungen

---

[1]) cf. Ausland 1855, p. 87; 1846, p. 816. 1221; 1851, p. 645.

poetisch, öfter aber sittlich schmutzig. Ebensowenig kann das Drama in China blühen, da der Chinese weder in der Weltgeschichte noch in der Poesie Handlung kennt, und die Schauspiele sind eben blos Schaustücke, das Theater meist nur Posse. Die lyrische Poesie allein hat eine höhere Geltung und Ausbildung erlangt, und ist zum Theil sehr zart, natürlich und wahr, am schönsten im „Schi-king;" doch fehlt auch ihr die rechte Erhebung und Begeisterung, und das dialektische Element zieht sich gern abkühlend in dieselbe hinein. Zur Philosophie endlich drängt die ganze Weltanschauung der Chinesen von selber hin, und sie haben dieselbe, wiewohl erst spät, in anzuerkennender Weise ausgebildet. Am höchsten steht Tschu-hi, um die Mitte des 12. Jahrhunderts n. Chr., der Aristoteles des Mittelreiches, dessen Philosophie zur anerkannten Reichsphilosophie geworden ist und auf das religiöse Leben in China, zu dessen Darstellung wir nun übergehen, nicht unbedeutend eingewirkt hat.

§. 2. Religion und Götzendienst.

P. F. Stuhr, die chinesische Reichsreligion. Berlin 1835.

C. F. Neumann, die Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen, nach Tschu-hi. In **Illgen**, Zeitschrift für die historische Theologie. 1837, H. 1.

Dr. **A. Wuttke**, Geschichte des Heidenthums II, p. 10 ff.

Basler Missions-Magazin, 1835, II, p. 279 ff.; 1851, II, ff. 252 ff.; 1859, p. 170 ff. — **Goßner, Biene** 1848, p. 58 f.; 1856, p. 36 f. 54. — **Evangel. luth. Missionsblatt** 1852, p. 218. — **Nachrichten der ostindischen Missionsanstalt zu Halle** 1859, p. 41 ff. — **Evang. Reichsbote** 1853, Nr. 6.

Was die religiöse Seite des chinesischen Lebens betrifft, so haben wir hier eigentlich drei, im gemeinen Volksglauben allerdings mannigfach modifizirte und vermengte Religionen zu unterscheiden: die herrschende Reichsreligion des Kong-fu-tse, die gleich alte, aber einer andern Weltanschauung angehörige und nur zu untergeordneter Bedeutung gelangte des Laotse, und endlich der viel später aus Indien eingedrungene, im Volke weit verbreitete, aber auf das Leben desselben, namentlich in Beziehung auf den Staat, wenig einflußreiche Buddhismus, hier die Lehre des Fo genannt; alle drei nach einer chinesischen Parabel[1]) freilich nicht im Stande, der im Argen liegenden Menschheit gründlich zu helfen. „Im Allgemeinen hat der Chinese wenig Sinn für das Uebersinnliche; sein praktisch-nüchterner Sinn richtet sich vorzugsweise auf die materiellen Interessen; daher trägt auch seine Religion den Charakter der Oberflächlichkeit; seichtes Moralisiren in ermüdender Wiederholung füllt die religiöse Lehre größtentheils aus; tiefere Gedanken sind spärlich und erscheinen erst spät. Was der Chinese mit dem hausbackenen Verstande nicht begreifen kann, das läßt er verächtlich liegen." Dagegen findet sich auch, nach Williams, in dem ganzen chinesischen Kultus nichts von jener Vergötterung der rohen Sinnenlust, durch welche in so vielen andern heidnischen Ländern im Namen der Religion die greulichsten Ausschweifungen der menschlichen Natur gerechtfertigt und legitimirt, die geistigen Kräfte des Volks aber entnervt und die Herzen verunreinigt werden. Doch wir wenden uns zunächst zur Be-

[1]) cf. Ausland 1857, p. 537.

trachtung der **chinesischen Reichsreligion**[1]) selbst, welche der Sage nach von Fo-hi, dem Stifter des chinesischen Reiches, um 3000 v. Chr., begründet, durch Kong-fu-tse (Confucius) im 5. Jahrh. v. Chr. gesammelt, geordnet, gereinigt und verkündigt, durch philosophische Geister, wie Meng-tse (Mentzius) und Tschuhi, fortgebildet und in eine wissenschaftlichere Form gebracht wurde.

Kong-fu-tse oder Kong-tse,[2]) der „Fürst der Weisheit", wie die Chinesen ihn nennen, geb. um 550 v. Chr., als Sohn eines unbedeutenden Beamten, lebte anfangs in ärmlichen Verhältnissen, wurde Schreiber, und vertiefte sich erst später in die Erforschung der chinesischen Vorzeit. Die Ideale früherer Zeiten mit einer tiefgesunkenen, zerspaltenen und unruhevollen Gegenwart vergleichend, suchte er für die bessere Vergangenheit Ehrfurcht und Nacheiferung zu wecken, und trat als ernster Sittenprediger auf, nichts wesentlich Neues lehrend, sondern geflissentlich überall auf das Alterthum und dessen Vorbilder verweisend. Nachdem er bald eifrige Schüler gefunden, suchte er, um mehr zu wirken, eine Beamtenstelle und ward endlich hoher Verwaltungsbeamter eines Fürsten; seine Sittenstrenge und Gesetzlichkeit aber machten ihn unbequem, und, sein Amt niederlegend, mußte er selbst Verfolgung und Elend erleiden. Er starb im J. 479 und ward zwei Jahrhunderte später in den Fürstenstand, im 15. Jahrhundert sogar zur Kaiserwürde erhoben, daher seine Nachkommen noch jetzt große Vorrechte genießen. Sein Andenken aber wurde durch Erinnerungs-Hallen hoch geehrt, und kaiserliche Ehren seinem Bildniß gespendet. Seine Lehre, obwohl anfangs viel angefochten, ward allmählich Staatsreligion und Staatspolitik, und seine und seiner Schüler Schriften sind die Grundlage aller höhern Bildung, werden in allen Schulen gelesen[3]) und zum Theil auswendig gelernt und sind Hauptgegenstand der Staatsprüfungen durch alle Stufen hindurch. Die King oder heiligen Schriften, in ihren Bestandtheilen zum Theil 1800 Jahre älter, als Kong-fu-tse, wurden von diesem nicht verfaßt, sondern blos gesammelt, geordnet und überarbeitet, und sind der Zahl nach drei. Der Y-king, die ältesten Ueberlieferungen chinesischen Geisteslebens in den 64 von Fo-hi erfundenen Kua oder Zeichen, mit späteren Textworten und noch späteren Erläuterungen enthaltend, jene dunkel und vieldeutig, diese äußerst willkürlich und wiederholungsreich, ist ursprünglich kosmologischen Inhaltes, von den späteren Erläuterern meist in moralische Betrachtungen umgewandelt, und wurde schon in der Blüthezeit der chinesischen Literatur nicht mehr verstanden. Der in Folge früher erlittener Unbilden sehr lückenhafte und unzweifelhaft aus sehr verschiedenen Zeiten stammende Schu-king, für uns der wichtigste, enthält die alte Geschichte von Yao bis zum 7. Jahrh. v. Chr., mit vielen sittlichen und politischen Betrachtungen, steht als Hauptgrundlage für das Staatsleben noch jetzt im höchsten Ansehen und wird seit dem 5. Jahrh. v. Chr. in allen Schulen gelehrt. Der Schi-king ist das Buch der Gesänge. Aus den schon seit dem 12. Jahrh. v. Chr. von den Kaisern zur Beförderung der Sittlichkeit verbreiteten Liedern, deren er an 3000 vorfand, wählte Kong-fu-tse 311 ältere und neuere, oft von Kaisern selbst gedichtete aus, welche den Schi-king bilden. Außer den eigentlichen Sittengedichten und vielen politischen Gelegenheitsgedichten findet sich auch eine große Anzahl rein lyrischer Gedichte ohne alle Beziehung auf einen moralischen Zweck darin von im Allgemeinen gesunder und zarter Sittlichkeit und viel natürlichem Gefühl. (Rückert's Uebersetzung des Schi-king ist freilich poetischer, als das Original, aber gibt den Sinn ziemlich treu wieder.) Außer diesen drei King werden noch zu den heiligen Schriften gerechnet und bisweilen auch „King" genannt der Li-ky, eine Anstandslehre, das Ceremonial bei den verschiedensten Gelegenheiten enthaltend; Ta-hio, „die große Lehre", von Kong-fu-tse und einem seiner Schüler, und Tschung-yung, „die feste Mitte", von einem Enkel des Kong-fu-tse verfaßt, beide den Gesammtinhalt seiner Lehre zusammenfassend; Lün-yü, nach dem Tode des Kong-fu-tse von seinen Schülern zusammengetragen, und Hi-tse, ein ihm selbst allgemein zugeschriebenes Werk. Den Werken des Kong-fu-tse fast gleichgestellt sind die Erklärungen derselben

---

[1]) cf. Basl.-Miss.-Mag. 1835, II. p. 282 ff. Heidenbote 1850, p. 12.
[2]) cf. Evang. Reichsbote 1855, p. 44 ff. [3]) cf. Basl.-Miss.-Mag. 1856, IV, p. 50.

von dem um 360 v. Chr. blühenden Philosophen Meng-tse, und die Commentare des in der Mitte des 12. Jahrh. n. Chr. blühenden „Fürsten der Wissenschaft", Tschu-hi oder Tschu-tse, über sämmtliche King, die, vielfach in Auszügen bearbeitet, noch heute als vorzügliche Compendien gelten. Tschu-hi war ohne Zweifel China's vielseitigster Geist, großer Gelehrter und tiefsinniger Philosoph, und seine Philosophie wurde die anerkannte Staatsphilosophie.

Auf der alten Reichsreligion des Kong-fu-tse ruhen (nach Wuttke, dem wir hier vornehmlich folgen) das ganze Staatsleben, alle Gesetze und die eigentlichen Volkssitten; ihr gehören alle Gebildeten, besonders alle Beamten und der Kaiser selbst an; sie ist der Gegenstand des öffentlichen Unterrichts und der Staatsprüfungen. Ihrem innersten Wesen nach ist dieselbe reiner Naturalismus; sie erkennt keinen persönlichen Gott außer der Natur an, sondern die Natur selbst ist das Göttliche. Ob in ältester Zeit noch Erinnerungen an die ursprüngliche göttliche Offenbarung vorhanden waren, ist zweifelhaft; so viel ist gewiß, daß in den religiösen Urkunden von keinem geistigen, persönlichen Schöpfer der Welt die Rede ist; die Behauptung der im 17. Jahrh. in China wirksamen Jesuiten und der jetzigen Aufständischen, daß die alte chinesische Religion den wahren persönlichen Gott lehre, ist eine Erdichtung. Die chinesische Religion ist eine schlechterdings selbstgemachte des natürlichen Menschen, weßhalb wir uns auch nicht wundern dürfen, wenn wir in ihr gar merkwürdige Berührungspunkte mit den Lehren eines modernen Heidenthums unter christlichen Völkern finden. Die Natur allein ist Gott, aber in zwei entgegengesetzten Formen, Urkraft (Yang) und Urmaterie (Yn), deren höchste Erscheinungen in der Wirklichkeit der Himmel und die Erde sind, als Vater und Mutter aller Dinge. Beide, erst durch jenen Urgegensatz erzeugt, werden häufig sinnbildlich statt desselben genannt. Yang und Yn, oder sinnbildlich: Himmel und Erde, in ihrer Zweiheit [1]) sind der Urgrund alles Daseins, und in jedem Dinge beide zugleich vorhanden; jedes ist Stoff und hat zugleich eine Kraft; keines der beiden Urwesen ist aus dem anderen, aber auch keines ohne das andere, sondern beide sind mit einander. Der Himmel, und zwar der natürliche, sichtbare, blaue Himmel mit der Sonne und den Sternen, und die Erde, welche in der religiösen Verehrung allerdings etwas mehr in den Hintergrund tritt, sind „die wirkliche und wahre Offenbarung und Erscheinung der an sich nicht sichtbaren und nicht vorstellbaren Urgründe des Seins;" wer sie sieht, der sieht die Gottheit, aber eben nicht, wie sie ist, sondern wie sie in sinnlicher, beschränkter Weise sich offenbart. Die gesammte Welt aber ist nicht geschaffen [2]), sondern durch das Eingehen der Himmelskraft in den Erdstoff erzeugt; je mehr Himmlisches an irgend einem Dinge ist, um so vollkommener ist es; in jedem Dinge waltet die Himmelskraft als seine Seele, wie sie das All als allgemeines Naturgesetz, als nothwendige und

---

[1]) Zu dem alles aus sich hervorbringenden Ur-Eins gelangt selbst Tschuhi nicht, am wenigsten zur Idee des Geistes, weil er durchaus in der Natur befangen bleibt, deren inneres Wesen eben der Gegensatz ist. W. [2]) Für „Schöpfer" und „Schöpfung" hat die chinesische Sprache kein Wort, und der erste Vers der Genesis läßt sich in's Chinesische gar nicht übersetzen. W.

vernünftige Ordnung des Daseins durchströmt. Der Himmel selbst aber ist ohne Bewußtsein, ist nur die unbewußt wirkende allgemeine Lebenskraft der Natur, und was die volksthümliche Vorstellung von des Himmels Liebe und Zorn, Erbarmen, Weisheit, Leitung der menschlichen Angelegenheiten, ja selbst von seinem Alleswissen zu sagen weiß, muß der ganzen chinesischen Weltanschauung gemäß unbedenklich als sinnbildliche, die Vernunftgemäßheit des Weltganzen ausdrückende Darstellung aufgefaßt werden. Der gewöhnliche Name des Himmels, Tien, als des vorzugsweise göttlichen Urgrundes, ist Schang-ti, „der erhabene Herrscher, der höchste Herr", aber der Chinese ist weit entfernt, dabei an einen persönlichen Geist zu denken. Was in andern heidnischen Religionen bei dem Glauben an sinnlich-einzelne Gottheiten dem im dunklen Hintergrunde waltenden Schicksale anheimfällt, das wird hier größtentheils schon von der in der Welt waltenden himmlischen Macht in sich hineingezogen, und so bestimmt auch noch die Schicksalsahnung sich ausspricht, so wenig läßt sich eine scharfe Gränzlinie ziehen zwischen den Wirkungen der Himmelsmacht und denen, die jenseits derselben verlegt werden. Alle Schicksalszeichen, die auch hier in reicher Fülle auftreten, werden zum Theil bestimmt auf die ordentliche Himmelsmacht zurückgeführt, wie Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben, Donner und Blitz, und andere bedeutende Naturerscheinungen, wogegen dieser Ursprung bei andern Zeichen von mehr zufälliger Art völlig zurücktritt; auch der allgemeinen Anwendung des Looses, auf die wir später zurückkommen werden, scheint mehr der Gedanke des Schicksals als der geordneten Himmelsmacht zu Grunde zu liegen.

Ein Produkt von Himmel und Erde, die in ihm als Geist und Körper erscheinen, ist auch der Mensch [1]), die Blüthe der Natur, das einzige bewußte Wesen im All, dessen Vernunft die Himmelskraft unmittelbar selbst ist. Darum gibt es auch keine andere göttliche Offenbarung, als die durch die menschliche Vernunft; was ich als vernünftig erkenne, das ist die Offenbarung des Himmels an mich, das ist an sich Wahrheit. Die menschliche Vernunft kann daher auch eigentlich gar nicht irren, und wenn auch allenfalls der einzelne Mensch ausnahmsweise sich täuschen kann, so kann doch die Menge, das Volk, niemals irren; des Volkes Stimme ist unmittelbar schon die Stimme Gottes [2]), die öffentliche Meinung hat immer Recht. Von einer wunderbaren, übernatürlichen Offenbarung des göttlichen Willens kann sonach gar keine Rede sein; alles Natürliche ist göttlich, und alles Göttliche ist natürlich. Gleicherweise sind denn auch die Neigungen und Triebe des Menschen von Natur ganz der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Waltens selbst, also durchaus gut. Und so ist der Mensch auch bis jetzt unverändert geblieben; von einem Sündenfall und einem Forterben des Bösen weiß der Chinese nichts. Daher ist denn auch die Tugend leicht zu üben; der Mensch braucht sich ja nur gehen zu lassen; viel eher kostet es ihm Anstrengung, etwas Böses zu thun. Darum sind denn auch die meisten Menschen

---

[1]) cf. Anthropologie der Chinesen im Basl. Miss.-Mag. 1853, III, p. 80 ff.
[2]) cf. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 46 f.

gut, und lasterhafte immer nur Ausnahme, zumal die Tugend nichts fordert, was über die natürlichen Kräfte und Neigungen hinausginge, sondern weich an die wirkliche Natur des Menschen sich anschmiegt und von selbst ohne besondere Anstrengung sich entwickelt. Und weil die Tugend Allgemeinbesitz des Volkes ist, so hat sie auch äußerlich wenig Schwierigkeiten zu bekämpfen, bildet keine Märtyrer, sondern führt zu Ehre und Ruhm, alle Menschen erkennen sie an, und ein Leiden um der Wahrheit willen ist kaum denkbar. So ist China's Religion recht eigentlich das Paradies des natürlichen Menschen, welches er sich selbst erbaut hat, und darum ferner und widerstrebender dem Evangelium, als alle anderen heidnischen Religionen. Denn der Chinese kennt kein Bußgefühl, weiß nichts von einer Sehnsucht nach Erlösung; „in stolzer Selbstgenügsamkeit befriedigt er sich mit dem, was er ist und was er hat; alles Wirkliche ist gut, denn Alles ist eine Offenbarung der himmlischen Macht, es ist kein Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit; der Mensch braucht nicht nach etwas zu streben, was nicht schon immer da wäre, er braucht nicht zu ringen und zu kämpfen, sondern nur zu bewahren, was er besitzt." — Von einem Leben nach dem Tode wissen die heiligen Schriften nichts, und selbst Kong-fu-tse hat auf die Frage darnach nur ausweichende Antwort. Alle Vergeltung fällt nach ihnen in das Diesseits: jede Schuld führt ihre Strafe unmittelbar schon mit sich, da jede Sünde die Gesetzmäßigkeit des Alls unterbricht und sofort dessen Gegenwirkung hervorruft; Natur und Menschenleben gehen ihren ewig nothwendigen Gang, und wer in dieses geordnete Räderwerk frevelnd eingreift, der wird zermalmt; die Sünde erzeugt Störungen der Natur, Krankheit, Landplagen u. s. w. Im Volke selbst ist zwar, wie wir später sehen werden, der Glaube an ein künftiges Leben weit verbreitet, und die Ahnenseelen werden hoch verehrt, aber in sämmtlichen Religionsschriften findet sich kein Ausspruch, auf den dieser Glaube sich stützen könnte. Aus dem Allen ergibt sich beiläufig, wie gewisse neue, bei den Massen und selbst bei Gebildeten — sind doch die Chinesen auch ein sehr gebildetes Volk — viel Anklang findende Lehren unserer Zeit, welche mit dem Anspruch auftreten, ein gewaltiger Fortschritt über die christlich-kirchliche Weltanschauung zu sein und eine höhere Religion der Zukunft vorzubereiten, im Wesentlichen der durch die Weltgeschichte bereits gerichteten chinesischen Weisheit angehören.

Daß aber die Gottesverehrung der Chinesen nur eine sehr oberflächliche und nüchterne, alles idealen Charakters entbehrende sein kann, folgt aus dem Obengesagten von selbst. Wo der Mensch von Hause aus mit dem Göttlichen wesentlich eins ist, wo keine Sünde den Menschen von Gott trennt, also kein Gegensatz zu vermitteln, keine Schuld zu sühnen ist, haben ja Gebet und Opfer ihren Sinn verloren, und nirgends im ganzen Heidenthum sind darum auch beide so leer, so nichtssagend, so abgeschwächt, als hier, wie wir bald sehen werden. Da ferner die Menschheit in China schon von Natur das Reich Gottes, das Reich der Mitte das Himmelreich, und jeder Mensch schon von Geburt ein Bürger des himmlischen Reiches ist, so ist hier der Staat seiner Natur nach die Kirche, und der schon an sich selbst heilige Mensch bedarf

keiner Wiedergeburt und keiner Weihe, keiner heiligen Lebensgemeinschaft zu seiner Heiligung. Und während die anderen heidnischen Völker zwischen dem natürlichen Zustande des Menschen als einem unwahren, sündlichen, und einem höheren, erst zu erstrebenden Zustande, zwischen dem Profanen und dem Heiligen einen Unterschied machen, ist dem Chinesen alles Natürliche und Profane schon an sich auch heilig, Alles gleich sehr göttlich und geweiht, daher von einem kirchlichen Leben nicht die Rede. „Das ganze Leben der Chinesen ist werkeltägig und profan: statt der Kirche der Staat, statt der Priester lauter Laien, statt der Festtage lauter Arbeitstage, statt der Tempel nur Erinnerungshallen." Das ist die chinesische Reichsreligion!

Ehe wir nun sehen, wie diese in ihren Grundzügen dargestellte Reichsreligion im Leben des Volkes sich gestaltet und zur Erscheinung kommt, werfen wir erst einen kurzen Blick auf die beiden andern in China vorkommenden Religionen, den Toismus und den Buddhismus. Der **Toismus**[1]) oder die von Laotse begründete, in ihrem Ursprunge noch über die Zeit des Kong-fu-tse hinausreichende Lehre des Tao, welche neben der Reichsreligion sich erhielt, ist allerdings von geringem Einfluß auf das chinesische Leben gewesen und, wiewohl bisweilen selbst von den Kaisern begünstigt, nie über die Geltung einer blos geduldeten Sektenlehre hinaufgestiegen. Der Grundidee nach höher, in ihrer Ausbildung tiefer, als die chinesische Reichsreligion, trägt sie nach Form und Inhalt indischen Charakter deutlich an sich.

Lao-tse (Loze), gewöhnlich Lo-kwan (ehrwürdiger Fürst) genannt, der Stifter dieser Sekte, soll der Sohn eines armen Bauern gewesen und etwa 50 Jahre vor Kong-fu-tse in der Provinz Ho-nan geboren sein, der Sage nach mit schneeweißem Haar, da er 80 Jahre im Leibe seiner Mutter gewesen. In seinem Mannesalter ward er Bibliothekar am kaiserlichen Hofe, wo er Gelegenheit hatte, die Lehren der alten Moralisten kennen zu lernen. Sie befriedigten ihn aber nicht, und er machte sich auf, die Wahrheit anderswo zu suchen; so soll er auch nach Indien gekommen sein und hier selbst den Buddha zu seinen Ansichten bekehrt haben. Heimgekehrt von seinen Reisen zog er sich in die Einsamkeit und Unthätigkeit zurück, ein von Sorgen und Leidenschaften ungetrübtes Leben zu führen, nur von wenigen Schülern umgeben. Hier besuchte ihn auch Kong-fu-tse, war aber von ihm sehr wenig erbaut, da Lao-tse ihm Stolz und Hochmuth vorwarf. Von Lao-tse's Tode ist nichts erwähnt; wie könnten auch die To-Priester, die das Elixir des Lebens suchen, von dem Tode des Meisters reden! Das Religionsbuch der Tao-tse oder Toisten ist das von Lao-tse herrührende Tao-te-king (Totakking), d. h. Buch der Vernunft und Tugend. Es ist dunkel, abgerissen, ordnungslos und schwer verständlich, trotzdem aber weit verbreitet, sehr geschätzt und viel gelesen, zumal seine Dunkelheit den späteren Erklärern hinreichend Raum gab zu den weitgreifendsten Eintragungen.

Aller Vielheit des Daseins, lehrt Lao-tse, liegt ein einiges Prinzip zu Grunde, Tao, die Vernünftigkeit, genauer die vernünftig wirkende Kraft. Ehe Himmel und Erde waren, war es schon, und wenn diese nicht mehr sind, wird es sein. Es ist an sich ohne alle Eigenschaft, ohne Namen, völlig bestimmungslos, aber die Grundlage von allem bestimmten Dasein, doch ohne Willen und Denken, durchaus nicht bewußter Geist.

---

[1]) cf. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 46 ff. — Rhein. Berichte 1857, p. 102 ff. 114 ff. — Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 288 ff. — Ev. luth. Missionsbl. 1852, p. 217. — Biene 1856, p. 37. — Ausland 1857, p. 359.

„Das Tao ist ausgegossen durch das All; alle Wesen kehren in dasselbe zurück; es ist die Wurzel aller Wesen, und alle Wesen sind seine Verzweigungen. Das Tao erzeugte Eins; Eins erzeugte Zwei; Zwei erzeugte Drei; Drei erzeugte alle Wesen, d. h. das Eine zertheilte sich in immer vielfachere Verzweigungen. Alle guten Wesen kehren in das Tao zurück, die schlechten müssen die Leiden und Schmerzen der Seelenwanderung durchmachen. Der Weg zum Heil, zum Zurückfluß in das Tao (To), ist Stille, Abkehr von der Welt und Unterdrückung aller Leidenschaften. Bald nach dem Tode des Lao-tse kam daher das ascetische Einsiedlerleben unter den Toisten auf, das sich später zum Klosterleben nach buddhistischer Weise gestaltete. Wenn der Mensch aber durch Abwendung von der Welt eins mit Gott, oder das Tao zur Wahrheit in ihm geworden, so unterwirft sich ihm die Welt, und an diesen Gedanken anknüpfend entwickelt sich in reicher Fülle ein üppiges Wunder- und Zauberleben, in welchem alle möglichen guten und bösen Geister eine Rolle spielen. Noch jetzt ziehen die Tao-tse als hochgepriesene Zauberer und Geisterbeschwörer im Lande umher mit ihren Zaubersprüchen und Amuleten, und eine Menge abergläubischer Meinungen und Gebräuche des Volkes hängen mit dem Toismus zusammen, obwohl viele derselben schon früher in dem heidnischen China bestehen mochten. Endlich muß auch die Natur ihre höchste Macht, die sie über den Menschen hat, die des Todes, über den Weisen verlieren. Dies geschieht durch den von den Toisten mit Eifer erstrebten und angeblich aufgefundenen „Unsterblichkeitstrank" oder „das goldene Elixir", der, obschon das Tao-te-king nichts von ihm weiß, in den chinesischen Geschichten eine große Rolle spielt; mehrere Kaiser haben ihn getrunken und einige haben sich den Tod daran getrunken, ohne für Andere eine Warnung zu sein; auch jetzt wird noch viel Unfug damit getrieben. Auch allerlei andere Zauberkünste hofften die Priester durch Elixire zu erlernen, als: sich unsichtbar machen, vor Verfolgern mit dem Leibe in die Erde fahren, sich in Thiere und andere Gegenstände verwandeln, mit Windesschnelle zu fliegen u. dgl. mehr. Mit der Alchymie aber verbanden sie auch die Astrologie, und durch die Verbindung dieser beiden falschen Künste gaben sie beiden gegenseitig mehr Ansehen und Halt. — Die Taosekte hat nun sehr verschiedene Schicksale im Reiche gehabt: bald gewann sie selbst am Hofe Einfluß, einige Kaiser warfen sich ihr in die Arme und mußten ihre Unsterblichkeitssucht selbst mit frühem Tode bezahlen; bald wurde sie verfolgt, bei hoher Strafe verboten, ihre Anhänger sogar aus dem Lande gejagt. Die jetzt regierende Dynastie verhielt sich gegen die Toisten sehr gleichgültig, und in Folge dessen ist die Sekte sehr gesunken und vegetirt nur so hin; die jüngsten Rebellen aber scheinen zwischen Buddhisten und Toisten keinen Unterschied zu machen und verfolgen beide mit Feuer und Schwert. Das Haupt der Toisten seit den Zeiten der Tschang-Dynastie — um 600 n. Chr. — ist der Tscheong-thin-ss. Ein Toist nämlich, Namens Tscheong, der sich damals durch seine Zauberkünste auszeichnete, ward vom Kaiser zu hohen Ehrenstellen erhoben und erhielt den Titel Thin-ss, d. h. himmlischer Meister. Seine Nachkommen wußten sich den Ruf zu bewahren, und bald galt der Thin-ss

als das unbestrittene Haupt der Tao=tse oder To=ka. Gleich dem Lama in Tübet ist er unsterblich, und sein Tod wird nur als eine weitere Verwandlung angesehen, indem derjenige seiner Verwandten, der durch irgend eine wunderbare Handlung nachweisen kann, daß der Geist des abgeschiedenen Thin=ss in ihn gefahren ist, zu dieser Würde erhoben wird. Der Geisterkönig hat seinen Sitz auf Long=fu=schan, d. h. Berg der Drachen und Tiger, in der Provinz Kiang=si, die in China als die Heimath der Zauberer und Schwarzkünstler gilt, und dahin strömt das Volk, den himmlischen Lehrer um Hülfe anzuflehen gegen die Quälereien der bösen Geister; es ist unglaublich, welche Huldigung und Verehrung ihm zu Theil werden und welche Abgaben er empfängt. Früher stand er im Range den höchsten Beamten des Reiches gleich, jetzt steht er einige Grade tiefer, da er von dem letzten Kaiser der Ming=Dynastie degradirt wurde. Er regiert unumschränkt über die verschiedenen Schutzgeister und Teufel, und eine Zauberformel von ihm ist der beste Schutz gegen alle Krankheit und Teufelstücke. Zuweilen findet man auch sein gräßliches Bild angeklebt, um den Kobolden Schrecken einzujagen. Der Kalender mit all' seinem Aberglauben steht ebenfalls unter der Aufsicht des Thin=ss, und nicht selten wird er an den Hof berufen. „Wenn sich nun so der himmlische Lehrer vom Berge der Drachen und Tiger nach Pe=king begab oder in die anderen Städte, wo der Hof sich aufhielt, mußten ihm die Geister und Götter von allen Seiten auf seinem Wege entgegen kommen, wofern er sie dessen nicht überheben wollte; denn alsdann ließ er an seinem Tragsessel ein Brett aufhängen, auf welchem geschrieben war: „Das Grüßen ist erlassen." Gleich einem Groß=Mandarin hat er einen Gerichtshof, der „Palast des wahren Menschen" genannt, und ringsumher befinden sich 24 von einer großen Menge Tao=tse aus allen Provinzen bewohnte Klöster. Unter dem Thin=ss — der gegenwärtige steht sittlich in sehr schlechtem Rufe — stehen nun die Aebte der größeren Klöster als Häupter der Sekte; das größte Kloster bei Kanton soll 150 Priester haben. Diese Priester, welche keine Weiber haben und nach Art der Ordensgeistlichen leben, sind gleich auf den ersten Blick durch ihr langes, talarartiges Kleid von grauer oder schwärzlicher Farbe, und noch mehr durch ihre eigenthümliche Haartracht kenntlich. Sie scheeren den Vorder= und Hinterkopf, lassen aber mitten auf dem Haupte einen Büschel Haare stehen, den sie durch einen metallenen Stift zusammenhalten. Im Ganzen stehen die Toisten in besserem Ruf, als die Buddhisten, haben auch meist eine gebildetere und anständigere Haltung. Der Staat unterhält sie so wenig, wie die Buddhisten, sondern die einzelnen Ortschaften bauen Klöster und benutzen dann einen oder mehrere Priester, um durch deren Dienst für den ganzen Ort die Geneigtheit der guten Geister sich zu erwerben und die Einflüsse der Teufel abzuwehren. Von dem Ort, der sie berufen, erhalten denn auch die Priester ihren Lebensunterhalt, den sie durch Betteln, Wahrsagen u. dergl. vermehren. Außer den eigentlichen Priestern gibt es auch solche niederen Ranges, die ein Weib nehmen dürfen und bei ihrer Familie bleiben. Im San=non=Kreise allein gibt es etwa 20 Klöster mit je 3, also im Ganzen 60 Priestern, wozu noch ein halbes Dutzend solcher Toisten kommt, die als Aerzte, Zauberer,

Wahrsager und Bettler im Kreise herumziehen. Toistische Nonnen scheint es nicht zu geben. Im Allgemeinen achtet man zwar die Toisten mehr, als die Buddhisten, doch benutzt man die Priester überhaupt eben nur als Vermittler bei den guten und bösen Geistern, ohne sich viel um ihre Sekte zu bekümmern. Und so stolz der ungläubige Mandarin oder der eitle Confucius-Jünger auf sie herabsieht, so arm sie sich herumbetteln, sie sind doch noch heute eine furchtbare Macht im Lande.

Dieselben Ursachen aber, welche das arme chinesische Volk dem Tao-Wesen in Schaaren anheimfallen ließen und noch lassen, haben auch bewirkt, daß der **Buddhismus** [1]), den wir seinem Wesen nach bereits (s. Kl. Missions-Bibliothek III, 2, A. §. 2) genauer kennen gelernt haben, unter der bei weitem größten Mehrzahl der Bewohner des himmlischen Reiches zur Herrschaft gelangt ist. Die Lehre des Buddha oder Fo, wie die Chinesen ihn nennen, ist seit dem Jahre 65 n. Chr. in China eingedrungen, und die Zahl der Werke in Pali-Sprache, die dahin kamen, bildet eine ungeheure Masse, vielleicht über 10,000. Die wenigsten sind übersetzt, der größere Theil mit chinesischer Schrift umgeschrieben, was einen so unverständlichen Galimathias gibt, daß Gützlaff erklärte, er habe nie einen Priester getroffen, der den Sinn habe verstehen können. Der wahre und folgenrichtige Buddhismus hat allerdings, wie wir früher gesehen, keinen Gott zur Grundlage, und will auch von keinem Gott wissen. Seine Priester aber dulden jede Gestaltung der Vielgötterei und räumen jedem bekannten Götzen eine Stelle in ihren Tempeln ein. So sind denn auch die Götter des chinesischen Buddhismus so zahlreich, als nur immer die Einbildungskraft der Menschen sie zu schaffen vermag. Ueber den Thronen schweben die San-pau-fu oder die drei herrlichen Buddha's; die Göttin Kwan-yen [2]), die alle Dinge nährt, die heilige Mutter oder Himmelskönigin und zahllose andere Gottheiten werden verehrt. Während der Confucianismus die Chinesen lehrt, tugendhaft und anständig zu leben, ist der Buddhismus die Zufluchtsstätte Aller in dem Augenblick, wenn die Welt vor ihren Augen untergeht, und die Schrecknisse des Todes die schuldbeladene Seele ängsten. Denn auch das chinesische Volk vermochte den Schrei des Gewissens, das von einer jenseitigen Welt der Vergeltung und von einem Gericht nach diesem Leben unüberhörbar redet, nicht ganz und für immer in sich zu ersticken. Da kommt denn die Lehre von der Seelenwanderung, von Himmel und Hölle [3]) dem Bedürfniß des Herzens entgegen. Freilich sind die Vorstellungen von den letztern sinnlich genug. Das zukünftige Paradies ist ein herrlicher Garten mit goldenen Bäumen, auf deren Aesten goldene Vögel ihre köstlichen Melodieen singen; süße Wohlgerüche füllen die Luft, der Nektar fließt in Strömen, und ein ewiger Tag erglänzt. Desto schrecklicher ist der in der Unterwelt herrschende Jammer. Da werden

---

[1]) cf. Ausland 1852, p. 227 f. — Basler Missions-Mag. 1835, II, p. 290 f.; 1859, p. 171 f. — Heidenbote 1848, p. 91 f. — Ev. luth. Missionsbl. 1852, p. 218. — Biene 1856, p. 37; 1857, p. 69. — Calwer Missionsblatt 1856, p. 45. — [2]) cf. Basler Missions-Magazin 1853, III, p. 74. — [3]) cf. Calw. Missionsblatt f. K. 1851, p. 89 f.; 1850, p. 38 ff.; 1849, p. 55. — Evang. Reichsbote 1859, p. 78 f. 86 f.

die Gottlosen zerhauen, zersägt, in glühenden Kesseln geschmort und auf jegliche Weise gequält, bis sie zu einer neuen Seelenwanderung gelangen. Der höchste Gipfel der Glückseligkeit aber ist auch hier die endliche Vernichtung. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich auf friedlichem Wege der neue Glaube, Kaiser und Große hingen ihm zu verschiedenen Zeiten an, obwohl er auch bisweilen hart bedrückt wurde, und das mystische Gebet Om mani patme om, und dem ähnliche[1]), welche den Menschen selig machen, wurde seitdem und wird noch von Millionen in China gemurmelt. Klöster mit Hunderten von Mönchen (Bonzen) und Nonnen (Bonzinnen[2]), saugen das Land durch ihren Bettel aus und betrügen das Volk durch ihre Rosenkränze und ihre Märchen, wahre Vorbilder der europäischen Bettelmönche in Anzug, Haltung und Geschäft. Als Beichtväter, d. h. als Beschwörer der Krankheit, werden sie zu den Ungläubigen des Landes wie zu ihren Schülern geholt. In zahlreichen kolossalen Tempeln[3]) ertönt das Murmeln der Gebete, dampft der Weihrauch, schallt die Göttertrommel[4]); in jedem Winkel des Landes sieht man den bettelnden Mönch, der den armen Seelen Himmel und Hölle entzückend und schreckend vormalt, um sie zu Geschenken und Stiftungen zu vermögen; an den schönsten romantischen Bergabhängen erheben sich die gekuppelten Tempel und Klöster, und ziehen die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Die Priester mögen beinahe 1 Prozent der Bevölkerung ausmachen; früher waren sie oft so zahlreich, daß die weltliche Macht, um es nicht an Arbeitern für den Landbau fehlen zu lassen, viele ihrer Anstalten aufhob. Die Buddha-Lehre selbst aber, „aus einer durch die nüchterne Lehre des Kong-tse unbefriedigten Sehnsucht nach tieferen Ideen mit Gier ergriffen, hat, China überschwemmend, ihre lebendige Strömung verloren, und ist in trüber Mischung mit fremden Elementen versumpft, auf die gebildeten Klassen von sehr geringem Einflusse, auf das Staatsleben von gar keinem, bietet aber dem gemeinen Volke in ihrer gefügigen Anschmiegung an chinesische Sitten und Vorstellungen einigen Ersatz für die Leere der Reichsreligion an herzerwärmenden Gedanken." Thatsächlich ist der Buddhismus in China faul und dumpf geworden und zu einem ganz mechanischen Formelwesen, dem Chinesen ja so natürlich, herabgesunken. Mit seinen Fabeln aber von Himmel und Hölle, von Gericht und Vergeltung, von Weltverachtung und Selbstkasteiung, so fremdartig auch das Alles dem chinesischen Wesen ist, hat er doch so sehr in die ganze Denk- und Anschauungsweise des Volkes sich eingedrängt und damit vermengt, daß nicht leicht ein Chinese, vom geringsten Landmann bis hinauf zum Kaiser, ein reiner Nachfolger des Kong-fu-tse sein wird ohne alle Beimischung des Buddhismus. „Daher die unzählige Masse von Götzen und Götzenbildern, die den Chinesen ursprünglich fremd waren; daher die Vergötterung der Heroen, der großen Weltweisen und Staatsmänner; daher das ganze verworrene Labyrinth von abergläubischen Kultusformen, die dem nüchternen Charakter der Chinesen sonst so widersprechend sind."

---

[1]) Basler Missions-Mag. 1853', III, p. 104. [2]) cf. Ebendas. 1848, III, p. 79 f. Ausland 1846, p. 684. 687 f. 691 f. [3]) cf. Ebendas. 1847, p. 703; 1849, p. 1061 f. [4]) cf. Ebendas. 1850, p. 1213 f.

Versuchen wir nun nach dem Allen, die **chinesische Religion nach ihrer volksmäßigen Gestaltung und Erscheinung**[1]), wie sie im Leben der Eingeborenen uns entgegentritt, möglichst treu aufzufassen und, so weit es die uns gesteckten Gränzen erlauben, anschaulich darzustellen. Und hier finden wir denn zunächst, daß wenn es auch in dem folgerichtigen Religionsbewußtsein der Chinesen außer Himmel und Erde keine göttlichen Mächte mehr geben kann, wie denn auch die wissenschaftliche Darstellung von solchen nichts weiß, doch die Volksreligion nicht so streng ist, und als niedrigere Offenbarungsformen des Göttlichen eine Unzahl verschiedener Geister oder Götter, wenn man sie so nennen will, obschon sie eigentlich nicht Götter sind, sondern untergeordnete Mächte, ebenbürtig den Menschengeistern, welche nach dem Tode auch in ihre Reihen treten können, annimmt und verehrt. In dieser Geisterverehrung, die jedenfalls nicht aus dem chinesischen Grundgedanken entsprungen, sondern unzweifelhaft als ein Hereinragen schamanischer Weltanschauung in das chinesische Bewußtsein anzusehen ist, erblicken wir zugleich eine volksthümliche Lösung des Widerspruchs, der in der Herrschaft der Natur über den bewußten Geist liegt; „der von der Kälte der abstrakten Himmelsmacht frostig zurückgestoßene Mensch schmiegt sich gern an die einen wärmeren Lebenspulsschlag in sich tragenden Geister an", die dem Menschen näher stehen und für die menschlichen Gefühle ein Herz haben; sie sind mit einem Worte das gemüthliche Element gegenüber der kalten Abstraktion der Himmelsmacht. So hat denn das chinesische Volk [2]) Geister oder Götter des Himmels und der Erde, der Luft, der See; Götter des Feuers, Wassers, Windes, Regens, Donners und Blitzes; Götter der Sonne, des Mondes und der Sterne; Götter der Flüsse, Gebirge, Thäler, Ebenen, Felder, Gärten und Häuser; Götter jeder Art Krankheit oder Trauer oder Freude, die eines Menschen Loos werden kann; Götter des Kriegs und des Friedens; Götter der Reichen und Götter der Armen; Götter der Familien, Gemeinden, Städte und Provinzen; Götter des Ackerbaues, der Wissenschaft, des Handels; Götter für jedes Alter, jeden Stand, jedes Amt, jedes Gewerbe, jeden Handel, so daß man in der That kaum von etwas sprechen kann, woraus der Chinese nicht eine Gottheit gemacht hat. Viele dieser Geister werden schon in den ältesten Zeiten genannt, und ihre Verehrung durch Opfer, Spenden, Anrufungen und mancherlei Gebräuche schon von den frühesten Kaisern empfohlen und angeordnet. Sie mischen sich leitend und beschützend in die menschlichen Angelegenheiten, werden um Beistand angerufen und um Rath gefragt, und wenn sie auch im wissenschaftlichen System keine Stelle haben, so treten sie doch im Volks-Gottesdienst um so mehr hervor, vielfach sogar in den Vordergrund, wie oft in der christlichen Kirche die Verehrung der Heiligen die Anbetung Gottes thatsächlich etwas in den Hintergrund drängte. Wohin man auch in China gehen mag, sieht man ihre Tempel die zierlichen Thürme erheben, und in den Straßen blickt aus jedem Laden das Bildniß irgend einer Schutzgottheit hervor, zum Theil sehr groß, schön ausgearbeitet und köstlich geschmückt, in Holz,

---

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1852, Nr. 9. [2]) Ebendas. 1859, p. 87. 95; 1860, p. 5 f.

aber auch in Stein oder Metall, als Silber und Gold, doch manchmal auch nur von Papier und blos gemalt. So werden z. B. die Götter über Felder und Getreide durch einen vom Wasser glatt gespülten Stein repräsentirt [1]), welcher auf einen roh aufgesetzten Altar gestellt, und vor welchem etwas Getreide und Thee hingesetzt und Weihrauch angezündet wird; der Gott der Kaufleute [2]), „Tschau-thoi-ya“ (Gott des Reichthums), wird durch ein kolossales Schriftzeichen, welches „Schin“, d. h. Geist, ausgesprochen wird, auf einem großen Streifen rothen Papiers, über welchem eine Garnitur von rothem Zeug sammt künstlichen Blumen mit Blättern von Flittergold aufgehängt ist, repräsentirt. Des Morgens aber, wenn der Laden geöffnet ist, nimmt der Kaufmann zuerst sein Rechenbrett in die Hand und rasselt mit den kleinen, an dünne Stäbe gereihten, beweglichen Kugeln, um seinem Schutzgott zu bedeuten, daß er wünsche, heute große Geschäfte zu machen, bei denen es große Rechnungen gebe; zu dem Ende möge der Patron seine Schuldigkeit thun und viele Kunden in den Laden senden. Zu weiterer Aufmunterung wird ihm dann das Morgenopfer gebracht, — und nun mögen die Geschäfte beginnen. Die Verfertigung der Götzenbilder bildet einen eigenen Erwerbszweig, und der Handel damit ist nicht unbedeutend. So erzählt Missionar Smith bei Gelegenheit seines Besuches in Amoy Anfangs 1846: „In einer der engen Gassen traten wir in eine Götzenbude, wo Götzen jeder Art zum Preis von mehreren Thalern bis unter einen Kreuzer herab zu kaufen waren. Auf einem Brett im Laden war die Erlaubniß der Mandarinen zum Götzenverkauf gemalt. Auf einem andern Brett stand die Anzeige, daß hier kostbare Buddha's gemacht und ausgebessert werden. Ueberall herum lagen Götzen jeder Gestalt und jeder Stufe der Ausfertigung. Ueber der Thür eines andern Götzenmachers standen die Worte: „„Die goldene Buddha-Bude““. Solchen Läden begegnete ich alle fünf Minuten, worin Haufen von Bildern lagen, deren einige vom Alter schwarz waren und hier vergoldet werden sollten; andere waren bunt bemalt und frisch aus der Hand des Künstlers. Einige sahen ernsthaft aus, andere lachend, alle aber ungemein wunderlich [3]).“

Es kann uns nun unmöglich in den Sinn kommen, das ganze Pantheon der chinesischen Götzenwelt zu durchwandern; nur die berühmte Himmelskönigin, „Matsupo“ oder „Madschapo“, die Schutzpatronin aller Seefahrer des Landes [4]), können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, zumal ihre Geschichte unwillkürlich an die vielen Heiligen-Legenden der römischen Kirche, namentlich an die Wunder der Jungfrau Maria, die ja gleichfalls den Ehrentitel der „Himmelskönigin“ führt, erinnert. Die chinesische Himmelskönigin wurde etwa 700 v. Chr. in der Provinz Fo-kien unter wunderbaren Umständen als die Tochter einer einfachen Familie, deren männliche Glieder Schiffer waren, geboren. Frühe schon bemerkte man an dem Mädchen ein ungewöhnliches andächtiges

---

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1853, III, p. 106. [2]) cf. Ebendas. 1859, p. 173. [3]) cf. Calw. Monatsbl. 1853, p. 117. [4]) cf. Basler Heidenbote 1848, p. 92; 1850, p. 13 f. Miss.-Mag. 1859, p. 157 ff.

und in sich gekehrtes Wesen, das auf einen geistigen Verkehr mit den Göttern schließen ließ. Eines Tages nun, als drei ihrer Brüder jeder mit seinem Boot auf der See waren, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, der die drei Schiffer augenscheinlich in Lebensgefahr brachte. Während dessen befand sich ihre Schwester zu Hause und verfiel plötzlich in einen bewußtlosen Zustand, ohne daß die Eltern anfangs etwas davon merkten. Als man es aber nach einiger Zeit gewahr ward und sie wieder zum Bewußtsein zu bringen suchte, erwachte sie zwar, aber sagte seufzend zu ihrer Mutter: „Warum hast du mich nicht meinen Brüdern helfen lassen, damit ein Unglück hätte verhütet werden mögen?“ Die Eltern wußten sich die Sache nicht zu erklären, bis am folgenden Morgen zwei der Söhne zurückkehrten und von der Gefahr erzählten, in welcher sie sich während des Sturmes befunden; wie ihnen aber plötzlich eine Gestalt, ihrer Schwester ganz und gar ähnlich, erschienen sei und zwei Boote glücklich an's Land gebracht habe, während der dritte Bruder mit seinem Boote auf der hohen See zurückgeblieben und von den Wellen verschlungen worden sei. Da merkten die Eltern, was der bewußtlose Zustand ihrer Tochter zu bedeuten gehabt, und klagten laut, daß durch ihre eigene Schuld nicht auch der dritte Sohn gerettet worden. Zur Jungfrau herangewachsen, schwur Matsupo, daß sie nie die Braut irgend eines Mannes werden wolle; nicht lange darnach aber, während sie in einer ernsten, würdigen Haltung dasaß, entfloh plötzlich ihr Geist, der dann häufig gesehen ward und Vielen hülfreich erschien. Bald fing man auch an, sie göttlich zu verehren, und seit ein Weib, das zehn Jahre kinderlos gewesen und an alle Götter sich umsonst gewandt, durch die Gnade der Himmelskönigin Mutter mehrerer Söhne ward, wenden sich alle kinderlosen Frauen mit ihrem Gebet an sie. Nachdem sie endlich vor etwa 800 Jahren auch eine kaiserliche, nach Korea segelnde Gesandtschaft vom Schiffbruch gerettet, ward sie vom Kaiser für eine Göttin erklärt und ihr ein Tempel errichtet; ihre chinesischen Titel aber sind: „Beschützerin der Nation, Beistand des Volkes, vorzüglich geistiges Wesen, berühmte Gebetserhörerin, Gewährerin universaler Hülfe, Regentin über alle Meere, Königin des Himmels.“ Ihre Verehrung ist sehr allgemein in China, und außerdem, daß sie auf jedem Fahrzeug einen meist mit zierlichem und vergoldetem Schnitzwerk geschmückten Schrein hat, in welchem vor ihrem gleichfalls vergoldeten Bild eine Weihrauchurne mit brennenden Lichtern und drei stets gefüllten Tassen Thee als Opfer zu beiden Seiten sich befinden, sind ihr auch unzählige Tempel auf dem Festlande geweiht. — Ebenso wie die Himmelskönigin sind auch andere Gottheiten entstanden. So sind z. B. der Gott der Wissenschaft und der Gott des Krieges beide menschlichen Ursprungs, und ihre Geschichte ist in den Annalen China's erzählt. Sie haben sich theils durch natürliche Begabung, theils durch Vortrefflichkeit des Charakters den Ruhm ihrer Zeit und der Nachwelt erworben, und sind nun vergöttert. Gleicherweise wurde nach einer chinesischen Geschichte ein Mensch nach seinem Tode zur Würde des Erdgeistes erhoben, und ein anderer zum Genius der Früchte gemacht. Fand man doch selbst das Bild Napoleons in chinesischen Häusern als Gegenstand göttlicher Verehrung auf-

gehängt [1]). Namentlich aber sind es die Ahnen-Geister [2]), welche als Schutzmächte ihrer Familie auftreten und mit Spenden und Gebeten geehrt werden. Diese Anbetung der Geister der Voraltern, die namentlich auch Kong-fu-tse jedem Chinesen zur heiligen Pflicht gemacht hat, ist eigentlich die wahre Herzensreligion des Volkes. Der Chinese duldet es oft mit Gleichgültigkeit, daß man seine Verehrung der anderen Götzen als Unsinn darstellt, und er lacht am Ende selbst darüber; aber höchlich entrüstet wird er, sobald man es wagt, gegen die Verehrung der Vorfahren zu sprechen. Das göttliche Gebot, Vater und Mutter zu ehren, erscheint hier in teuflischer Verzerrung; der Ahnen-Dienst ist dem Chinesen eine heilige, von Jugend auf eingepflanzte Kindespflicht, und die Unterlassung desselben ist ihm dasselbe, was es bei uns sein würde, wenn Jemand Vater und Mutter verschmachten und verhungern lassen würde. In den heiligen Büchern des Kong-fu-tse wird es deßhalb geradezu für das ärgste Verbrechen erklärt, nicht zu heirathen und Kinder aufzuziehen; denn dadurch müßten ja die Geister der Voraltern so unglücklich werden, daß ihnen Keiner mehr Verehrung erweise. Für die Voraltern bestehen eigene Tempel, ja die alten reichen Familien haben besondere Familientempel, in welchen jeder der Vorfahren ein Täfelchen hat, vor welchem der Dienst geschieht. Nach dem chinesischen Volksaberglauben hat nämlich jede Person drei Seelen. Die eine davon geht beim Tode in die Geisterwelt hinüber; die zweite wohnt im Grabe des Verstorbenen, in welches sie bei der Beerdigung förmlich eingeführt wird, was man dadurch andeutet, daß man einige Bänder oder eine Flagge am Ende eines Stabes auf dem Boden nachschleifen läßt; die dritte Seele nimmt ihren Sitz in der Vorfahrentafel. Letztere besteht aus einem aufrecht stehenden, etwa 12 Zoll hohen und auf einem Fußgestell befestigten hölzernen Täfelchen, mit dem Namen und Todestag des Verstorbenen bezeichnet, welches in dem Ahnen-Tempel sorgfältig aufbewahrt, bei ärmeren Familien in der Wohnstube aufgestellt wird. Dort setzt man es neben die Hausgötter, und bringt ihm, wie diesen, unter häufigen Verbeugungen Opfer von Weihrauch, Eßwaaren aller Art, Goldpapier und Kleidungsstücken in Miniatur, wozu an bestimmten festlichen Tagen die ganze Familie sich vereinigt. Es gibt auch sogenannte „verwaiste Tempel", wo die Geister der Vorfahren keine Nachkommen mehr haben, die ihnen dienen; da kommt denn wohl aus Erbarmen ein Priester und verbrennt den Geistern einiges Goldpapier zum Opfer, oder die Nachbarn thun ein Werk der Barmherzigkeit, bringen Geld zusammen und lassen dann durch Priester solchen armen verlassenen Geistern zukommen, was ihnen gebührt. Gerade dieser Dienst der Vorfahren aber ist eines der größten Hindernisse für die Mission.

So sehr nun der Chinese die Geister seiner Vorfahren als Schutzgeister verehrt, so gewaltig setzen die bereits oben erwähnten bösen Geister [3]) ihn in Furcht und Schrecken, wogegen denn allerlei Zau-

[1]) cf. Hoffmann, Missionsstunden, p. 502. [2]) cf. Wuttke a. a. O. p. 50 f. Basler Miss.-Mag. 1835, II, p. 292; 1848, III, p. 130; 1859, p. 177 f. Calwer Missionsblatt 1849, p. 109. [3]) cf. Rhein. Berichte 1857, p. 109 f. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 116. Missionsfreund 1856, p. 53 f.

bermittel angewendet werden. Will man ganz sicher gehen, so ruft man einen Tao-Priester, um durch Gebet und Ceremonien den Geist zu bannen, ja ganze Dörfer und Gegenden müssen zu gewissen Zeiten durch öffentliche Feste und Opfer gegen die Einflüsse der bösen Geister gesichert werden, zu welchem Zwecke ein großes Fest, „Ta-tschin", d. h. sich ein günstiges Geschick schlagen, gefeiert wird. Für dasselbe wird immer ein großes Gerüst von Bambus gebaut, eine Menge Götzen hineingetragen und des Nachts Alles illuminirt, in den Tagen des Festes aber viel Geld verschwendet. Als die Engländer nach dem Frieden von Nanking die Amoy gegenüberliegende Insel Ku-lang-su wieder geräumt hatten, wurde von den Chinesen Alles und Jedes, was an die britische Besitznahme erinnern konnte, zerstört und entfernt, und Jegliches bis auf's Kleinste wieder so hergestellt, wie es zuvor gewesen war. Als nun aber ein vor der Einnahme der Insel unbekanntes Fieber, das viele Engländer hinweggerafft hatte, trotz des wieder begonnenen Ackerbaues seine Verheerungen in furchtbarem Grade fortsetzte, schrieb man dies den bösen Geistern der auf der Insel begrabenen Engländer zu, und die Bewohner derselben erzählten sich, wie man in der Nacht die Geister der Barbaren gesehen habe die Felsen auf- und abfahren und gehört „ganz fürchterlich Englisch reden". In Folge dessen wurden die alten Götter unter Ceremonieen und Opfern feierlich aufgefordert, ihre Herrschaft wieder zu übernehmen. Eine im Jahre 1846 bei Ningpo herrschende große Dürre aber, welche der Reisernte Gefahr drohte, brachte für mehrere Wochen eine heftige Aufregung hervor, indem durch gedruckte Zettel und sonst geflissentlich das Gerücht verbreitet wurde, die Geister der Luft beabsichtigten einen Angriff auf die Stadt, und in anderen Gegenden seien bereits Viele durch sie getödtet. Als noch dazu ein plötzliches Erdbeben Stadt und Gegend erschütterte, ward die Aufregung ungeheuer. Nacht für Nacht wurde mit Gewehren geknallt, und die Meisten thaten kein Auge zu, um nicht von den Geistern im Schlaf getödtet zu werden; Zaubermittel wurden über die Thüren geklebt; Prozessionen und feierliche Götzendienste wurden veranstaltet, namentlich zu Ehren des Gottes Kwanti, des Obersten der Geister, und zu Ehren des Drachen, des Krebses und des Frosches, der Gottheiten des Regens.

Das Bild und die Verehrung des Drachen[1]) in China stammt aus uralter Zeit. Die Chinesen betrachten dieses fabelhafte Thier als den König unter den unvernünftigen Geschöpfen, und es ist ihnen Sinnbild der Majestät, weßhalb der Kaiser ein Drachenbild mit fünf Klauen auf dem Mantel trägt, ebenso die Mandarinen, aber nur mit vier Klauen; das Antlitz des Kaisers aber heißt das Drachengesicht. Der Drache nimmt eine Hauptstelle unter den Naturgöttern der Chinesen ein, und zwar glauben sie, daß über jedem Dorfe ein solcher wohne, um es zu beschützen. Ein Gebirgszug China's wird namentlich als Lagerstätte des Drachen angesehen, und wo der Chinese mit seiner abergläubischen Phantasie in der Form eines Berges oder Hügels die Gestalt eines Drachen wahrzunehmen glaubt, da muß nach seiner Ueberzeugung Glück

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1859, p. 176 f.

und Segen wohnen. Auch bei den Grab- und Wahlstätten wird im Kleinen darauf gesehen, daß „links ein Drache sich schlängle", d. h. das Land etwas wellenförmig sei, während „rechts der weiße Tiger sich lagert," d. h. eine größere Anhöhe zur rechten Seite des Grabes sich hinzieht. Stirbt der Kaiser, so heißt es: „Er hat den Drachen bestiegen und die lange Reise angetreten". Ein sehr großes Kompliment aber, womit man etwa einen gelehrten Herren anredet, ist: „Du bist ein alter Drache". Auf dem Kien-lün oder Himalaya sollen die Drachen sterben. Windwirbel, Wasserhosen und Erdstürze werden dem Drachen zugeschrieben. Der Erfinder der Schreibkunst wird auf einem Drachen vom Himmel kommend dargestellt; der Gott der Apotheker reicht einem nach Luft schnappenden Drachen Arzenei. Auf den Dächern der Tempel sind zwei Drachen meist von gebranntem Thon aufgesetzt; auch an andern Gebäuden und sonst auf Gemälden, Porzellangeschirr und sogar auf den Fächern sieht man Abbildungen dieser fabelhaften Wesen.

Tempel, wenn schon die Reichsreligion von ihnen nichts weiß, da die wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen bis in späte Zeiten nur auf Bergen vollzogen wurden, treten uns doch überall im Lande in großer Menge und Mannigfaltigkeit entgegen. Zwar die sogenannten Tempel des Kong-fu-tse [1]) sind nur Gebäude, in welchen sein Name oder auch einige seiner Aussprüche zu seiner Erinnerung mit goldener Schrift in Tafeln eingegraben sind; bisweilen ist auch eine Schule damit verbunden, in dem ganzen Gebäude aber, außer dem bisweilen sich findenden Bild des Confucius, das den Philosophen als einen Mann von ehrwürdigem Aussehen mit grauem Haar und fließendem Bart, eine viereckige schwarze Kappe auf dem Kopf und ein hölzernes Täfelchen mit geheimnißvollen Zeichen in der Hand, darstellt, weder nach innen noch außen irgend ein Bildwerk zu sehen. Andere zum Andenken großer Männer erbaute Tempel sind eigentlich nur offene Triumphbogen [2]) oder Hallen der Erinnerung. Außerdem gibt es eine Menge öffentlicher Altäre für Götter, von denen man glaubt, daß sie über die Stelle wo sie stehen, oder über die Elemente herrschen, und unzählige Altäre sind den Hausgöttern errichtet. Der Unmasse von Gottheiten aber, welche das Volk verehrt, sind auch aller Orten zahlreiche, bald größere bald kleinere Tempel errichtet, und der Buddhismus hat das ganze Land mit seinen Pagoden und Klöstern förmlich übersäet. Besuchen wir, um die chinesischen Tempel [3]) etwas näher kennen zu lernen, statt vieler anderen den Tempel des Gottes der Wissenschaft und des Kriegsgottes in Viktoria auf der Insel Hong-kong:

Gleich am Anfang des chinesischen Quartiers bemerken wir ein auffallendes Gebäude, dessen geschweiftes Dach sammt den barokken Verzierungen von Drachen und anderen Ungethümen uns ankündigt, daß es gottesdienstlichen Zwecken geweiht ist. Vor der Thüre liegen zwei große Steinfiguren — sie sollen Löwen vorstellen — auf hohen Postamenten. Die beiden Thorflügel sind mit zwei plumpen menschlichen Gestalten in buntester Kleidung bemalt. Sie stellen die Schutzgötter der Thüren und Thore dar. Es sind zwei hohe Beamte aus der Vorzeit, denen die Aufsicht über die Thore des

---

[1]) cf. Ausland 1846, p. 700; 1848, p. 988. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 81 f.
[2]) cf. Ebendas. p. 54 u. a. [3]) cf. Ebendas. u. p. 59. 81.

kaiserlichen Palastes anvertraut war. Sie entdeckten eine Verschwörung wider das Leben des Kaisers, wofür sie später vergöttert wurden und nun an allen Thüren und Pforten abgemalt sind. In den Tempel selbst einzutreten, hat in China nicht die geringste Schwierigkeit. Der Weg führt uns durch eine Reihe von Vorhallen, Hallen und Höfen. Wir finden uns in ein wahres Pantheon versetzt, wo in allen Nischen und Winkeln die verschiedensten Gottheiten stehen. Wir lesen da die Namen „Gott des Feuers — Gott des Bodens und des Feldes — Göttin der Barmherzigkeit 2c." Und wie bei manchen katholischen Kirchen, so fehlt es auch hier innerhalb des Tempels nicht an einem Kramladen, wo Rauchkerzen, Goldpapier, Lichter u. a. zum Opfer nöthigen Dinge feilgeboten werden. Dem Kramladen gegenüber ist auch eine Apotheke eingerichtet und der Doktor sitzt davor; in einer Seitennische aber sehen wir vor einem kleinen Tischchen einen Wahrsager und Zeichendeuter, einen alten Chinesen mit einer großen Brille, der in einem Buche blättert. Endlich erreichen wir den Ort, wo die beiden Hauptgottheiten dieses Tempels sich befinden, deren menschlichen Ursprung wir bereits kennen gelernt haben.

Die dem Buddhismus angehörigen Pagoden [1]), von den Chinesen zum Unterschiede von andern Tempeln thap genannt, zwar von Indien aus in China eingeführt, aber gegenwärtig hier so eingebürgert, daß man allenthalben dergleichen erblickt, daß sie auf Landschaftsgemälden angebracht, in Zeuge gewirkt, als Garten- und Zimmerschmuck verwendet, als Kinderspielzeug angefertigt und selbst feines Backwerk in dieser Form gebacken und Bäume künstlich in Pagodengestalt gezogen werden, sind das Höchste, wozu sich die chinesische Baukunst erhoben hat. Man findet sie durch ganz China, besonders in der Nähe großer Städte, an Flüssen und auf Bergen, namentlich bei allen bedeutenden buddhistischen Klöstern. Diese Pagoden, deren man nach ihrer Größe und Beschaffenheit vier verschiedene Arten unterscheidet, sind sechs- oder achteckig, inwendig, namentlich in den oberen Stockwerken, öfters viereckig. Abgesehen von den niedrigen, 10 bis 20 Fuß hohen, ein- oder höchstens zweistöckigen Pagoden, in denen die Asche verstorbener buddhistischer Priester und Nonnen aufbewahrt wird, nnd den aus Stein gehauenen oder aus Eisen gegossenen, meist massiven, 10—30 Fuß hohen Miniaturpagoden von 7—13 Stock, zählen diese Bauwerke 5, 7, 9, selten 11 oder höchstens 13 Stock; die Höhe der größeren beträgt 120—200, der Umfang an der Basis bis an 300 Fuß. Die oberen Stocke haben höchstens ein Drittel vom Umfange des untersten, dessen Mauern nicht selten 8—13 Fuß dick sind. Die durch die einzelnen Stockwerke führenden Treppen sind bei diesen alten Bauwerken meist in schlechtem Zustande, die Kuppel, wenn auch noch erhalten, einer Mandarinenmütze mit Knopf nicht unähnlich, zuweilen auch aus einzelnen Kugeln oder aneinandergereiheten Knäufen bestehend. In diesen Spitzen werden, wie bei uns in den Thurmknöpfen, allerlei Sachen aufbewahrt; in jedem Stock aber befinden sich mehrere Fenster und Oeffnungen, durch welche man häufig auf eine 1—2 Fuß breite, um die Pagode führende Balustrade heraustreten kann, die oben ein Dach und ringsum ein Geländer hat. An den einzelnen Stockwerken ist außen allerlei Zierrath, namentlich viele Glocken, die vom Winde leicht zum Klingen gebracht werden; auch Lampen sind nicht selten außen befestigt, und reiche Leute lassen dieselben auf ihre Kosten brennen, was einen wunderbaren Anblick gewährt und zugleich für ein gutes Werk gilt. Die

---

[1]) cf. Rhein. Berichte 1858, p. 311 ff.; 1859, p. 16.

erste Pagode, der berühmte, von den Insurgenten leider in einen Trümmerhaufen verwandelte Porzellanthurm von Nanking [1]), wurde im dritten Jahrhundert erbaut und kostete der Bau an 5 Millionen Thaler; die meisten größeren stammen aus dem fünften bis neunten Jahrhundert. Ueber den Ursprung dieser religiösen Bauten haben wir bereits früher [2]) das Nöthige beigebracht. Ihr Inneres ist in China gewöhnlich mit Götzen angefüllt, die oft in Nischen aufgestellt sind, und deren ein einziges Stock bisweilen 200, die ganze Pagode also 500 bis 2000 enthält. Uebrigens sind sie durchaus unbewohnt, doch finden sich am Fuß derselben oft buddhistische Klöster, die dann natürlich mit Priestern oder Nonnen besetzt sind.

Die buddhistischen Tempel und Klöster [3]) umfassen gewöhnlich mehrere Säle und innere Höfe; sie sind aus Backsteinen gebaut, mit farbigen, oft gefirnißten Ziegeln bedeckt, und unterscheiden sich von anderen Häusern durch ihre größere Höhe und den keckeren Schwung ihrer Dächer. Die Bauart ist fast überall dieselbe, und der Unterschied ist nur im Luxus der Verzierungen. Um einen Begriff von diesen Tempeln zu geben, theilen wir eine nähere Beschreibung dessen von Ho-nan mit, des schönsten und großartigsten religiösen Gebäudes von Kanton, dessen zahlreiche Bauten mit den anstoßenden Gärten einen Flächenraum von 7 bis 8 Morgen Landes bedecken.

Etwas östlich von den Faktoreien bei der Stadt setzt man über den Fluß und befindet sich beim Aussteigen vor dem äußern Thore, von dem eine Allee zu einem zweiten Thore führt, über welchem der Name des Tempels in großen Charakteren verzeichnet steht. Zwei kolossale Statuen, die Bilder vergötterter Krieger, bewachen zu beiden Seiten dies innere Thor; auf einem großen Steine aber ist die sinnbildliche Schildkröte ausgehauen. Hinter diesem Thore gelangt man abermals in einen andern Hof oder eine Art Vorhalle, den „Palast der vier Himmelskönige", die durch die Bilder alter Helden dargestellt werden. Ein breiter Pfad führt von da nach dem Haupttempel mit den prächtigen Statuen der drei Buddha's, des gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Der Saal, in welchem sie aufgestellt sind, hat etwa 100 Fuß im Geviert und ist mit Privataltären und Götzenbildern aller Art angefüllt, deren viele aus vergoldetem Holz auch in den anstoßenden Sälen sich befinden. Hier stehen um die Mauer gereiht allerlei Gottheiten, freundliche und gnädige, aber auch schreckliche und ungeheuerliche Bilder; auch den chinesischen Teufel kann man hier sehen, eine scheußliche Gestalt mit Hörnern und schwarzem Gesicht. Vor dem Hauptaltar der drei Buddha's sind die Zierrathen des Kultus gereiht: die großen, mit Blumen oder Früchten angefüllten Gefäße, die Weihrauchpfannen, die meist mit alten Inschriften bedeckte Glocke, der Gong, dessen ernster, lauter Klang sich in den Ton der Glocke mischt, um die Stunde des Gebets oder der Ceremonien anzukündigen, die Bambusvase mit den kleinen Holzstäbchen zum Befragen des Looses, die heiligen Bücher, deren Sinn nicht einmal der Bonze versteht, welcher regelmäßig die Gebete daraus liest u. s. w. Auf beiden Seiten des Altars sieht man Inschriften in vergoldeten Charakteren, und von der Decke hängen ungeheuere runde Laternen, mit Inschriften der den Tempel bewohnenden Götter überladen, herab. In diesem Saale standen, als Smith 1844 den Ort besuchte, ein Schwarm von Mönchen mit erhobenen Palmbüschen und riefen Buddha ihre geheimnißvollen Töne zu, während einer von ihnen es vormachte und mit gestrecktem Halse und fast athemlos ein lautes Geplapper verführte, wozu von Zeit zu Zeit getrommelt und geklingelt wurde, und ein anderer Priester Goldpapier und Rauchwerk verbrannte. Heraustretend aus den ausschließlich dem Kultus gewidmeten Sälen ge-

---

[1]) cf. Ausland 1859, p. 68. [2]) Kl. Missionsbibliothek III, 2. A. §. 2. [3]) cf. Ausland 1848, p. 1021 f. Basl. Miss.-Mag. 1833, II, p. 170; 1848, III, p. 17 ff. 74 f. 78 f.

langt man zu den engen Zellen der Bonzen[1]) (Priester, Mönche), elenden, nackten, verfallenen Löchern, in denen eine auf dem Boden ausgebreitete Matte das ganze Ameublement bildet. Auf einer andern Seite ist eine Druckerei, wo man auf weißem, rothem oder gelbem Papier die an die Gläubigen verkauften Gebete druckt; ferner ein Zimmer zur Aufnahme von Besuchen, ein gemeinsamer Speisesaal, die Küche 2c., alles in einem Zustande, der von großem Elend zeugt, wie denn fast alle Klöster sehr verfallen und die Mönche auf's Betteln angewiesen sind. In einem Hinterhofe wird auch ein Stall fetter Schweine gehalten, welche als Ersatz für das ihrem Geschlechte zugefügte Unrecht, indem die Anhänger des Gottes seinem Gesetz zuwider Schweinefleisch essen, dem Buddha geheiligt sind und von den Bonzen ernährt werden müssen. Hinter dem Kloster in einem weiten Garten befindet sich eine Art Ofen, wo die Leiber der verstorbenen Priester verbrannt werden, nahe dabei das Grabdenkmal, wo die Asche derselben einmal im Jahre niedergelegt wird, und daranstoßend eine kleine Zelle, um die Urne mit der Asche bis zum Tage der Eröffnung des Grabmals einstweilen aufzunehmen. Auch Gräber für Privatpersonen giebt es hier, welche zahlen, um an heiligen Orten begraben zu werden. Das Stift von Ho-nan war ursprünglich für 300 Priester berechnet, allein da so viele kaum erhalten werden konnten, sind jetzt nur 160—170 darin.

Die Zahl aller Priester ist ziemlich bedeutend. So lange sie im Tempel wohnen, leben sie als Mönche im Cölibat. Zwar kann ein Priester mit Ehren sein heiliges Amt nicht aufgeben und ein weltliches Geschäft unternehmen; indessen beharren die meisten beim Mönchsleben nur weil sie sich nicht anders erhalten können. Viele derselben sind Flüchtlinge, Ausgeschriebene, Mörder, die im Kloster eine Zuflucht vor Mangel und Verfolgung gefunden haben; es ist meist gemeines und unwissendes Volk, und daher das auffallende Landesgesetz erklärlich, wonach Weiber die Tempel nicht besuchen sollen, bei Strafe von 40 Bambusstreichen, wozu ihre Männer sonst verurtheilt werden. Das Gesetz will dabei den Weibern nicht etwa die Theilnahme am Kultus wehren, sondern nur der greulichen Unzucht, die in den Tempeln getrieben wird, entgegenwirken. Ein anderes Gesetz verbietet den Priestern, Frauen in den Tempel zu ziehen oder dort festzuhalten, ein Zeichen, was selbst die heidnische Obrigkeit von den bösen Dingen weiß, die in den Tempeln vorgehen. In den verschiedenen Klöstern aber werden auch an 1000 Nonnen (Bonzinnen) unterhalten, die den Kopf ganz scheeren müssen und ein langes schwarzes Gewand tragen; sie dürfen auswärts Besuche machen, haben aber vor ihrem Eintritt in's Kloster im väterlichen Hause erst eine längere Probezeit zu bestehen[2]). — Einige Meilen von Tschu-san ist eine Insel, Po-tu[3]), welche ganz von Bonzen bewohnt ist. Drei große Tempel und eine Menge Altäre sind hier dem Kultus des Fo (Buddha) geweiht.

Was nun den Gottesdienst der Chinesen im Allgemeinen betrifft, so gehört es eigentlich zu den uns bereits öfter vorgekommenen gemüthlichen Inconsequenzen dieses sonderbaren Volkes, daß überhaupt, wiewohl selten genug, gebetet wird. Bußgebete sind sehr selten, weil nach dem religiösen Bewußtsein eigentlich ohne Sinn; häufiger Bitt- und Dankgebete, wie denn schon Kong-fu-tse sagt: „Jeder kann und soll dem Himmel für seine Wohlthaten danken, und seine Wünsche und Bitten

---

[1]) So nennen sie die Europäer; in China heißen sie „Seng" oder „Ho-schang".
[2]) cf. Ausland 1846, p. 700. [3]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 325 f.

auf's neue an ihn richten." Auch das Opfer hat eigentlich gar keine Bedeutung mehr und ist auf die oberflächlichste Andeutung, ja zum kleinlich Lächerlichen herabgesunken; nur Rauchwerk, Papierschnitzel und kleineres Vieh sowie Blumen und Früchte werden als Opfer dargebracht. Von Selbstpeinigung und Menschenopfern, wie in Indien, ist bei den Chinesen natürlich keine Rede; das einzige wirkliche Opfer, welches selbst vom Kaiser dem Himmel jährlich oder bei besonderen, ungewöhnlichen Ereignissen gebracht wurde, bestand in jungen Stieren; auch den Ahnen und Schutzgeistern wurden Stiere, Schafe und Getreide dargebracht; die dabei zu beobachtenden Gebräuche waren gesetzlich vorgeschrieben, und die regelmäßige Darbringung der Opfer war eine hohe Pflicht des Kaisers. Dankopfer werden gebracht für die Früchte der Erde, vorzugsweise aus Getreidekuchen bestehend. So errichtet jedes Dorf und jede Straße von 25 Familien den Feld- und Getreidegöttern einen Altar, und im Frühling und Herbst werden die Gottheiten, welche man sich hier residirend denkt, besonders verehrt. Die Priester werden zu gewisser Zeit berufen, um einen Segen über die Jahreszeit zu erflehen. Sie kleiden sich, gewöhnlich 3 oder 4 an der Zahl, in gelbgrüne Röcke, und haben einige Musikanten bei sich. Ein Diener trägt ein Speisebrett mit Kuchen, Eingemachtem und Fleisch vor den Priestern her, und ein anderer folgt ihnen mit einigen Tassen und einer Flasche mit geistigem Getränk. So gehen sie in Begleitung des Feldeigenthümers, der für das Ganze bezahlen muß, auf das Feld, lassen die Speisen auf den Altar hinstellen und gießen vor und über den darauf befindlichen Stein ein Trankopfer von 3 Tassen Branntwein aus. Dann ertönen Gong und Trompete, und die Priester sprechen ihr Gebet in einer vorgeschriebenen Form, schnell und durchaus unverständlich, worauf sie einige Verbeugungen vor dem Altar machen und zuweilen noch ein Trankopfer ausgießen. So von einem Altar zum andern gehend, wiederholen sie dieselbe Ceremonie; während der ganzen Verhandlung aber scheint Alles des frohesten Muthes zu sein, sowohl die Zuschauer als auch die Priester und ihre Assistenten, so daß man eher den Eindruck bekommt, es werde Komödie gespielt, als Gottesdienst gehalten. Und die Komödie hat in der That eine Stelle im chinesischen Gottesdienst. Da z. B. die Häuser aus leichten, brennbaren Stoffen erbaut sind, so sind Verheerungen durch Feuer, wobei ganze Straßen eingeäschert werden, ein häufiges Ereigniß; daher die Gewohnheit, die Schutzgötter der Nachbarschaft zu Anfang des Winters durch ein Opfer zu versöhnen. Zu dem Ende werden Geldbeiträge gesammelt, und eine Nacht um die andere sieht man ganze Straßen der Kehre nach prachtvoll beleuchtet. Gesellschaften werden gebildet, welche die gewöhnlichen Lampen, Blumengehänge, Musikanten, Bilder und anderes Zubehör herbeischaffen. Am Ende einiger Gassen aber übertrifft die Pracht alles Uebrige, da Kaufleute, die seit dem vorigen Jahre vorzüglich gute Geschäfte gemacht, aus Dankbarkeit ihr Geld zu einer besondern Auszeichnung des Festes hergeben. Da sieht man an einem Ort Figuren, welche vermittelst eines Triebwerks die gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens nachahmen; etwas weiter hört man eine Bande von Musikanten die Stimme eines Kunstsängers begleiten, plötzlich erdröhnen

in einer Erweiterung der Gasse eine Menge Trommeln, Gongs, und die gellenden Töne der eigenthümlichen chinesischen Fistelstimme, und auf einer erhöheten Bühne werden die mannigfaltigsten Scenen [1]) dem Auge des Beschauers vorgeführt — Alles zu Ehren der Schutzgötter. Der ganze Gottesdienst der Chinesen ist eigentlich nur eine Komödie [2]), und höchstens das Opfer des Besitzes in möglichst abgeschwächter Symbolik, wohin auch die Sitte des Verbrennens von Gold- und Silberpapier gehört, hat hier noch eine Geltung. „Ich ging eines Tages," erzählt Missionar Lechler auf Hongkong, „gerade an dem Tempel des Kriegsgottes vorüber, als das Geburtsfest desselben gefeiert wurde, und wie erstaunt war ich über den außerordentlichen Aufwand, den ich die Chinesen bei Darbringung ihrer Opfer machen sah. Ganze Lasten von Opferkuchen wurden herbeigetragen, und nicht nur große Schüsseln voll Fleisch, Geflügel, Schinken rc., sondern auch ganze gebratene Schweine schleppte man herbei. Mein Erstaunen machte aber bald ganz andern Gefühlen Platz, als ich hörte, daß nicht nur alle diese Opfergaben wieder weggetragen und theilweise von den Opfernden selbst verzehrt werden, sondern daß namentlich die gebratenen Schweine von den Schlächtern um ein kleines Trinkgeld für diesen Zweck nur ausgeliehen, dann aber, wenn sie ihren Dienst gethan haben, wieder zurückgenommen und auf dem Markt verkauft werden. Da ist mir das Wort des Apostels, 1 Kor. 10, 25 ff., deutlich geworden." Auch das von demselben Missionar mitgetheilte Gebet bei Opferfesten [3]), dessen sich die Chinesen zu bedienen pflegen, und das zu lang ist, als daß wir es hier mittheilen könnten, läßt einen betrübenden Blick thun in die Finsterniß, unter welcher China seufzt. Es schließt mit den Worten: „Des Weins ist so viel als das Wasser des Oceans, und das Fleisch ist euch gethürmt wie der Himalaya. Für tausend Geister reicht es hin, je zehntausend können es nicht aufzehren. Wir wollen aber nicht mehr viele Worte machen und sagen euch Lebewohl. Das Fleisch ist nun erkaltet, und weg ist all sein Duft; der Wein ist auch veraltet, und dahin ist all sein Duft. Kehret nun wieder zurück, ein Jeglicher an seinen Ort, und wir wollen die geschmacklosen Ueberbleibsel des Opfers abräumen." Sofort erhebt sich Alles von den Knieen. Das abgelesene Gebet wird mit anderem Goldpapier verbrannt und Feuerwerk wird angezündet. Der Gong mit der Klarinette und anderen Instrumenten macht großen Lärm. Dann kommt nur noch die Ceremonie des Verabschiedens, indem sich Alle dreimal auf die Kniee werfen und den Kopf neunmal auf die Erde stoßen. Die Opfergaben werden abgetragen, und nun wird das Ganze beendigt mit einer Schmauserei, wobei die frommen Verehrer sich mit dem materiellen Stoff begnügen, den die Geister übrig gelassen haben.

Das Verbrennen von Gold- und Silberpapier [4]) bei den religiösen Ceremonien, dessen eine ungeheure Masse verbraucht wird, weßhalb es einen bedeutenden Handelszweig in China bildet, ist vielleicht

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, II, p. 33. [2]) cf. Ebendas. 1851, II, p. 255; 1835, II, p. 292. [3]) cf. Ebendas. 1859, p. 179 ff. Rhein. Berichte 1857, p. 3 ff. [4]) cf. Ausland 1846, p. 1344. Basler Heidenbote 1848, p. 92.

aus dem Buddhismus herübergekommen. Das gewöhnliche Opfer ist ein Stück Papier, etwa 2 Fuß lang und 8 Zoll breit, dem man die Form des Vordertheils einer Mütze gibt; auf dem Rücken ist ein Goldplättchen angebracht. Auf dem Papier sind aber auch Figuren von Männern und Frauen in verschiedenen Trachten, von Häusern, Bedienten, Fahrzeugen u. s. w., und besonders für die Schutzgeister und Ahnen wird dasselbe in Unmassen verbrannt. Wohlhabende Personen geben den Priestern jeden Monat eine gewisse Summe, um in ihrem Namen Papier zu verbrennen und zu beten; reiche Leute unterhalten besondere Personen, deren einzige Beschäftigung ist, Weihrauch darzubringen, Papier zu verbrennen und an Festagen Feuerwerke, die gleichfalls von religiöser Bedeutung sind[1]), abzubrennen. Daß dieses Papierverbrennen an die Stelle früherer Menschenopfer getreten sei, wie Einige meinen, ist jedenfalls unrichtig; eher dürfte es eine symbolische, die Aufopferung des Besitzes überhaupt andeutende Handlung sein, freilich „die verdünnteste und abgeflachteste Weise des Opfers, welche ein prosaisches, den Besitz leidenschaftlich liebendes Volk erfinnen kann.“ Bei den Todtenopfern, auf welche wir später zurückkommen werden, erscheint dasselbe mehr als ein Liebeswerk, durch welches man für die Bedürfnisse der Verstorbenen zu sorgen meint.

Auch beim Hausgottesdienst[2]) des Morgens und des Abends zündet der Chinese sein Licht und seine kleine Weihrauchpfanne an, und bringt seinen Hausgöttern ein Opfer, indem er heiliges Papier vor ihnen verbrennt. Er neigt sich einige Male vor ihnen auf die Erde, und gießt etwas Wasser vor einem kleinen Hausaltare aus, und dies mit einem Ernst, der sich nicht stören läßt, und wobei er die Beobachtung Anderer nicht scheut. Statt langer Gebete gibt er sich mit einigen Kniebeugungen und dem Niederfallen auf die Erde zufrieden, und glaubt damit seinen bei ihm wohnenden Hausgöttern die schuldige Ehrfurcht geleistet zu haben. Dabei ist es jedoch für die Chinesen gar nichts Ungewöhnliches, ihre Götter schwer zu beschimpfen, und wenn sie sich einmal ungnädig erzeigt haben, die Götzenbilder umzustürzen, ja sie zu prügeln und beim Halse durch die Straßen zu schleifen, sie dabei mit dem Namen „geistliche Hunde“ und mit andern Schimpfnamen zu belegen, und ihnen rund heraus zu erklären: man habe gar keine Lust, sie umsonst zu bemalen und zu vergolden, ihnen umsonst Tempel zu bauen und sie umsonst zu füttern. Nur so lange die Götter ihre Gebete erhören, aber auch nicht länger, wird ihnen Anbetung und Verehrung erzeigt, werden ihnen Opfer gebracht und glänzende Feste gefeiert.

Was die Feste[3]) der Chinesen angeht, so gibt es zunächst keinen allwöchentlich wiederkehrenden Feiertag, keinen Sonntag, wie bei uns, und ganz allgemein ist nur die Feier des Neujahrs; der Geister- und Götzendienst des Volkes aber hat außerdem eine Menge anderer an bestimmte Gottheiten, Zeiten und Gelegenheiten gebundene Festfeiern in's

---

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1851, Nr. 10. [2]) Calw. Missionsbl. 1842, p. 73. Basler Miss.-Mag. 1833, II, p. 169. [3]) cf. Ebendas. 1835, II. p. 292. Ev. Reichsbote 1852, Nr. 3; 1860, p. 15. 22. 38.

Leben gerufen. Die chinesischen Fest- und Feierzeiten[1]) stehen mit der landesüblichen Zeiteintheilung im engen Zusammenhang. Die Jahresrechnung der Chinesen fängt schon 2637 vor Christo an, wobei jedoch nach Cyklen (Zeitkreisen) von 60 Jahren gerechnet wird, so daß das Jahr 1860 das 57ste des 75sten Cyklus ist. Die Jahre sind allerdings Sonnenjahre, indem ihre wichtigeren Punkte durch die Sonne bestimmt werden, die Monate aber Mondmonate, bald von 30, bald nur von 28 Tagen. Da sonach auf das Jahr nur 355 Tage kommen, wird je im dritten Jahre ein besonderer Nachmonat an geeigneter Stelle eingeschaltet und als Doppelmonat mit dem nächst vorangehenden verbunden. Die Tage stehen in besonderer Beziehung zum Mond, und am 1sten bei Neumond und am 15ten bei Vollmond hat man Festtage, die vom Volke gefeiert werden. Demnach kann eine Sonnenfinsterniß auch nur am ersten, eine Mondfinsterniß nur am 15ten Tage des Monats eintreten. Anstatt der 24 Stunden, in welche wir den Tag eintheilen, rechnet der Chinese nur nach 12 zweistündigen, je in 8 kleinere Theile, „Kih", abgetheilten, Nachts 11 Uhr nach unserer Zeit beginnenden Zeitabschnitten, deren Bezeichnungen ganz populär sind: Mitternacht (11—1), der Hahn kündigt den Morgen an (1—3), jetzt sieht man einen Rand am Himmel (3—5), die Sonne geht auf (5—7), Frühstückszeit (7—9), Vormittag (9—11), Mittagszeit (11—1), Mittag vorüber (1—3), Nachmittag (3—5), die Hühner gehen in den Stall (5—7), erste Nachtwache (7—9), zweite Nachtwache (9—11). Uhren hat das Volk nicht, obschon die Reicheren sich von den Fremden solche kaufen; Sonnenuhren sind wenig in Gebrauch; hie und da aber werden dicke von einer Art Mehl aus verwestem Holz bereitete Stäbchen angezündet, und in dem Maß, als diese durch beständiges Glühen immer kürzer werden, zeigen die mit Tusche markirten Linien die Zeit an. Die religiösen Festzeiten nun, deren Missionar Hamberg gegen 60 aufzählt, sind auf verschiedene Monate und Tage vertheilt. Die Gottheiten, denen sie gelten, sind theils große Staatsmänner, Kriegshelden, Gelehrte, Aerzte u. s. w., die zu Göttern erhoben worden sind theils Schutzgeister der Natur, des Hauses, der Familie, der Gewerbe u. s. w., theils endlich gelten die Feste den bedeutenden Wendepunkten des Jahres und seinen Zeiten. Da gibt es ein Fest der Göttin der Barmherzigkeit, der Himmelskönigin, des Gottes der Frauen, der Kinder, der Architekten, der Staatsmänner, des Gottes der Pferde, des Feuergottes, des Gottes der Musik, des Gottes der Ackerleute, des Reichthums, der Städte, der Thüren und Gränzen, des Gottes der Pocken, der Blinden, der Schiffer; ferner ein Fest des Frühlings- und des Herbst-Anfangs, der Sommer- und der Wintersonnenwende, auch die Götter des Ofens oder des heimathlichen Feuerheerdes haben ihre besondere Festfeier. Aber nur ein Fest findet sich, an welchem ein Gott um Vergebung der Sünden angerufen wird. Die Feier dieser Feste selbst entbehrt durchaus aller Weihe und alles höheren Ernstes. Schwelgerische Mahlzeiten, das Abbrennen von Feuer-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1853, III, p. 69 f. 1859, p. 182 f.

werken, worin die Chinesen allerdings etwas leisten[1]), lärmende Musik, belustigende Schauspiele u. dergl. bilden neben dem gewöhnlichen Räuchern, Papierverbrennen und Darbringen von Opfern überall die Hauptsache. Am Feste der Göttin des Glücks und des langen Lebens zieht Alt und Jung auf die Höhen der Berge, und die Kinder lassen buntfarbige, seltsam gestaltete Papierdrachen in die Höhe steigen; am Tage des Schiffergotts sammeln sich die Bootsleute in reichverzierten und mit bunten Wimpeln geschmückten Kähnen auf den Flüssen und feiern das Fest durch ein fröhliches Wettrudern. Bei andern Festen werden dramatische Spiele auf Schaubühnen unter freiem Himmel aufgeführt, um Götter und Menschen zu ergötzen. Am Tage vor dem Frühlingsanfang zieht das ganze Volk in's Freie hinaus, und der erste Beamte leitet den Zug, um den Frühling zu empfangen, während die Kinder, in phantastischen Kleiderputz gehüllt, auf den Schultern hinausgetragen werden. Am Tage des Festes selbst bringt das Volk einen Ochsen[2]) und einen Mann, beide von Thon gemacht, um anzudeuten, daß nun der Ackerbau beginne; der Beamte gibt dem Ochsen einige Streiche, und endlich werden die Thonbilder vom Volke mit Steinen zerschlagen. Der Kaiser selbst faßt an diesem Tage (freilich in der Regel durch einen Stellvertreter) den schön geschmückten Pflug, und der Stier wird über den Acker geleitet, bis drei Furchen gezogen sind, worauf die Prinzen fünf und die hohen Beamten neun solcher Furchen ziehen, bis zuletzt das Feld von den Bauern fertig gepflügt wird. Dem entspricht das Fest des Herbstanfangs, an welchem die Kaiserin, begleitet von ihren Töchtern und Hofdamen, hinauszieht zum Altare des Entdeckers der Seidenzucht, dort nach Darbringung der Opfer einige Maulbeerblätter sammelt, und zwar die Kaiserin in goldenen, die Prinzessinnen in silbernen Gefäßen, und die kaiserlichen Seidenwürmer füttert. Dann wird noch etwas Seide aufgewickelt, und die Ceremonie ist beendet. Der Neujahrstag[3]), der immer in den Februar fällt, wird „erster Morgen" genannt. Schon fünf Tage vorher werden Vorbereitungen zum Feste getroffen und fünf Tage nachher geht die Feier noch fort. Am ersten und zweiten Tag enthält man sich der Fleischspeisen, Schwärmer werden unter lärmender Musik abgefeuert zur Vertreibung der bösen Geister, die Ahnen angebetet und die Freunde unter Glückwünschen besucht. Alle Gewerbe stehen still und alle Arbeit ruht, alle Rechnungen müssen ausgefertigt und bezahlt sein; Häuser und Kleider werden gereinigt; allerlei kurze, nicht eben geistreiche Sprüche werden auf rothes Papier geschrieben und an Wänden und Thüren angeklebt. Die Reichen halten offne Tafel, die Polizei ist in Ruhestand versetzt, und Alles überläßt sich dem Spiel und der Freude. Die ersten zehn Tage des ersten Monats werden nach Thieren genannt, der siebente aber heißt Menschen-Tag, doch dürfte eine dunkle Erinnerung an die Schöpfung daraus kaum herzuleiten sein. Den Schluß der Neujahrsfeiertage bildet am Vollmondstag das Laternenfest oder „Fest der Blumenlaternen". Feuerwerke, Schauspiele, Spiel-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 137 f. [2]) cf. Evangel. luth. Missionsbl. 1850, p. 93 f. [3]) cf. Ausland 1847, p. 591. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 128. 136. Evangel. luth. Missionsbl. 1855, p. 30. 93 ff. Calwer Missionsbl. f. K. 1848, p. 93 ff.

gesellschaften, Schmausgelage und Laternen aller Farben und Gestalten machen sich überall bemerklich; in allen Haupttempeln und in den Häusern der Reichen sieht man ungeheure Kerzen, auf allen Seiten hört man Pfeifen-, Gongs- und Cymbeltöne. Häuser und Kaufläden werden des Abends besonders mit buntfarbigen Papierlaternen geschmückt, die theils Vögeln, Thieren, Fischen, Drachen 2c. gleichen, theils so eingerichtet sind, daß sie mittelst verdünnter Luft sich als allerlei Thiere und Schiffe stets umherbewegen. Familien, welche im Laufe des Jahres durch die Geburt eines Knaben sich vermehrt haben, feiern den Abend besonders durch Einladung ihrer Freunde und Verwandten, durch Abbrennen von Schwärmern und Weintrinken. Die Laternen bleiben dann im Hause hängen bis zum nächsten Neujahrstag, wo sie verbrannt und durch neue ersetzt werden. Der letzte Tag des ersten Monats ist der Eröffnungstag der chinesischen Schulen, an welchem die Knaben Zuckerbrod und Früchte unter tiefen Verbeugungen dem Kong-fu-tse darbringen, und, da der heilige Mann nichts von dem süßen Opfer genießt, es glücklich selbst verzehren. Am ersten Tag des 7ten Monats beginnt das merkwürdige bis zum 15ten währende Fest der Kleiderverbrennung. Allerhand Kleider, Strümpfe, Stiefeln, Kappen 2c. werden von gefärbtem Papiere gemacht, sämmtliche Papierbilder verbrannt und dadurch nach dem Volksglauben in die gleichen Gegenstände zum Gebrauch der Verwandten im Todtenreich verwandelt. Es geht nämlich die Sage, ein junger Mann, Muh-len, sei aus Liebe zu seiner Mutter in die Unterwelt hinabgegangen, um sie daraus zu erretten. Leider fand er sie daselbst zur Strafe für ihre Sünden in einen Hund verwandelt, den er indeß aufsuchte und mit sich in die Oberwelt nahm. Beim Weggehen aber ließ er die Thür der Unterwelt offen stehen, und eine Menge verstorbener Geister, die oft als Teufel bezeichnet werden, folgten ihm nach. Weil aber die Teufel sehr arm sind und nackt, Hunger und Kälte leiden, so opfert man und verbrennt ihnen Kleider, um sie zu beruhigen, daß sie keinen Schaden thun sollen. Gegen Ende des Jahres ist das Fest „Sang-sin" oder die Versendung der Götter [1]). Da sieht man häufig eine Thür aufgehen und einen Mann mit Stroh in der einen Hand und einem Licht in der andern heraustreten. Das Stroh wird vor die Schwelle gelegt und darauf eine Silbermünze und eine Sänfte, Alles von Papier. In der Sänfte ist ein zusammengefaltetes Stück rothes Papier mit der rohen Zeichnung eines Götzen. Das Stroh wird angezündet und eine kleine Schale Wein darauf gegossen, und sowie die Sänfte mit ihrem Insitzer verbrannt ist, werden einige Bücklinge dem so Scheidenden gemacht, welcher Niemand anders ist, als Tsaukiun, der Küchenfürst, der Gott des Ofens oder Heerdes. Um die Mitte des ersten Monats nämlich wird ein solcher papierener Fürst gekauft und in eine für ihn bestimmte Nische am oberen Theil des Heerdes gestellt. Hier soll er das Betragen eines jeden Familiengliedes das Jahr durch beobachten, und gegen Jahresschluß wird er auf die eben beschriebene Weise zum Himmel hinaufgesandt, um Schangh-ti, dem „höchsten Herr-

[1]) Goßner, Biene 1850, p. 26.

scher", Bericht zu erstatten. Keine Familie scheint diesen Brauch zu versäumen. Am 30sten Tage des 12ten Monats endlich kommen alle Götter auf die Erde herab, um die Opfer des folgenden Tages zu genießen.

Außerordentliche Festlichkeiten werden bisweilen bei besonderen Gelegenheiten angestellt. Mangel an Regen z. B. verursacht in China immer große Noth; Regenmacher aber, wie in Afrika, gibt es daselbst nicht, sondern wenn Dürre und Hungersnoth eintritt, muß der Kaiser Buße thun [1]) und bekennen, daß dies eine Strafe des Himmels sei um seiner Nachlässigkeit willen. Der Kaiser selbst und die Mandarinen bringen dann Opfer, fasten wohl auch und bitten den Himmel um Regen. Ebenso thut das Volk. Auch machen sie Gelübde, daß wenn der Himmel sie erhöre, sie dies oder das thun wollen. In Folge einer 8monatlichen Dürre in Canton 1835 erließ der Statthalter endlich eine Kundmachung, worin er zunächst bemerkte, daß ob dieser Dürre sein Herz vor Kummer vertrocknet sei, und dann männiglich in der ganzen Provinz aufforderte, wer durch irgend eine Kunst oder Zauberei den Regen in Strömen herabbringen könnte, den Altar des Drachen zu besteigen und ehrfurchtsvoll und aufrichtig zu beten, wofür er im Fall des Gelingens Geld und eine Ehrentafel verhieß. Nur ein buddhistischer Priester meldete sich, mühte aber drei Tage lang völlig vergeblich sich ab, durch Gebete und Musik den Regen herabzubringen. Nun wurde ein allgemeines Fasten ausgeschrieben und das Volk begab sich in Schaaren zu den Götzentempeln. Der Statthalter und die Unterbeamten selbst gingen zu Fuß, statt wie sonst sich tragen zu lassen, und war dies bei ihrer Korpulenz und lästigen Kleidung allerdings sehr beschwerlich. Darum sagte denn auch der Statthalter: „Ich glaube, unser Gott denkt, daß wir nur Spaß machen, wenn wir ihn um Regen bitten; denn er sitzt immer in seinem kühlen Tempel und fühlt nichts davon, daß der Himmel glüht und die Erde geröstet ist." Sofort ließ er den Götzen an einem Seil zum Tempel hinausziehen und einige Zeit in die Sonne setzen, während er sich selbst im Tempel abkühlte. Dies Mittel schien erfolgreich, denn der Regen fiel bald in Strömen. Man vergaß nun aber auch nicht, Dankopfer zu bringen; das während des Fastens geschlossene Südthor der Stadt wurde wieder geöffnet, und einer alten Sitte gemäß einem lebendigen Schweine der Schwanz vom Leibe weggebrannt.

Aber noch sind wir mit dem Aberglauben der Chinesen nicht zu Ende. Außer wunderbaren Naturerscheinungen gibt es eine Menge anderer Vorzeichen, die das unwissende Volk fürchten oder hoffen lassen, obschon Kaiser Hong-wu (14. Jahrh. n. Chr.) erklärte: „Der Weise fürchtet die Vorzeichen nicht, und über seine Handlungen wachend weiß er das angedeutete Unheil abzuwenden." Krähen der Hühner bedeutet z. B. das Aussterben einer Familie, Zucken der Glieder ein bevorstehendes wichtiges Ereigniß u. s. w. Auch auf Träume als Vorzeichen des Kommenden im Gemüth geben die Chinesen nicht wenig. Die Wahrsagekunst aber nimmt in China zunächst nicht die Phantasie, sondern die Mathematik in Dienst; das Schicksal muß sich berechnen und im

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1853, III, p. 114 f. Missionsfreund 1858, p. 127 f.

Kalender notiren lassen. Die Kalendermacher sind daher von hoher Bedeutung im Reiche der Mitte und unterscheiden mathematisch genau die guten und die bösen Tage; man weiß da genau, wenn man heirathen darf, wann man die Todten begraben muß, wann dies oder jenes Geschäft vorzunehmen ist. Ebenso enthält der Kalender einen Zauber für jedes der 60 Jahre des Cyklus, und diese werden jedes Jahr angeschlagen als Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten; auch zählt man 12 Zaubermittel zur Heilung der im Kalender bezeichneten Krankheiten. Die „Tuytse" oder Listen werden in den chinesischen Häusern als Zierrathen aufgehängt, und vertreten die Stelle von Gemälden und Kupferstichen. Bei der Geburt eines Kindes und bei wichtigen Unternehmungen werden die Astrologen über den Stand des Himmels und die Zukunft befragt; Sonnen- und Mondfinsternisse[1]) aber, namentlich die ersteren, sind immer von Uebel. Bei jeder Finsterniß zieht sich der Kaiser in seine innersten Gemächer zurück, um durch verschiedene Ceremonien die Sonne wieder leuchten zu lassen, indem er sie aus dem Rachen des Drachen[2]), der sie verschlingen will, befreit; die Mandarinen erscheinen in Festkleidung im Hofe des mathematischen Tribunals und werfen sich beim Eintritt der Finsterniß auf die Kniee und berühren mit der Stirn die Erde; in den Straßen wird mit Trommeln und Pfeifen ein entsetzlicher Lärm gemacht, um den Drachen von der Sonne zu verscheuchen, während die Sternkundigen unterdeß den Lauf der Finsterniß genau beobachten. Bei Mondfinsternissen machen die Chinesen ebenfalls großen Lärm mit allen möglichen schallenden Werkzeugen, um den Drachen zu erschrecken, welcher den Mond verschlingen will. An einem jährlichen Feste wird die Befreiung des Mondes von dem großen Drachen gefeiert; in der Nacht trägt man beim Scheine zahlreicher Fackeln eine große von innen erleuchtete Schlange, gegen 100 Fuß lang, in Prozession umher; neben dem Schlangenrachen befindet sich eine Kugel, welche den Mond vorstellt; die Leute, welche den Kopf tragen, machen heftige Bewegungen, um die Anstrengungen anzudeuten, welche der Drache macht, den Mond zu verschlingen; dabei gewaltiger Lärm mit Racketen, Trommeln u. s. w. — Der Gebrauch, bei wichtigen Angelegenheiten das Loos[3]) zu Rathe zu ziehen, ist sehr alt und allgemein verbreitet in China. Die zwei ältesten und wichtigsten Arten desselben sind das „Schi" und das „Pu". Die Wurzeln der Pflanze Schi werden in Haufen gelegt, in die man unter dem Aussprechen gewisser Worte mit der Hand hineingreift; aus der Zahl der ergriffenen Wurzelstücke wird dann die gesuchte Antwort gedeutet. Wichtiger noch ist das seit den ältesten Zeiten bei wichtigen Staats-Angelegenheiten befragte Pu, wo aus den Farben und Rissen einer in's Feuer geworfenen Schildkrötenschale geweissagt wird, indem diese in der Hitze entstehenden Zeichnungen, welche von drei kundigen Männern geprüft werden, ein Bild des Himmels seien und dessen Befehle

---

[1]) cf. Ausland 1847, p. 637. [2]) Der Drache, das Wappen China's, ist hier das Symbol der Lebenskraft des Universums, der Himmelsmacht, und die Finsternisse werden durch die allgewaltige Macht des ewig sich bewegenden Himmels erzeugt. Das Volk freilich weiß von dieser Symbolik nichts. [3]) cf. Ausland 1846, p. 1253. Calwer Missionsblatt 1847, p. 65. Biene 1847, p. 29. Evang. luth. Missionsbl. 1859, p. 224.

andeuten sollen. Für gewöhnlich geschieht das Loosen durch Holzstückchen mit Zeichen oder durch Steine rc., häufig auch wirft man vor seinem Götzen zwei Stücke Bambuswurzeln, deren jedes zwei Seiten hat, eine flache und eine gerundete, in die Höhe. Zeigen beide Stücke beim Niederfallen die runde Seite, so ist die Antwort ungünstig; besser, aber noch immer unbefriedigend, wenn beide die flache Seite zeigen; entschieden beifällig, wenn nur eines die runde, das andere die flache Seite zeigt. In neueren Zeiten hat das Wahrsagen durch's Loos eine handwerksmäßige Ausdehnung gewonnen, und man trifft Wahrsager[1]) für Jedermanns Dienst auf allen Marktplätzen und in den sogenannten Wahrsage-Tempeln, deren stets offne Thüren die Vorübergehenden einladen, eine Frage an das Schicksal zu stellen. Da steht der Priester, der in seiner Hand das Buch des Schicksals hält, rings umher aber häßliche Gestalten, die den Kommenden daran erinnern sollen, daß er Schutz brauche vor dem Einfluß der bösen Geister. Da ist auch eine Urne mit einem Bündel Stäbe, und auf den Stäben stehen geheimnißvolle Zeichen, die in dem Schicksalsbuche des Priesters ihre Deutung finden. Der Kommende zahlt erst sein Geld dar; dann ergreift er die Urne und schüttelt sie so lange, bis einige Stäbe herausfallen. Nun sieht der Priester in sein Buch und gibt danach die verlangte Antwort. Wem diese nicht gefällt, der kann noch einmal zahlen und nochmals sein Glück versuchen. Zauberei aller Art, obschon dem chinesischen Bewußtsein eigentlich widerstrebend, ist dennoch mit dem Geisterglauben des Toismus namentlich und des Buddhismus in den Volksglauben in so weit eingedrungen, daß man nicht blos durch Zauberformeln, Amulete und allerlei Ceremonien sich gegen die Einflüsse der bösen Geister zu schützen sucht, sondern auch hin und wieder von Besessenen und Teufelsaustreibungen[2]) die Rede ist. Die Gewohnheit, in den Straßen Zauberformeln zur Abwehr von Krankheiten aufzuhängen, soll erst drei Jahrhunderte alt sein[3]); der Zauber besteht darin, zwei Charaktere oder mehr in solcher Weise zu verbinden, daß es unmöglich wird, sie zu entziffern: sobald sie entziffert werden, ist der Zauber gebrochen. Uebrigens ist der Gebrauch solcher Zauberformeln und Amulete ganz allgemein geworden; Häuser, Schiffe, Stuben, Betten und sich selbst sucht man durch Ankleben und Anhängen derselben zu sichern, und pflegt sie beim Jahreswechsel zu erneuern, da die Zaubersprüche für's alte Jahr im neuen keine Kraft mehr besitzen. So geben sich die Chinesen überall dem losen Spiel des blinden Aberglaubens hin.

Wollen wir nun aber nach dem Allen die **Religiosität der Chinesen** in wenigen kurzen Zügen zusammenfassen, so müssen wir sagen, daß sie gleichsam die höchste Civilisation, nämlich die Religionscivilisation, haben, und unsere Aufgeklärten von den Mandarinen lernen könnten. „Die Religion", so sprechen diese lächelnd, „geht mich nichts an! Sie ist ein Ding für einfältige Leute, das Volk muß eine haben, damit man es regieren kann, wir sind darüber hinweg." So kann man die Chine-

---

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1859, p. 77 f.
[2]) cf. Ausland 1847, p. 946. [3]) cf. Ebendas. 1846, p. 1253.

sen gleichsam das religionslose Volk nennen, während man in Indien keinen Schritt thun kann, ohne auf dieselbe zu stoßen. Dennoch ist kein Volk götzenvoller, als das chinesische, denn sie verehren alles Mögliche, wie wir gesehen haben. Im Allgemeinen aber legen die Chinesen eine große sittliche Abstumpfung gegen alle religiösen Gegenstände zu Tage; sie huldigen nur so weit der Religion, als die hergebrachte Sitte dies gebietet, und haben es dabei blos mit den äußerlichen Formen und Ceremonien zu thun, indeß ihre Herzen dem Anscheine nach nur selten an der religiösen Feier Theil nehmen. Ohne Zweifel haben die Lehren des Kong-fu-tse selbst wesentlich dazu beigetragen, die Gefühle der Nation für die übersinnliche Welt abzustumpfen, und darum ist auch das ganze Gemüth des Chinesen mit irdischen Bestrebungen ausgefüllt; dabei fürchtet er den Tod als den Zerstörer aller Erdenfreude, und verbrennt eine Masse Goldpapier, um in der Ewigkeit auch eine Baarschaft zu haben; und so gehen mehr denn 400 Millionen in China unheilig und in Unfrieden durch's Leben, unselig und voll Angst in den Tod, und nur sehr wenig Ausnahme findet die allgemeine Behauptung, daß in religiöser Beziehung die Chinesen zu den erstarrtesten Völkern gehören, die es auf der Erde gibt.

Schließlich bemerken wir hier noch, daß auch **Juden, Muhamedaner und Parsi's in China** sich finden. Die Juden [1]) sollen bereits unter der Han-Dynastie (202 v. Chr.) hier eingewandert sein; ihre Zahl aber hat sehr abgenommen, und sie besitzen nur noch einen einzigen fast in Trümmern liegenden Tempel in der Stadt Khai-fang-fu (Kä-fang-fu), wo sie in Armuth und Verkommenheit wohnen. Die Jesuitenmissionare entdeckten diese Juden vor etwa 160 Jahren, konnten aber damals den Zutritt in die Synagoge nicht erlangen. Es werden daselbst noch schöne Handschriften des Pentateuch in alter hebräischer Schrift aufbewahrt, die aber heut zu Tage kein einziger Jude dort mehr lesen kann, zumal sie seit Anfang dieses Jahrhunderts keinen Rabbi mehr gehabt haben. Selbst die Beschneidung haben sie aufgegeben, und nur den auf 1 Mos. 32, 32 sich gründenden Gebrauch, jedem geschlachteten Thiere die Spannader auf dem Gelenk der Hüfte auszureißen und nicht mitzuessen, beibehalten, weshalb die Chinesen ihre Religion „Thearu-kin-kearu" d. h. Sehnenausreißungs-Religion nennen. Zahlreicher und wichtiger, als diese ihrem Untergang entgegengehenden Reste jüdischen Bekenntnisses sind die Muhamedaner [2]), welche bei den Chinesen „Wui" genannt werden, und ihre Lehre „Wui-Wui-kau" d. h. Lehre der Wuk. Der Islam, dessen Bekenner noch zu Muhameds Lebzeiten nach Kanton kamen und hier eine Moschee erbauten, hatte sich bereits im 9. Jahrhundert in China sehr ausgebreitet und erreichte seine Blüthe im 13. Jahrh. unter dem Stifter der Jün- (Mongolen-) Dynastie Kublai-khan, unter welchem er jedoch auch eine blutige Verfolgung zu erdulden hatte. Seitdem ist es

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1835, II, p. 295. Calwer Missionsbl. 1851, p. 65 f. Missionsfreund 1852, p. 16. Evang. Reichsbote 1854, Nr. 4. Ausland 1858, p. 185.

[2]) cf. Rhein. Berichte 1858, p. 225 f. 278 f. Basler Missions-Magazin 1848, III, p. 16. 75 f. 106. Evangel. Reichsbote 1860, p. 35 f.

mit den Muhamedanern in China augenscheinlich bergab gegangen, wenn sie auch in den Tagen der ersten Ming-Kaiser noch eine etwas angesehenere Stellung einnahmen, und sie sind gegenwärtig im Süden, Osten und Norden des Reichs ohne besondere Bedeutung, wogegen sie in den westlichen unter chinesischer Hoheit stehenden Nebenländern zahl- und einflußreicher sind. Doch findet man in den meisten größeren Städten des Innern Muhamedaner, meist als Gastwirthe oder Opiumverkäufer, von den Heiden sich sondernd, den Juden und Christen feind. Von den Hafenstädten haben Amoy, Ningpo und Fu-tschau muhamedanische Gemeinden, auch auf Hong-kong befindet sich eine erst 1844 vollendete Moschee, deren Gemeinde meist aus Fremden besteht: doch gibt es auch chinesische Proselyten. In Kanton, dem Hauptsitz des Islam im Süden China's, wo die früher jedenfalls bedeutendere Gemeinde immer noch etwa 1200 Köpfe zählt, befinden sich 5 Moscheen, darunter die bereits erwähnte älteste, der „Waischin-Tempel (pflege das Gute!)," von den Chinesen, weil sie rund und ohne alle Verzierung ist, „die glatte Pagode" genannt. Die Muhamedaner in China beten keine Götzen an und essen kein Schweinefleisch, Einzelne pilgern auch nach Mekka. Im regelmäßigen Gebet wie im Besuch der öffentlichen Versammlungen scheinen sie etwas lau zu sein, im Heirathen aber sind sie streng und vermischen sich nicht mit den Heiden. Obschon übrigens der Islam das Herz noch mehr gegen das Evangelium verschließt, als das Heidenthum, so werden doch im Ganzen diese vereinzelten Gemeinden der Ausbreitung des Christenthums in China schwerlich viel entgegenstellen können. Die Parsi's sind ebenfalls ziemlich zahlreich in Kanton, und bilden einen ansehnlichen Theil der Einwohnerschaft der fremden Faktoreien; sie sind meist von Bombay gebürtig. Man kann sie jeden Abend in Gesellschaften von 4 bis 10 wandeln sehen mit ihren langen weißen Gewändern und zuweilen rosen- oder scharlachrothen Beinkleidern. Es sind unternehmende Kaufleute, die sich im Osten durch ihre Reichthümer einen Namen erwarben. Die Meisten reden außer ihrer Guzerati-Sprache auch Englisch. Wenn eines ihrer Schiffe unter Segel geht, so theilen sie, um die Gunst der Gottheit zu gewinnen, Geld unter die Armen aus und belästigen sehr oft die Nachbarn durch Herbeiziehung von Bettlerschaaren, unter welche sie Geld werfen. Uebrigens sind sie ihres sinnlichen Lebens wegen berüchtigt.

§. 3. Politische, sociale und sittliche Zustände.

Dr. A. **Wuttke**, China's religiöse, sittliche und gesellschaftliche Zustände mit Beziehung auf die neuesten Bewegungen daselbst. Berlin 1855.

Dr. **Dieckhoff**, das chinesische Heidenthum. Göttingen 1859.

Die **Geschichte China's** [1]) ist — nach Wuttke [2]) — durch und durch conservativ; der Strom der Weltgeschichte ist sofort beim Anfang erstarrt zu einem geschichtlichen Tropfsteingebilde. Die Menschheit als Abbild des Himmels soll beständig bleiben, wie sie ist, und alles Heil liegt darum nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Im-

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1847, p. 41 f. [2]) cf. Gesch. des Heidenth. II, p. 208 ff.

mer und immer wieder wird auf das Alterthum als das Ideal der Menschheit verwiesen; alle Neuerungen sind an sich vom Uebel, denn im Reiche des Himmels kann nichts Gutes werden, was nicht schon da wäre. Schlecht ist deßhalb jede Regierung, welche das Ueberkommene verachtet, und jede gute Regierung stellt das verdrängte Alte wieder her. Unter allen Stürmen, die von außen hereinbrausten, ist China sonach geblieben, was es ist. Denn das ganze Staatsleben trägt so sehr den Charakter der Naturnothwendigkeit und hat in sich eine so gewaltige Kraft, daß es alles Fremde in seine Natur umwandelt, und selbst die fremden Eroberer Chinesen werden mußten, um China zu beherrschen; nicht sie herrschten eigentlich über China, sondern China's Geist herrschte über sie. Was demnach in der versteinerten chinesischen Geschichte als eine Bewegung erscheint, ist fast Alles von Außen bewirkt; feindliche Völker haben den Chinesen einige Geschichte gemacht. „Und eben, weil China nicht eine geschichtliche Entwickelung hat, kann es auch nicht ersterben, es bleibt starr neben der Weltgeschichte stehen."

Nach dem Allen bieten auch die drei Perioden der chinesischen Geschichte nicht sowohl eine eigentliche Entwickelung, sondern nur verschiedene Grade des Hervortretens des Volksgeistes dar. Die erste Periode, welche wir als die der idealen Herausbildung des chinesischen Bewußtseins ansehen können, zerfällt in zwei Epochen, lückenhaft und dunkel, aber nüchtern und prosaisch, deren erste bis zum Regierungs-Antritt des Yao reicht. In ihr ward das anfangs rohe und wilde Volk zur Gesittung geführt durch von Göttern herstammende Herrscher, welchen die Erfindung des Feueranmachens, des Häuserbauens, des Ackerbaues, der Gewerbe, der Schrift 2c. zugeschrieben wird. Der berühmteste unter ihnen war Fo-hi (um 2593 v. Chr.), der auch die Ehe ordnete und den Staat, dessen erster wirklicher Fürst er war, eigentlich begründete. Mit dem hochgepriesenen Yao (2357), von dessen Regierung der Schu-King ausgeht, beginnt die zweite Epoche, in welcher nach einer ungeheuern Verwüstung des Landes durch Wasserfluthen das Volk aus einem früher nur locker verbundenen Stamme zu einem eng verbundenen und streng organisirten, wenn auch immerhin noch kleinen Staate sich gestaltet. Yao und seine Nachfolger Schun und Yu waren Wahlkaiser, mit dem Letzten aber (seit 2205), auf den sein Sohn folgte und von da an der Thron vererbte, beginnt die erste Dynastie Hin, welche später durch Lasterhaftigkeit sank und durch die Empörung des frommen und weisen Fürsten Tsching-tang gestürzt wurde, welcher die Dynastie Schang (1766—1123) beginnt. Auch diese endete wie die vorige, durch den hochgefeierten Herrscher Wu-wang, den eigentlichen Gesetzgeber und Vollender der Staats-Organisation China's, den Begründer der Dynastie Tsche-u (1122—255), gestürzt. Sein Geschlecht hat am längsten über China geherrscht, ging aber endlich, nachdem schon seit 700 die Verwirrung im Reiche immer ärger geworden, durch eigne Schwäche unter, obschon noch unter ihm (551) Kong-fu-tse geboren wurde. Unter der nun folgenden, durch Tschao-siang, der den letzten Tsche-u-Fürsten stürzte, gegründeten Dynastie Tsin (255—206 v. Chr.), mit welcher die zweite Periode, die Zeit der

Reife des chinesischen Reiches, der höchsten Macht nach Außen und der größten Kraft und geistigen Regsamkeit im Innern, beginnt, ragt namentlich Schihoang-ti (246—209 v. Chr.) hervor, der Erbauer der großen Mauer, der das Vasallenthum vollständig aufhob, die kaiserliche Macht auf den höchsten Gipfel brachte und die Gränzen des Reiches bis zu dem gegenwärtigen Umfang erweiterte. Weil die Anhänger des Lehnswesens immer auf die alte Ueberlieferung sich beriefen, ließ er den Schu-King und den Schi-King nebst allen andern auf Geschichte, Sitten und Gebräuche bezüglichen Werken verbrennen und verfolgte die Anhänger des Kong-fu-tse auf's grausamste. Einer der kräftigsten Kaiser, unternehmend und glücklich, gilt er deßhalb den Chinesen dennoch als ein Tyrann und als ein Frevler an der Ordnung des Reiches; wagte er doch, seine Persönlichkeit an die Stelle des chinesischen Volksgeistes zu setzen und mehr seinem Willen, als dem des Himmels zu folgen, wodurch er freilich China's Wesen umzukehren drohte. Nach seinem Tode fiel daher, was er geschaffen, wieder in Trümmer, die Lehre des Kong-fu-tse gewann immer größeres Ansehen und ward unter der Dynastie Han oder Hang (206 v. Chr. bis 263 n. Chr.) die höchste Regel der Regierung; die westlichen Räubervölker wurden unterworfen, die Wissenschaften blühten auf, am Ende dieser Epoche aber spaltete sich das Reich fast ein halbes Jahrhundert lang in drei Reiche, die erst von Wu-ti, dem Stifter der Dynastie Tzin, wieder vereinigt wurden. Unter dieser (263—420 n. Chr.) sank das Glück des Reiches wieder unter schwachen und lasterhaften Fürsten, und die Reitervölker des Westens machten Eroberungen im Norden. Das nun folgende Herrscherhaus Song (420—479) bietet neben kräftiger Regierung viele Greuelthaten; Schwelgerei und Verwandtenmord waren gewöhnlich. Unter den Wüstlingen des Hauses Tsi (479—502) sank die Kraft des Reiches bedeutend, hob sich aber wieder mit dem kriegerischen Geiste der Leang und Tschin (502 bis 588); Kaiser Kao-tsu, aus der Dynastie Sui (588—618), führte durch strenge, sparsame und gerechte Regierung die Zeit der Han zurück, aber die Prachtliebe und unerhörte Verschwendung seines Sohnes Jang-ti bewirkte den Sturz des Hauses. Seit dem dritten Jahrhundert beunruhigten auch tatarische und türkische Völker das Reich mehr als früher und machten selbst große Eroberungen. Die Dynastie Tang (618 bis 907) eröffnet unter dem großen Tai-thong wieder eine glorreiche Zeit: die Türken werden unterworfen, die Verwaltung neu geregelt, die Litteratur zur höchsten Blüthe gebracht; Handel und Gewerbe und des Landes Wohlfahrt nehmen den höchsten Aufschwung. Tai-tsong selbst war Schriftsteller, durch hohe Tugend und Weisheit ein Liebling des Volkes. Nach einigen durch Weibereinfluß schwachen und ränkevollen Regierungen glänzen im 8. und 9. Jahrhundert noch einige gute Herrscher, welche besonders dem verderblichen Einfluß des Buddhismus entgegenwirken. Mit dem Ende der Tang-Dynastie (907) beginnt die dritte Periode, die Zeit des inneren und äußeren Verfalls, in drei Epochen, deren mittelste als eine Zeit der Restauration sich zwischen die Zeiten des fremdländischen Einflusses hineinschiebt. In der ersten Epoche bedrängten die Reitervölker des Westens und Nordens das Reich, wur-

den als Oberherren anerkannt und bestiegen selbst (947) einmal den Thron, in einem halben Jahrhundert folgten fünf verschiedene Dynastien auf einander, während von Außen die Tartaren drängten und im Innern des Reichs auflösende Verwirrung herrschte. Die kräftige und weise Regierung des würdigen Tschao-kuang-yin, des Stifters der zweiten Song (Sung)-Dynastie (967—1127), und seiner ersten ihm gleichenden Nachfolger hielt das Sinken des Reiches nur kurze Zeit auf. Mandschuren (Kin), auch Niutschi-Tartaren genannt, eroberten den nördlichen Theil von China und führten den Kaiser selbst als Gefangenen hinweg, während in Süd-China die Regierung, obschon in Abhängigkeit von den Eroberern des Nordens, sich noch erhielt. Unter dem edlen Kaiser Hia-tsong lebte das Volk glücklich, und troz der gesunkenen Macht fand sich doch viel geistiges Leben, wie denn China's größter Denker, Tschuhi, zum Theil unter seine Regierung fällt. Als dann die Mongolen unter Dschingis-Khan die Kin angriffen (1224), verbanden sich die Chinesen mit ihm, griffen aber nach Besiegung der Kin die Mongolen selbst an, die nun ihrerseits nach wiederholten Kämpfen China unterwarfen. Ihr Herrscher Kubilai (Kublai-Khan) wurde 1279, nachdem der letzte Kaiser gefangen worden und sein Nachfolger sich mit seinem Minister in die See gestürzt, vollständig Herr von China, bestieg unter dem Namen Schi-tsu den Thron und ward Stifter der bis 1368 herrschenden mongolischen Dynastie Yuan. Anfangs kräftig und glanzvoll herrschend, obschon die Regierung vollständig chinesisch blieb und die wilden Eroberer selbst von China's höherem Geiste bewältigt wurden, sanken die Mongolen-Kaiser später durch Familienzwist, Laster und innere Kriege. Gegen den letzten derselben ergriff ein Chinese, Tschu, nachher Tai-tsung, nach Anderen Hong-wu genannt, die Waffen, verjagte ihn, unterwarf die übrigen chinesischen Fürsten und mehrere Mongolenstämme, und begründete die Dynastie der Ming (1368 bis 1644), unter deren Herrschaft das Volk, gleich den Juden nach der babylonischen Gefangenschaft, des alten Reiches Idee und Erscheinung mit großer Kraft wieder herzustellen strebte. Doch sollte auch dieser letzte Lichtblick bald wieder schwinden. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde China durch Empörung und durch die Mandschu zugleich bedrängt; der letzte Kaiser aus dem Hause Ming, in seiner Hauptstadt von den Rebellen bewältigt, erhängte sich nebst seiner Gattin, nachdem er seine Tochter durchstochen. Ein Prinz rief nun die Mandschu (Mantschu) gegen die Rebellen zu Hülfe, jene aber bemächtigten sich selbst des Thrones [1]). Damit beginnt die dritte Epoche, die der Mandschu-Herrscher [2]), von 1644 bis jetzt, nachdem Schun-schi 1646—47 die Eroberung China's vollendet und die jetzige Dynastie Ta-tsing oder Tsing gestiftet. Dieselben haben im Allgemeinen kräftig regiert und — sie konnten auch nicht — wenig geändert; aber freilich „lastete das Bewußtsein der Fremdherrschaft auf den Chinesen, welche noch immer die Mantschu als Halbbarbaren und Feinde betrachten, — und die Herrscher, obwohl nothgedrungen nach chinesischen Gesetzen regierend, sind

[1]) cf. Ausland 1858, p. 249. [2]) Ebendas. 1853, p. 444 ff.

doch nicht mit ihrem Herzen dabei, und betrachten sich doch nicht als die vom Himmel berufenen „Väter ihrer Kinder", sondern als Herrscher, deren Macht auf ihrer starken Persönlichkeit ruht. Die Mantschu lieben nur kriegerische Thätigkeit und verachten die geistige Bildung, und werden dadurch nothwendig den Chinesen verächtlich. Der Friede von Nang-king (1842) vernichtete mit einem Schlage das hohe Ansehn des „Sohnes des Himmels"; der Kaiser war von den Barbaren besiegt, damit aber auch sein Urtheil gesprochen; er kann nicht ferner des unbesieglichen Himmels Vertreter sein." Daher Unruhen überall, durch des Kaisers Nachgiebigkeit nur zeitweise beschwichtigt; endlich hat ein großer Theil des Volks in allgemeiner Empörung sich erhoben, während neue Kriegsgefahr von Außen droht; der Thron der Mantschu wankt, und wer weiß, wie lange es noch währt, bis eine neue Dynastie über seinen Trümmern sich erhebt. Jedenfalls ist etwas faul im Reiche der Mitte, und der Gedanke liegt nahe, daß es anders werden müsse.

Das höchst eigenthümliche, seit der ältesten Zeit wenig veränderte bis jetzt bestehende **Staatsleben**[1]) erklärt sich wie aus der ganzen Weltanschauung der Chinesen so zugleich aus seinem geschichtlichen Ursprung. „Der Staat ist zunächst ein treues Abbild des göttlichen Naturlebens; wie sich Himmel und Erde zu einander verhalten, so auch der Kaiser und das Volk; und wie in der Natur allgemeine und nothwendige Gesetze unabänderlich walten und den einzelnen Wesen keine besondere Freiheit gestatten, so trägt auch der Staat den Charakter einer inneren Naturnothwendigkeit, und seine Gesetze stehen mit der Autorität von unabänderlichen Himmelsbestimmungen über jedem freien Willen, des Volkes sowohl als des Kaisers; wer die Staatsgesetze verletzt, frevelt unmittelbar gegen den Himmel selbst. China ist ebensowenig ein despotischer Staat, wie ein freier; Volk und Fürst sind gleich unfrei, gleich sehr an die einmal bestehenden Gesetze gebunden; der Kaiser hat nur das Gleichgewicht und die Ordnung zu erhalten, hat nur darauf zu sehen, daß die Sterne am Himmel des Staates nicht aus ihren unabänderlich bestimmten Bahnen weichen; jede wesentliche Neuerung ist Revolution, welche vom Himmel wohl mit dem Sturz der Dynastie bestraft wird. Unbedingten Gehorsam schuldet das Volk dem Kaiser, schuldet der Kaiser dem Himmelsgesetz." Der geschichtliche Ursprung des Staates erklärt ebenfalls dessen Wesen. Denn als in der ältesten Zeit, wie die chinesischen Geschichtsbücher erzählen, eine ungeheure Ueberschwemmung fast das ganze Land verwüstete, deren Nachwehen noch mehrere Menschenalter hindurch fortdauerten und deren Wiederkehr beständig zu befürchten war, vereinigte eben der Kaiser Yao das vorher noch in viele Stämme vereinzelte Volk zu großer und geregelter Kraftanstrengung, um die Fluthen zu bewältigen und den Wasserlauf in strenger Regelung zu erhalten. So konnte nur die vereinte, einsichtsvoll und fest geleitete Kraft eines großen Volksganzen die gewaltige Naturmacht bezwingen, und nur die unbedingte Unterwerfung unter ein nicht willkürlich gegebenes, sondern aus den Verhältnissen nothwendig folgendes Gesetz diese Kraft schaffen.

---

[1]) cf. Wuttke, Gesch. des Heidenth. II, p. 146 ff.

Demnach war in China des Staates Stifter, wer alle Volkskräfte zu einem großen streng geordneten und in einander harmonisch eingreifenden Ganzen zu vereinigen vermochte, den Naturgesetzen sich unterwerfend, um über die Naturelemente herrschen zu können. Als Grundcharakter des chinesischen Staatslebens finden wir daher „nicht das Streben nach großen ritterlichen Thaten, sondern nach Bewahrung von Sicherheit und Ruhe, nicht unruhiges Stürmen nach Außen hin, sondern Sicherstellung der inneren Ordnung, nicht freies Herausbilden der einzelnen Persönlichkeit, sondern strengste Unterwerfung unter ein gemeinsames, alles bis in die kleinlichste Einzelnheit regelndes Gesetz." Und weil das Volk diesem Staate sein Dasein verdankt, so geht ihm derselbe über Alles; Alles ist Staat, und der Staat ist Alles; in Alles greift er bevormundend ein, um Alles kümmert er sich; wie ein Volk von Kindern werden die Chinesen selbst in den geringsten Dingen von der ängstlichen Sorge des Staates geleitet.

Nach chinesischer Anschauung aber ist China nicht ein Staat, sondern der Staat, die Gesammtheit der vernünftigen Menschheit selbst; darum gibt es außer China keinen Staat, nur unberechtigte und zur Unterwerfung verpflichtete rohe und unvernünftige Völkerschaften, Barbaren. Ein unabhängiger Staat außerhalb des Reiches der Mitte wird demnach nicht anerkannt und Gesandtschaften selbstständiger Staaten nicht angenommen, sondern nur von solchen, welche China's Oberhoheit anerkennen und Tribut zahlen; das himmlische Reich weiß nichts von einem Völkerrecht, und seine Sprache hat kein Wort dafür. So wird jeder politische Verkehr nach Außen stolz vermieden, aber auch jeder Krieg ist von Uebel, da China ein durch und durch bürgerlicher Staat ist, und jeder bloße Eroberungskrieg gilt für Sünde. Rechte Eroberungen dürfen nur durch die Macht der Idee gemacht werden, durch das lockende Bild des Glückes im Reiche der Mitte; nur friedliche Kaiser gelten als Ideale, und die Chinesen sind das friedlichste Volk der Erde. Nur zur Vertheidigung gegen Angriffe von Außen und zur Bekämpfung von Empörern ist der Krieg — als ein nothwendiges Uebel — erlaubt, und auch da gelten Gesetze der liebevollsten Menschlichkeit, vor denen die Kriege der christlichen Völker neuester Zeit als wildeste Barbarei erscheinen müssen, die aber freilich nicht immer beobachtet werden.

Bei dem geringen Verkehr nach außen, welchen China in seiner Blüthezeit hatte, ist es im Alterthum fast ganz unbekannt, und nur wenige oberflächliche Spuren finden sich vor. So sind die Sinim in Jes. 49, 12 höchst wahrscheinlich die Chinesen; bei den Indern werden sie einige Male unter dem Namen Kina, doch ohne nähere Angaben, erwähnt, während sie selbst vor dem Eindringen des Buddhismus von Indien fast keine Kunde haben. Von einer Bekanntschaft mit den Römern finden sich einige bedeutsame Spuren. Die Chinesen erfuhren von ihnen zuerst etwas durch die Parther, als sie unter dem großen Feldherrn Pan-tschao beim Zurückschlagen der wilden Nomadenvölker im J. 94 n. Chr. bis zum kaspischen Meere vordrangen, und nannten ihr Reich Ta-thsin, Groß-China; 166 n. Chr. kam eine Gesandtschaft von An-tun, König von Ta-thsin (M. Aurelius Antoninus), an den chinesischen Hof „mit Tribut", und es blieb über Aegypten und das Meer einige Verbindung noch bis in's 3. Jahrhundert; die Römer holten Seide (Sericas vestes) von dort. Später entwickelte sich durch die Buddhisten, die oft nach Sakyamuni's Heimath Wallfahrten machten, ein regerer Verkehr China's mit dem Westen; ja es wurden sogar kaiserliche Gesandtschaften an indische Könige gesandt.

Ist nun aber China der einzig wahre Staat, gibt es außer ihm nur Barbaren, und ist es ein schönes Verdienst eines Kaisers, friedliche Eroberungen zu machen, so läßt sich wohl ein stolzes Herabsehen auf andere Völker erklären, nicht aber ein völliges Abschließen gegen alle Fremden. Und so war denn auch in der That China während seiner Blüthezeit für Fremde nicht verschlossen und stand auch später in Handelsverkehr mit fernen Ländern; indische Buddhisten kamen schaarenweise in's Land und breiteten ungehindert ihre Lehre aus, und auch die Christen hatten anfangs, wie wir bald (§. 4) sehen werden, freien Zutritt, gleich den Muhamedanern. Erst als eine Ahnung von der höheren Macht [1]) der christlichen Menschheit aufstieg und das Bewußtsein von der unbegränzten Macht und Herrlichkeit des himmlischen Reiches wankend machte, als China merkte, daß es sich auch gegen den Geist wehren müsse: erst da sperrte es sich mit scheuer Aengstlichkeit ab, und so wenig das Volk an sich dem Verkehr mit Fremden abgeneigt ist, so sorgfältig suchte die Regierung denselben zu hintertreiben und unmöglich zu machen, und wenn je einzelnen Ausländern der Zutritt durch außerordentliche kaiserliche Bewilligung gestattet ward, so wurden sie mit der seltsamsten Vorsicht umwacht. Es wurde streng verboten, einem Fremden in der chinesischen Sprache Unterricht zu ertheilen oder ihm das Geringste von chinesischen Schriften zu verkaufen. So war der Verkehr der Europäer mit China bis auf die neueste Zeit den drückendsten Beschränkungen unterworfen, und nur der englisch-chinesische Krieg konnte mit Gewalt die schroffe Absperrung gegen die Fremden einigermaßen durchbrechen. Dagegen ergießt sich der Strom der Auswanderung [2]) namentlich aus den zusammen wohl 34—35 Millionen Menschen enthaltenden Provinzen Kwang-tung und Fo-kien fortwährend mit jährlich 2 bis 3 Millionen nach Siam, Malakka und allen Eilanden des indischen Archipels, nach Australien, den Philippinen, den Sandwich-Inseln, West-Indien und der Westküste von Mittel- und Süd-Amerika, sowie landeinwärts nach der Mandschurei und Tübet ein beträchtlicher Abfluß stattfindet. Alle diese Auswanderer aber sind männlichen Geschlechts, denn auf 10,000 auswandernde Männer kommt noch nicht ein Weib. Leider hat dieser Auswanderungstrieb der Chinesen zu dem schändlichen Kuli-Handel [3]) Anlaß gegeben, der trotz aller Vorkehrungen dagegen und trotz aller Verbote der Behörden immer mehr zum förmlichen Sklavenhandel wird, und da die Chinesen keine Neger sind, die sich Alles gefallen lassen, oftmals Aufstände und Ermordungen der Schiffsmannschaften durch die Kuli's während der Ueberfahrt zur Folge hat. Doch wir kehren nach dem Reiche der Mitte zurück, um die Staatseinrichtungen desselben weiter zu verfolgen.

Wie es im Ursein nur einen Unterschied gibt, Urkraft und Urstoff, alle Atome des letzteren aber einander schlechterdings gleich sind und nur in der späteren Entwickelung zu verschiedenartigen Gestaltungen sich bil-

---

[1]) cf. Basl. Heidenb. 1840, p. 7. [2]) cf. Ausland 1855, p. 1142; 1857, p. 836. 861.
[3]) cf. Missionsfreund 1853, p. 4. Ausland 1854, p. 215; 1857, p. 886 f. Evangelischer Reichsbote 1859, p. 74 f.; 1860, p. 17 f.

den, so ist auch in China nur ein natürlicher Unterschied vorhanden: Kaiser und Volk; in dem letzteren aber findet sich kein Unterschied der Stände durch Geburt, kein Adel und keine Kaste: alle Chinesen, den Kaiser ausgenommen, sind von Geburt einander gleich, und nur der materielle Besitz, niemals aber der Rang, erbt vom Vater auf den Sohn. Die einzige und leicht zu rechtfertigende Ausnahme von der allgemeinen Gleichheit macht die Familie des Kong-fu-tse, welche als die natürliche Vertreterin der Reichslehre des Vorrechts genießt, daß ihr jedesmaliges Haupt zu bestimmten Zeiten mit dem Kaiser zusammenkommen und ihm die Grundsätze des Kong-fu-tse in Erinnerung bringen darf. Aller Unterschied der Stände beruht demnach nur auf der Arbeit, den Anlagen und der Sittlichkeit, obschon seit der Mongolenherrschaft im Gegensatz zu dem altchinesischen Geiste und unzweifelhaft durch indischen Einfluß eine ziemlich bedeutende Scheidung zwischen Freien, frei Dienenden und Sklaven sich eingeschlichen hat, deren eheliche Verbindung sogar verboten ist und die vor dem Gesetz ungleiches Recht haben. Sonst unterscheidet man einem alten Brauche gemäß in der chinesischen Bevölkerung vier Stände[1]: die Gelehrten, denen alle Beamte des Reiches angehören, und deren unterste Klasse die sogenannten Bücherleser sind, welche beim Kreisexamen durchgefallen, keinen wissenschaftlichen Grad erlangt haben und meist als Elementarlehrer ihr Leben fristen; die Ackerbauer oder Landwirthe, die Handwerker oder Mechaniker, und endlich die Kaufleute. Zu keinem dieser Stände gehören die Bootsleute, Lastträger, Knechte, Diener ꝛc., und außerdem ist eine zahlreiche Menschenklasse vorhanden, die man fast als gesellschaftliche Auswürflinge betrachtet, wie die Schauspieler, die Spieler von Profession, die gerichtlich Verurtheilten, die Geächteten u. a. — Sklaven, und zwar verurtheilte Verbrecher und Kriegsgefangene als Staatssklaven, werden zuerst im 12ten Jahrhundert v. Chr., Privatsklaven erst wenige Jahrhunderte v. Chr. erwähnt. Eltern verkauften ihre Kinder, was 200 v. Chr. erlaubt war, Arme sich selbst, und seitdem haben spätere Verbote die Vermehrung der Privatsklaven bei der steigenden Armuth des Volkes nicht hindern können. Allen Gesetzen zum Trotz werden ganz offenkundig Kinder überall verkauft und in neuerer Zeit besonders mit jungen Mädchen Handel getrieben. Uebrigens sind die Sklaven durch Gesetze gegen Härte geschützt, und der größere Theil der Dienenden steht auch jetzt in bloßem Contrakt-Verhältniß zu den Herren. Kastraten, ursprünglich nur wegen schwerer Verbrechen durch Verstümmelung Bestrafte, wurden erst später unentbehrliche Wächter vornehmer Harems, und bildeten bald einen dem Ursprunge nach verächtlichen, dem Einflusse nach durch allerlei Ränke höchst bedeutungsvollen Stand. Nach der gegenwärtig bestehenden Gesetzgebung darf nur der Kaiser und sein Haus im Besitz von Kastraten sein; ihre Zahl beläuft sich auf etwa 6000 und ergänzt sich gesetzlich eigentlich nur aus der Familie von Verbrechern, indem Hochverräther und alle über

---

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1855, p. 1142. Basl. Miss-Mag. 1854, I, p. 135 f.

16 Jahr alte männliche Verwandten derselben hingerichtet, alle jüngeren Knaben aber entmannt werden.

Jeder chinesische Staatsbürger hat ein Recht, zu sein, und der Staat ist verpflichtet, ihm sein Dasein zu gewährleisten, ihn zu erhalten. China's ächter Besitzorganismus ist demnach socialistischer Art: der Einzelne als unfreies Organ des ganzen Körpers wird vom Körper ernährt. Die Auflösung dieser in der Blüthezeit des Reiches wirklich ausgeführten socialistischen Organisirung durch das natürliche Selbstgefühl und die Selbstsucht des Einzelnen bringt als Ausartung und Verfall der chinesischen Staatsidee Noth und Elend über das Volk. „Der Kommunismus gehört der pantheistischen Weltanschauung an, und indem er statt der Persönlichkeit nur die Individualität erfaßt, statt des freien, sich selbst bestimmenden Subjectes nur das einzelne Atom in einer Menge gleichartiger Atome, hat er seine Stelle nur bei den Völkern der objektiven Idee, die eben nur das Natur-Sein, nicht den Geist erfaßt haben." Der Geist der väterlichen Fürsorge des Himmels für alle seine Geschöpfe durchweht denn auch China's Gesetze [1]), das ungetrübte Erzeugniß des Volksgeistes, mit denen darum der Chinese in seinem sittlichen Bewußtsein von Hause aus eins ist. Vortrefflich in der Theorie, werden sie freilich in der Praxis nur zu oft ganz aus der Acht gelassen, und so große Menschlichkeit auch viele Gesetze zeigen, so unmenschlich sind die „väterlichen" Züchtigungen, Strafen und Hinrichtungen [2]), so schauerlich die Gefängnisse, so qualvoll die nicht selten angewandte Folter in China, namentlich wo es um Hochverrath und andere Verbrechen gegen den Staat sich handelt. Da steht obenan unter den Strafen die sogenannte „Kange" (Cangue [3]), zwei große und schwere Stücken Holz, die in einander passen und drei Oeffnungen haben, in welche entweder der Kopf des Verbrechers, oder der Kopf und eine Hand, oder Kopf und beide Hände gesteckt werden, je nach der Schwere des Strafurtheils. Die Kange ruht mit ihrem ganzen, häufig an zwei Centner betragenden Gewicht auf den Schultern des Verurtheilten, der sich keine Erleichterung zu verschaffen im Stande ist, und nur Wenige vermögen diese Strafe über 2 oder 3 Tage auszuhalten. Dann kommt die Strafe der Bambusstockschläge, meist auf die Fußsohlen, welche zuweilen selbst die höchsten Beamten trifft, — ein Vorgang, unter dem die Unglücklichen manchmal schon nach 15 Schlägen erliegen. Weiter folgt das Zerbrechen der Gliedmaßen und das Herausreißen der Fußflechsen. Geringere Vergehen gegen die gute Sitte d. i. zum Theil die alten Bräuche des Landes werden — ächt kindlich — mit Knieen und Steinetragen auf dem Kopfe gestraft. Brandmarkung, Galeerenstrafe und Verbannung gehen gleichfalls im Schwange, und die Provinz Thinatschan-pelu auf der Nordseite des „Himmelsgebirges" ist das chinesische Sibirien. Erdrosseln und Enthaupten sind die eigentlichen Kriminalstrafen, wozu noch bisweilen, obwohl nicht oft, die Strafe kommt, daß ein Verbrecher zwischen zwei Bretter gelegt und der Länge nach zersägt wird.

---

[1]) cf. Ausland 1847, p. 127. [2]) cf. Ebendas. 1850, p. 1196; 1851, p. 88; 1852, p. 9; 1855, p. 1143. Basl. Miss.-Mag. 1857, p. 195 f.; 1858, p. 335 ff. Ev. luth. Missionsbl. 1856, p. 191 f. [3]) cf. Ausland 1846, p. 712.

Auch der Hungertod wird zuweilen verhängt, wobei der Schuldige in die Erde bis an den Hals eingegraben und dann dem Verhungern überlassen wird; oder er wird in die Kange gesteckt und mit täglich verminderten Portionen Reis gefüttert, bis er Hungers stirbt. Ein chinesisches Gefängniß ist eine Gruppe von kleinen Höfen, welche in der Regel nicht von einer gemeinsamen Mauer umschlossen sind. Rings um einen solchen Hof befinden sich Behälter, gleich denen, welche wir für wilde Thiere zu gebrauchen pflegen. Die Gitter sind nicht von Eisen, sondern von Doppelreihen sehr dicker Bambusstäbe, die so dicht neben einander stehen, daß das Innere zu dunkel ist, als daß man leicht von Außen hineinsehen könnte. Die gewöhnlichen Gefangenen dürfen den Tag über im Hofe sich aufhalten, ihre Fußgelenke sind aber durch schwere Eisenringe und kurze Ketten an einander gefesselt, und in der Regel tragen sie ähnliche Fesseln auch an den Handgelenken, um ihr Entspringen zu verhüten, da die Behälter so niedrig sind, daß die Gefangenen leicht aus dem Hofe darüber hinweg klettern könnten. Uebrigens herrscht überall ein Gestank, wie in den Affenställen unserer Menagerieen, und Ratten in großer Zahl treiben sich umher. Das bei Kapitalverbrechen unerläßliche Geständniß wird durch die Folter [1]) erzwungen; Knöchel und Finger werden durch Bretter und Stöcke zusammengepreßt und gequetscht, die Ohren verdreht, der Körper an den Daumen und großen Zehen aufgehängt u. s. f. Auch eiserne Betten, kochendes Wasser, rothglühende Pflöcke kommen in Anwendung; die Verbrecher auf gemahlenem Glas, Sand und Salz durcheinander knieen lassen, bis die Kniee wund werden, oder einfach nur auf Ketten, ist noch die gelindeste Art der Tortur. Die gewöhnlichen Hinrichtungen durch Erdrosseln oder Enthaupten, welches Letztere für noch schimpflicher gilt, gehen sehr schnell vor sich, und die chinesischen Scharfrichter besitzen darin eine große Gewandtheit. Ihrer fünf bringen in einer Minute 100 Menschen vom Leben zum Tode. Die Rümpfe werden sodann in Särge, die Köpfe in Kisten verpackt und weggetragen; die blutgetränkte Erde aber hat als Dünger großen Werth. Bei der langsamen und schimpflichen Hinrichtung (ling tschih) wird der Verbrecher an einen Pfosten oder eine Art Kreuz gebunden und das Fleisch von Stirn und Brust, von Händen und Füßen ihm mit einem kurzen Messer abgeschnitten und dann erst der Kopf abgeschlagen. Die Zahl der allein in Kanton hingerichteten Personen berechnet man jährlich auf 1—500, und in der gleichnamigen Provinz wurden im Jahre 1846 allein 4000, und etwa ein Jahrzehnt später unter dem Statthalter Yeh binnen zwei Jahren 70,000 Personen enthauptet. Wie erscheint uns da die gepriesene Civilisation der feingebildeten Chinesen in einem ganz anderen Lichte! Und wir hätten hier der barbarischen Greuel noch viel mehr berichten können; doch das Beigebrachte wird ausreichend sein.

An der Spitze der **Regierung** [2]) des „Erdenrundes" (Tien-hia), wie das chinesische Reich genannt wird, steht als die Seele derselben der

---

[1]) cf. Williams, Reich der Mitte, I, p. 403. Ausland 1850, p. 388.

[2]) cf. Ebendas. 1846, p. 1 ff.; 1853, p. 446. Ev. luth. Missionsbl. 1848, p. 225 f.; 1852, p. 202 f.

Kaiser, der Vertreter und das Organ des Himmels, schon in ältester Zeit „der Sohn des Himmels" genannt. „Er hat seine Macht nicht durch irgend ein menschliches Recht, sondern allein durch des Himmels Bestimmung empfangen, mag er nun durch Geburt, wie es gewöhnlich, oder durch Wahl, oder selbst durch eine gewaltsame That auf den Thron gekommen sein, und alle seine Befehle geschehen im Namen des Himmels und haben göttliche Autorität. Alles, was in China Verwaltung heißt, fließt vom Kaiser aus; es gibt keine Selbstregierung des Volkes in irgend einer Art; als des Himmels Vertreter und Sohn empfängt der Kaiser fast göttliche Verehrung — die Kaiser haben Altäre, auf denen wohlriechende Dinge verbrannt werden, und vor denen man sich niederwirft, vor dem Kaiser muß Jeder dreimal mit der Stirn die Erde berühren, und beim Anblick eines kaiserlichen Schreibens fallen alle Anwesenden auf die Kniee — und ihm gehört das Reich und Alles, was darin ist. So groß wie seine Bedeutung und sein Recht, ist aber auch seine Pflicht. Er ist nur insoweit wahrhaft des Himmels Sohn, als er sich unbedingt den Gesetzen desselben unterwirft und allem Eigenwillen schlechterdings entsagt. Und weil alles Staatsleben ganz allein von ihm ausfließt, alles Volksleben in China aber ganz und gar in den Staat aufgeht, so liegt auch alle Sorge für des Volkes leibliches und geistiges Wohl auf dem Kaiser. Alles Leben im Volk, selbst die Sittlichkeit, geht von oben herab; der Kaiser hat von Amtswegen die Aufgabe, das sittliche Vorbild, das Tugend-Ideal des Volkes zu sein, und das Volk hat eben seinem Kaiser nur treu nachzuahmen. Deßhalb hat aber auch die kaiserliche Würde ihre großen Gefahren; da alles Verdienst dem Kaiser zufällt, so lastet auf ihm auch alle Schuld, er ist für alles Wohl und Wehe des Volkes im vollsten Maße verantwortlich, nicht irgend einer Volksvertretung, sondern dem Himmel und der öffentlichen Meinung. Wie jeder Vater für den sittlichen Zustand seiner Kinder schlechterdings verantwortlich ist, so haftet auch der Kaiser unbedingt für das materielle und sittliche Wohl seines Volkes. Da alle Menschen von Natur durchaus gut sind, so kann das Volk gar nicht schlecht oder unglücklich sein, wenn der Kaiser gut ist; und wenn das Volk unsittlich ist, so ist der Kaiser daran schuld, er hat ein schlechtes Vorbild gegeben; wie der Hirt so die Heerde; ist das Volk in Elend, herrschen Krankheiten oder andere Landesplagen, — der Kaiser ist daran schuld, denn wenn der Himmelssohn seine Schuldigkeit thut, so kann der Himmel gar nicht die Natur in Unordnung gerathen lassen. — Alle Unzufriedenheit des Volkes fällt daher auf des Kaisers Haupt; die öffentliche Meinung ist untrügliche Gottesstimme, und Glück oder Unglück im Volk ist der sichere Maßstab für des Kaisers Würdigkeit. Noch jetzt muß bei einer Landesnoth der Kaiser, in Sacktuch gekleidet, Buße thun und alle Schuld auf sich nehmen; und als im Jahre 1832 große Dürre im Lande herrschte, legte der Kaiser Tao-kuang durch eine öffentliche Kundmachung ein feierliches Sündenbekenntniß ab, in welchem er sich als die einzige Ursache aller dieser Noth anklagt." Ist aber der Kaiser dem Volke verantwortlich, so ist es auch seine heilige Pflicht, das Urtheil desselben sich frei aussprechen zu lassen und das Ausgesprochene zu beachten, und der Ge-

danke der **Preßfreiheit** ist demnach in China sehr bestimmt ausgesprochen. Hört er nicht auf die Stimme des Volkes, die eben für des Himmels Stimme gilt, will er, der Idee des Staates untreu, sich selbst statt des Himmels zum Schwerpunkt des Ganzen machen, so ist das Volk nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet zur **Revolution**, um das Himmelsgesetz und die Vernünftigkeit gegenüber der Willkür und Thorheit zur Geltung zu bringen. Die Revolution ist demnach in China „die fieberhafte Reaction des durch eine schlechte Regierung gestörten Volkslebens gegen die die ewige Ordnung störende Macht; sie will nicht des Reiches Ordnung stören, sondern die durch Willkür und Neuerung gestörte wiederherstellen; sie ist nicht radikal, sondern recht eigentlich reaktionär und so das gerade Gegentheil der Revolution der Neuzeit.“ Daß von diesen eigentlichen rechtmäßigen Revolutionen, an denen das Volk einen wesentlichen Antheil hat, die nicht seltenen **Empörungen** ungehorsamer Vasallen oder Statthalter, Lokal-Aufstände wegen geringer Ursachen und Soldaten-Unruhen streng zu unterscheiden sind, versteht sich von selbst: diese sind das höchste Verbrechen, wie jene die höchste Tugend. Dabei bemerken wir, daß es in China mehrere **geheime Gesellschaften**[1]) gibt, deren hauptsächlichste die „Schan-wui“ oder Dreiheit-Gesellschaft ist. Die Mitglieder dieser Verbindungen bilden meist den schlechtesten und gefährlichsten Theil der Einwohnerschaft, und werden von der Regierung mit großer Strenge verfolgt.

Die **Eintheilung des Landes**[2]) behufs der Verwaltung in Provinzen, welche wieder in Bezirke und kleinere Distrikte zerfallen, ist sehr alt, und besteht demnach das eigentliche China aus folgenden **Provinzen**: 1) **Tschi-li** oder **Pe-tscheli**[3]), die nördlichste Provinz auf der Ostseite, mit etwa 28 Millionen Einwohnern und der 2 Millionen Bewohner zählenden Hauptstadt des ganzen Reiches, **Pe-king**[4]). Südlich davon liegt längs der Ostküste 2) **Schan-tong** (tung) mit 29 Millionen Einwohnern und der Hauptstadt **Thi-nan** oder **Thi-nan-fu**. 3) **Kiang-su** mit 38 Millionen Einwohnern. 4) **Ngan-hoei** (hoi) mit 34 Millionen Einwohnern und der von 500,000 Menschen bewohnten vormaligen Residenz **Nang-king**[5]) oder **Kiang-ningfu**. Hier liegt auch unter 81° 24′ N. Br. und 139° O. L. die Stadt **Schang-hai** (hä) am Zusammenfluß des Wu-sung mit dem Hwang-pu[6]), ein bedeutender Handelsplatz mit etwa 200,000 Einwohnern, die Mutterstadt der klassischen Litteratur, des Geschmacks und der Mode, von wo aus die Strahlen der chinesischen Gelehrsamkeit über das ganze Land sich verbreiten. Die Stadt selbst verräth, wie die meisten chinesischen Städte, dem ihr nahenden Fremden durch ihr Aussehen nichts von ihrem Wohlstand und ihre Größe, auch sind ihre engen und schmutzigen Straßen nicht geeignet, dem sie besuchenden Europäer den ungünstigen Eindruck zu benehmen. Die innere Stadt ist im Umfang von etwa einer Stunde von einer Mauer umgeben, durch welche sechs Thore in die umliegenden Vor-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 149 f. Ev. Reichsbote 1852, Nr. 6. [2]) cf. Evang. luth. Missionsbl. 1852, p. 275 ff. [3]) cf. Ausland 1858, p. 283 f. [4]) cf. Ausland 1853, p. 827. [5]) cf. Ebendas. 1846, p. 197. [6]) cf. Ebendas. 1847, p. 945. 949. 978; 1849, p. 421; 1852, p. 475 ff. Basl. Missions-Mag. 1835, II, p. 237 f. 240. 253; 1848, III, p. 47 ff.

städte führen. Durch vier derselben gelangt man in die Nähe des Flusses, wo sich die meisten Handelshäuser befinden. Ein etwa 20 Fuß breiter Wassergraben läuft außen um die Stadtmauer her. Drei solcher Gräben laufen aus dem hier etwa 5 Minuten breiten Fluß quer durch die Mitte der Stadt, und von diesen gehen mehrere kleinere Gräben aus. Die Umgegend ist eine weit ausgedehnte Fläche, durchschnitten von vielen Bächen und Kanälen, die in der Regenzeit das Wasser ableiten, in der trockenen Zeit aber zur Bewässerung dienen. Die nächsten Berge liegen gegen Nord-Westen etwa 10 Stunden weit entfernt und der höchste soll sich etwa 1000′ über das Meer erheben. Das Klima von Schang-hä ist gesund und seine Umgebung gut angebaut, die Temperatur aber großem Wechsel unterworfen; im Sommer steigt die Hitze oft bis über 30° R., und fällt im Winter bis 4° unter Eis. Die Einwohner sind friedlich und gewerbsam; gegen Fremde freundlich und höflich, aber ziemlich habsüchtig. Innerhalb des westlichen Thores liegen viele Gärten; an Gebäuden gibt es außer zahlreichen Tempeln wenig Sehenswürdiges. Schang-hä ist der Stapelort von Su-tschau und der nördlichste der durch den Frieden von Nang-king eröffneten Freihäfen; die europäischen Kaufleute wohnen längs des Flusses in einem Theile der Vorstadt an der nordöstlichen Seite der Stadt. Gegen Süd-Osten liegen die interessanten Lutschu-Inseln, gegen Nord-Osten Japan; beide Punkte bei günstigem Wind in etwa drei Tagen zu erreichen. Die nächste Provinz nach Süden ist 5) **Tsche-kiang** mit 25 Millionen Einwohnern und der Hauptstadt Kang-tscheufu. Hier liegt unter 29° 55′ N. Br. und 138° 51′ O. L. inmitten einer großen, in einer Entfernung von etwa fünf Stunden von gegen 3000′ hohen Bergen umschlossenen Ebene Ning-po [1]) mit 4—500,000 Einwohnern, die schönste der den Fremden zugänglichen Küstenstädte China's, die zugleich für eine der litterarischesten Städte des Reiches gilt und unter ihren Bewohnern fast 1/5 Gelehrte zählt. Sie ist gleichfalls von einer etwa 1 ½ Stunden langen Mauer umgeben, durch welche sechs Thore in die Vorstädte und zu dem nahen Flusse führen; über jedem Thor ist ein Wachtposten errichtet. In einigen Gegenden der Stadt sind viele Gärten und Begräbnißplätze, letztere mit Buschwerk und verschiedenen Melonenarten bepflanzt, wodurch diese Stadttheile ein ländliches Ansehen gewinnen. Die Stadt hat ungemein viel Tempel und große Privathäuser, und die Breite und Reinlichkeit der Hauptstraßen macht einen günstigen Eindruck. Dagegen zeigt die Menge miethbarer Häuser, der Verfall so mancher Gebäude und die Verlassenheit anderer, daß die Stadt ihren frühern Glanz und Wohlstand schnell einbüßt. Doch ist es noch immer ein Ort von Bedeutung und führt einen beträchtlichen Handel mit Su-tschau und Hang-tschau (tscheu) im Innern, sowie zur See mit der Provinz Fu-kiang und der Insel Formosa, auch mit der Provinz Schan-tung. Eine Besatzung liegt fortwährend in der Stadt; die Gränzordnung für Fremde aber gestattet diesen im ganzen Bezirk Ning-po herumzuwandern oder nach Belieben zu verweilen.

[1]) cf. Ausland 1850, p. 685; 1852, p. 767 f.; 1853, p. 91 f. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 221 f. 225; 1848, III, p. 68 f. 82 f.

Nordöstlich von hier unter dem 30° N. Br. liegt die 51 engl. □Meilen (21⅘₅ = einer deutschen) große, meist fruchtbare, für den Handel sehr wichtig gelegene Insel Tschu-san [1]) mit einer industriösen, halb chinesischen, halb japanischen Bevölkerung von 200,000 Seelen und der auf der Südseite der Insel befindlichen Hauptstadt Ting-hai mit etwa 30,000 Einwohnern. Auf Tsche-kiang folgt im Süden 6) die Provinz **Fu-kiang** (Fo-kien, Fu-kin), mit 15 Millionen Einwohnern und der Hauptstadt Fu-tscheu-fu oder Fu-tscheu (Fu-tschau [2]), mit vielleicht 500,000 Einwohnern, obwohl es darüber an sichern Angaben fehlt, unter 26° 7' N. Br. und 236° 45' O. L. Der Raum, den die eigentliche Stadt einnimmt, dürfte wohl noch einmal so groß sein, als der von Ning-po, und wird durch eine 2½—3 Stunden lange Mauer oder vielmehr einen 30' hohen, oben noch 12' dicken und mit Gras überwachsenen Wall eingeschlossen, der sieben von hohen Thürmen überragte Thore und in kurzen Zwischenräumen kleinere Wachtthürme mit Soldaten und Kanonen hat. Die Stadt liegt etwa 3 englische Meilen nördlich vom Ufer des Min-Flusses in einer von Bergen umringten fruchtbaren Ebene, ihre Vorstädte aber ziehen sich an beiden Seiten des Flusses hin und stehen durch eine steinerne 420 Schritt lange, auf beiden Seiten von Kaufläden eingefaßte Brücke mit 49 massiven Pfeilern unter sich und mit einer kleinen Insel mitten im Fluß in Verbindung. Der Fluß mit der 9 englische Meilen von der Stadt entfernten Pagoden-Insel, wo die Schiffe ankern, ist gedrängt voll von schwimmenden Wohnungen, Fähren und Handelsschiffen, die seine Oberfläche belebt und geräuschvoll machen. Das britische Konsulat befindet sich auf dem südlich von der Stadt gelegenen, etwa 250' hohen, schön bewaldeten und mit vielen Tempeln und Pavillons geschmückten Hügel Wuschi-schan (Schwarzsteinhügel), von wo man eine schöne und umfassende Aussicht über Stadt und Umgegend genießt. Im Ganzen ist Fu-tschau armseliger gebaut, als Ning-po, und hat auch weniger Tempel und schöne Privatwohnungen. Ihre Bewohner zeigen ein mehr düsteres, zurückhaltendes und unruhiges Wesen, sprechen eine rauhe Mundart und zeigen in mehrfacher Beziehung die traurigen Folgen des hier bedeutenden Opium-Handels und Genusses. Der Mangel an Höflichkeit ist bei ihnen auffällig; man erblickt hier mehr Verbrecher, welche die Kange (Kia) tragen, als in andern Hafenstädten, und Bettler vom schmutzigsten Aussehen füllen die Straßen. Der Verkehr mit dem Auslande ist noch nicht bedeutend, obwohl Fu-tschau einen bedeutenden Handel mit verschiedenen Artikeln treibt. Nur etwa 50 Stunden nordwestlich von hier liegen die berühmten Theeberge von Buhie, und Thee, das Haupterzeugniß der Provinz Fu-kiang, ist auch der einzige Ausfuhrartikel für das Ausland. In der Umgegend wird viel Seeräuberei getrieben. Weiter nach Süden liegt unter 24° 32' N. Br. und 135° 36' O. L. im südwestlichen Winkel der kleinen Insel Amoy an der Mündung des Drachenflusses der wichtigste und bekannteste, schon im 17ten Jahrhundert von den Engländern besuchte Hafen in dieser Provinz, die Stadt Amoy [3]) oder

[1]) cf. Ausland 1853, p. 647. [2]) Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 91 f. 106 f. — Williams a. a. O. p. 101 f. [3]) cf. Ausland 1852, p. 792. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 189 f.; 1848, III, p. 111 f. 139 f.

Emoy, chinesisch Hia-mun (Hafen von Hia) oder Hemon. Die Insel selbst, deren Bewohner vielfach auswandern, ist etwa vier Stunden lang und viertehalb Stunden breit, und auf diesem kleinen Raume stehen 136 Dörfer und Weiler; die Bevölkerung beträgt etwa 400,000 Seelen, davon mehr als die Hälfte in der Stadt wohnen. Die Insel besteht ganz aus einer schwarzen Felsenmasse, die an ihrem Fuße nach dem Meere zu urbares Land darbietet. Auf der Höhe der Felsen ist eine Strecke von fast einer Stunde fruchtbares Tafelland. Auf der Nord- und Ostseite sind zwischen den Felshöhen und dem Ufer Stellen von Sandboden, der Reis, Weizen und Gemüse trägt. Die Stadt Amoy steht auf einem Vorgebirge lang hingestreckt da, und ist auf drei Seiten vom Meere umgeben. Die eigentliche Stadt oder Citadelle ist klein und von einer etwa ¼ Stunde langen Mauer umgeben, durch welche 4 Thore nach den Vorstädten führen. In der eigentlichen Stadt ist sehr wenig Handel, die Gassen sind eng und schmutzig, und die Häuser äußerst schlecht; nur einige der Tempel sind wirklich sehenswerthe Gebäude. Amoy selbst ist nur ein Vorhafen der wichtigeren Städte Tschang-tschu und Tschwang-tschu, wo die eingeborenen, durch Handel reich gewordenen Kaufleute leben, und steht namentlich zu der ersteren in demselben Verhältniß, wie Schang-hä zu Su-tschau. Die Fremdengränze war im Frieden von Nanking auf eine Tagereise festgesetzt, doch so, daß der Reisende an demselben Tage vor Sonnenuntergang wieder zurück sein mußte, so daß er eigentlich nur eine halbe Tagereise sich von der Stadt entfernen konnte, zumal der Tag erst von Sonnenaufgang an gerechnet wird. Dadurch war der Fremde allein auf die Insel Amoy beschränkt, und auch da durfte er in keinem Dorfe die Nacht zubringen, sondern mußte vor Sonnenuntergang in die Stadt zurückkehren. Oestlich von Amoy ist die Insel Quemoy oder Kin-mun (goldener Hafen), die mit den niederen Reisgründen an ihrer südwestlichen Küste zu dem Hochland von Amoy in auffallendem Kontrast steht, aber eine weit geringere Bevölkerung hat; weiter nach Osten die große Insel Formosa oder Thai-wan (Terrassen-Bucht) mit der gleichnamigen Hauptstadt und etwa 2½ Millionen Einwohnern. Die nächste Provinz nach Süden ist 7) **Kuan** (Kwang)-**tung** mit 19 Millionen Einwohnern und der mit Einschluß der Vorstädte ziemlich 1 Million Bewohner enthaltenden gleichnamigen Hauptstadt. Kánton [1]), portugies. Kamtom, chines. Kwang-tschaufu (breite Stadt) oder Kwangtung sang tsching (Provinzialhauptstadt von Kwang-tung) oder einfach Sangtsching, auch „Stadt der Widder (Rams)" oder „Stadt der Genien" nach alten Legenden genannt, liegt am nördlichen Ufer des Perlflusses fast parallel mit Kalkutta und Maskat, hat jedoch ein kälteres Klima, als diese. Kanton ist eine der ältesten Städte in diesem Theil des Reiches und wird gegenwärtig als die vierte Stadt desselben hinsichtlich der Zahl ihrer Einwohner, und wahrscheinlich als die nächste nach Peking wegen ihres Reichthums betrachtet. Die Umgegend ist eine wohlangebaute große Ebene, gegen Nord-Osten von schroffen Hügeln begränzt.

---

[1]) cf. Ausland 1848, p. 303 f.; 1851, p. 349 ff.; 1852, p. 179 ff. Basler Miss.-Mag. 1833, II, p. 165 f.; 1848, III, p. 6. 9 f.

Die eigentliche Stadt ist von einer wohl gegen zwei Stunden langen Mauer umgeben; eine von Osten nach Westen laufende Mauer trennt die sogenannte Altstadt, worin die Tartaren und Soldaten mit ihrem General wohnen; von der etwa nur ⅓ so großen Neustadt auf der Nordseite. Von beiden Enden derselben läuft eine Mauer bis an den Fluß hinab; die weit ausgedehnten Vorstädte aber sind größer als die eigentliche Stadt. Es gibt 12 Außenthore, 4 in der Scheidemauer und 2 Wasserthore, welche beständig bewacht und des Nachts sämmtlich geschlossen werden. Die ausländischen Faktoreien [1]) liegen in den westlichen Vorstädten; die Wohnungen des Statthalters und anderer hohen Beamten sämmtlich innerhalb der Mauern; der Stadt gegenüber liegt die Vorstadt Ho-nan mit dem großen, von uns bereits besuchten Buddhistentempel. Einem Neuling will es unglaublich erscheinen, wenn man ihm sagt, daß Kanton eine Million Einwohner zählt. Bekommt er aber einmal die engen Gassen mit ihrem Volksgewimmel zu sehen, so vergehen ihm die Zweifel.

Hat man den freien Platz vor den Faktoreien oder die 13 Hongs, wie die Chinesen sie nennen, verlassen, und ist durch die Alt-Chinastraße, Neu-Chinastraße, Merkwürdigkeitsstraße und ähnliche Stellen gekommen, deren Namen ihre Nähe beim Fremdenquartier verrathen, so erblickt man nichts als zahllose enge Gäßchen voller Regsamkeit. Hie und da erscheint unter dem gemeinen Haufen der Fußgänger ein stattlicher Mandarin oder vornehmer Kaufmann von zwei oder vier Männern in einer Sänfte getragen. Gleiches Gewimmel am Ufer des Flusses. Wohl nicht weniger als 200,000 Eingeborne bringen hier von Geschlecht zu Geschlecht ihr Leben in Booten auf dem Flusse zu. In den engen Gassen der Vorstädte finden sich auf beiden Seiten Kramladen, worin die verschiedenen Landes-, Fabrik- und Handwerkerartikel ausgestellt sind. Diese Läden sind mit Säulen verziert, auf welchen von oben bis unten die da verkäuflichen Artikel verzeichnet sind. Viele dieser Inschriften verrathen große Kunstfertigkeit und empfehlen dadurch zugleich die Vorzüglichkeit der da zu habenden Waaren. Tritt ein Fremder hinein, so bewillkommt der Händler und seine Gehülfen ihn mit mancherlei Grüßen; manchmal kommt er ihm die Hand zu reichen und bringt dabei ein paar englische Worte an, die er gelernt haben mag. Er zeigt ihm alle seine Verkaufsartikel, und nachdem er des Fremden Neugierde mit der größten Geduld befriedigt, läßt er keine Unzufriedenheit merken, wenn derselbe ohne zu kaufen weitergeht. In einiger Entfernung von den Faktoreien, wo der Anblick eines Fremden eine Seltenheit ist, sammeln sich rasch Schaaren von Zuschauern vor dem Laden, und da kommt man bei mangelhafter Kenntniß der Landessprache leicht in Verlegenheit. In diesen Stadttheilen verstehen die Händler nur ihre eigene Sprache, sind weniger höflich, aber dafür wohlfeiler. Wer seinen Namen chinesisch zu schreiben versteht, ist sogleich in Gunst bei ihnen. Bisweilen kommen nicht weniger als 8–10 blinde Bettler in einem Laden zusammen, heben einen melancholischen Gesang an, während sie zwei Stücke Holz aneinander schlagen, und treiben dieses so lange fort, bis sich endlich der ermüdete Krämer darüber erbarmt und jeden mit einer kleinen Kupfermünze abfertigt. Die Gassen sind voll blinder Bettler, die nicht selten verächtlich behandelt werden. Wo irgend ein freier Platz ist, finden sich Haufen herumreisender Quacksalber, die dem Volke die Wunderkräfte ihrer Arzneien anpreisen, gleich daneben manchmal ein Wahrsager, der mit schlauem Auge einem erstaunten Naseweis aus einer Anzahl vor ihm liegender Bücher feierlich sein künftiges Schicksal verkündigt. Etwas weiter hin sind Obstbuden, wo Alt und Jung einkauft und das Loos wirft, wie viel Jeder zu erhalten hat.

Die fremden Schiffe liegen zu Whampoa (Wham-pu, der gelbe Ankerplatz), 12 englische Meilen gerade westlich von Kanton, am Bocca

---

[1]) cf. Williams a. a. O. I, p. 126 f.

Tigris, einer 4 englische Meilen langen Strecke in den Fluß, über welche hinauszufahren für große Schiffe unmöglich ist. Der Flecken selbst mit seiner Pagode liegt auf der Insel nördlich vom Ankerplatz. Der Handel und die Manufakturen zu Kanton stehen sämmtlich mehr oder weniger mit dem ausländischen Handel in Verbindung. Südlich von hier liegt auf einer kleinen Halbinsel am südöstlichen Ende der großen Insel Hiangschan die seit 2 Jahrhunderten den Portugiesen für ihre Hülfe bei Unterdrückung der Seeräuber eingeräumte Niederlassung Macao[1]) spr. Macau, früher der einzige Punkt, wo China zugänglich war; ihr Umfang beträgt etwa 8 engl. Meilen, noch nicht ganz 4 Stunden, und ihre Gränzen werden landwärts bestimmt durch eine Barriere-Mauer quer über die Landenge, wo eine kleine Wache chinesischer Truppen dem Vorgehen der Ausländer wehrt. Die Bevölkerung der Halbinsel beträgt etwa 30,000 Seelen, darunter über 5000 Portugiesen und andere Ausländer, welche unter der Controle portugiesischer Behörden leben, während die Chinesen unter ihrer eignen Obrigkeit sich befinden. Macao nimmt sich, im Hafen angesehen, sehr gut aus, und der Ort selbst ist für Fremde in China ein sehr angenehmer Aufenthalt. Mit seinen Thürmen, Kirchen und Festungswerken hat es ganz das Aussehen einer europäischen Stadt. Es besitzt zwei Häfen, den innern und den äußern, einen auf jeder Seite des Festlandes, und auf den schönen breiten Straßen des halbkreisförmigen Ufers begegnet man Chinesen und Europäern in buntem Gemisch. Das Klima ist gesund, die europäischen Häuser groß und schön. Macao war sonst der gewöhnliche Wohnort für die Familien der zu Kanton Handel treibenden Kaufleute, hat aber, namentlich seit Hong-kong in den Besitz der Engländer gekommen,von seiner früheren religiösen und merkantilen Bedeutung viel verloren. Die im Jahre 1841 an die Engländer abgetretene Insel Hongkong[2]), chinesisch Hiang-kiang (die wohlriechenden Ströme) liegt etwa 30 englische Meilen (13—14 Stunden) östlich von Macao fast an der Mündung des Perl- oder Kantonflusses, und ist nur durch eine schmale Meerenge von dem gegenüberliegenden Festland getrennt. Drei bis vier Stunden lang und an ihrer breitesten Stelle etwa 2—2½ Stunden breit erstreckt sie sich in unregelmäßiger Richtung von Nord-Westen nach Süd-Osten und biegt auf der nördlichen Seite an beiden Enden dem gegenüberliegenden Festland sich zu. Es befinden sich auf derselben mehrere Dörfer, von Fischern, Krämern und einigen Bauern bewohnt. Nur wenige Stellen sind urbar, da die Insel fast ganz aus hohen Felsen besteht. Die zwischen ihr und dem Festland sich hinziehende Meerenge bildet zugleich einen etwa 1½ Stunde langen und ½ Stunde breiten, ausgezeichnet sicheren Hafen und Ankerplatz, auf welchem die Schiffe vor allen Gefahren auf's trefflichste geborgen sind. Denn von Norden her bietet das Festland einen sicheren Schirm gegen die heftigsten Stürme, und gegen die von Süden heraufbrausenden Orkane bildet der hohe Gebirgskamm, der sich bis 2000' hoch über die Insel selbst hinzieht, die beste Schutzwehr. Wenn man in die Meer-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 143 f. [2]) cf. Ausland 1850, p. 114. 117; 1852, p. 195. 199; 1849, p. 460. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 145 f. 151 f.; 1859, p. 153 ff. 161 ff. Heidenbote 1856, p. 80 f.

enge hineinfährt, mitten durch die zahllosen hier sich sammelnden großen und kleinen Fahrzeuge aller Nationen, wird man nicht wenig durch den Anblick überrascht, den die Insel darbietet. Am Meeresufer entlang zieht sich die von den Engländern neu angelegte Stadt Viktoria. Ihr westlicher Theil besteht aus den armseligen, elenden Wohnungen der Chinesenstadt; auf der östlichen Seite dagegen breiten die prächtigen Straßen der englischen Bevölkerung, zum Theil mit großartigen Gebäuden, am Meeresgestade und den dahinter aufsteigenden Hügeln sich aus. Die Kasernen, die Wohnung des Statthalters, die Kirchen, die schönen Landhäuser der reichen Kaufleute — Alles macht einen großartigen Eindruck, der durch die gewaltigen, kahlen, unmittelbar hinter der Stadt sich erhebenden Gebirgsmassen noch erhöht wird. Die Bevölkerung der Stadt mag sich auf 20,000 Seelen belaufen; der chinesische Theil derselben gehört freilich größtentheils zum Auswurf des Volkes. Das Klima von Hongkong, obwohl durch zahlreiche Todesfälle in den Jahren 1842 und 1843 berüchtigt, ist doch bei gehöriger Aufmerksamkeit auf zweckmäßige Lebensweise für die meisten Ausländer im Allgemeinen gesund. Die Bedürfnisse der Insel müssen größtentheils von dem gegenüberliegenden Festland herbeigebracht werden. Die Regierung der Kolonie bildet ein Gouverneur mit einem Vice-Gouverneur, welcher zugleich Kommandant ist, einem Oberrichter und einem gesetzgebenden Rath von Fünfen, unterstützt von verschiedenen untergeordneten Beamten und Sekretären. Der Gouverneur hat auch das Amt eines Aufsehers des britischen Handels in den fünf Häfen, und übt über alle britische Schiffe und Unterthanen, die sich nach China begeben, eine allgemeine Aufsicht aus. Westlich von Kwang-tung liegt 8) **Kuan-si** oder Kwang-si mit 700,000 Einwohnern und der Hauptstadt Kuei-ling, und davon westlich 9) **Yün-nan** mit der Hauptstadt gleiches Namens und 5½ Millionen Einwohnern. Im Norden der beiden letztgenannten liegt 10) **Kuei** (Kwei)-**tscheu** mit der gleichnamigen Hauptstadt, und davon nordöstlich 11) **Szü-tschüan** (Se-tschuen) mit der Hauptstadt Tsching-tu; beide zusammen mit 21½ Millionen Einwohnern. Nordöstlich davon ist die Provinz 12) **Schen-si** und hoch im Nord-Westen in's Innere hineinreichend 13) **Kuan-su** oder Kan-su, zusammen mit 14 Millionen Einwohnern und der Hauptstadt Singan. Nord-nord-östlich von Schen-si liegt 14) **Schan-si** mit 10 Mill. Einwohnern und der Haupstadt Thai-yuang; von hier südlich 15) **Ho-nan** mit der Hauptstadt Kai-fung oder Kai-ting und 23 Mill. Einw.; südlich davon 16) **Hu-pe** (pi) mit der Hauptstadt Wu-tschang und 27 Millionen Einwohnern; hiervon südöstlich 17) **Kiang-si**, Hauptstadt Nan-tschang, 30 Millionen Einwohner, und südlich 18) **Hu-nan** mit der Hauptstadt Tschang-schai und 18½ Mill. Einw. Nachdem wir so einen Ueberblick über die Provinzen des eigentlichen China gewonnen, bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die Verwaltung des gewaltigen Reiches zu werfen, und dann auch das häusliche Leben der Chinesen etwas näher in's Auge zu fassen.

Die **Staatsverwaltung** [1]) unter der jetzt regierenden Dynastie der

[1]) cf. Williams I, p. 321 ff. Ausland 1846, p. 2 f. 6 f.; 1855, p. 54 f. Evang. luth. Missionsbl. 1848, p. 226 f.; 1852, p. 202 f.

Mandschu ist dem Wesen nach die der frühern Jahrhunderte, seitdem Hoang-ti die alte Feudal-Aristokratie vernichtet und die Macht und Ruhe des Staates nach Außen und Innen gesichert. Die in strenger Stufenreihe gegliederten Beamten gehören zur Regierung, nicht zum Volk, sind nur die Organe des Himmelssohnes und damit auch des Himmels selbst, dessen Gesetze sie denn auch den etwaigen Launen des Kaisers gegenüber zu vertreten haben. „Sorgsamen Auges blickt der Himmelssohn im Lande umher, damit er die Tugend und das Talent aus der Masse herausfinde und sie zu seinen Gehülfen erhebe. Der Fürst ist der Wagenlenker, die Minister bilden seine rechte und linke Hand; die Gesetze sind das Gebiß im Munde des Volkes, das gezügelt wird vermittelst der Beamten, die Strafen sind die Streiche, wodurch die Ungehorsamen angetrieben werden. Jeder, der durch Verdienste und Kenntnisse unter seinen Mitbürgern sich auszeichnet, ist vom Himmel dazu auserkoren, einen Antheil an der Regierung des Landes zu erhalten. Damit nun aber verdienstvolle und kenntnißreiche Männer vor den Augen des Allgebieters nicht verborgen blieben, wurden zu bestimmten Zeiten Prüfungen angeordnet, wo jeder Bewohner des Mittelreichs erscheinen und sein Talent leuchten lassen kann am Lichte des Tages. So herrlich ist Alles dem geschriebenen Buchstaben gemäß. Wie sehr ist aber die Wirklichkeit hievon verschieden!" Alle Beamte, deren natürliche Beziehung zu den Unterthanen durch Verwandtschaft 2c. möglichst durchschnitten wird, sollen allerdings wissenschaftlich gebildet sein, ihr Studium ist genau vorgeschrieben und durch wiederholte strenge Prüfungen [1]), deren Bestehen allein das Aufsteigen zu einem höhern Range ermöglicht, beaufsichtigt. Die Wachsamkeit der Behörden vermag jedoch bei der ungemeinen Begierden nach den höheren Litteraturstufen und dem entsprechenden Rang Täuschungen nicht immer zu verhindern, und der Verkauf von Aemtern und Würden ist trotz der strengsten Verbote nichts Ungewöhnliches.

Die verschiedenen Prüfungen, deren es im Ganzen achte gibt, werden in den Distrikts-Bezirks- und Provinzialhauptstädten, die höchsten im kaiserlichen Palast zu bestimmten Zeiten in kürzeren und längeren Zeiträumen abgehalten; die besondern Gebäude dazu sind überall gleichmäßig gebaut und eingerichtet. In einem Bogengang sind viele hundert schmale Zellen angebracht; jeder Kandidat erhält eine angewiesen; Papier und Schreibzeug, Lebensmittel und Geräthe muß er selbst mitbringen. In das nach außen ganz abgeschlossene Gebäude gelangt man durch zwei Höfe, deren letzter mit Militär besetzt ist, um jeden Fremden abzuhalten. Hier werden auch die Kandidaten und ihr Gepäck genau untersucht, da das Mitbringen von Büchern und Hülfsmitteln bei Strafe der Zurückweisung von der diesjährigen Prüfung untersagt ist. Die verschiedenen Kandidaten erhalten dem Wesen nach dieselben Aufgaben und Fragen, nur immer schwieriger für die höhern Grade: Ausarbeitungen über Texte der vier klassischen Bücher und der fünf kanonischen Schriften, über Fragen aus der Alterthumskunde und Geschichte, Musik und Dichtkunst, auch aus der Staatsverwaltung und selbst Staatswirthschaft. Die erste Prüfung in der Distriktshauptstadt, wobei im Durchschnitt $1/_{10}$ bestehen mag, gewährt dem glücklich Durchgekommenen einen Namen im Distrikt, „Hien-ming"; die zweite in der Bezirkshauptstadt einen Namen im Bezirk, „Fu-ming"; erst in der dritten erlangt man den ersten litterarischen Grad, den Magistertitel, chines. „Siu-tsai (Sju-zä)", herrliche Anlage, der alle drei Jahre zweimal

[1]) cf. Evang. luth. Missionsbl. 1850, p. 30. Basler Missions-Mag. 1848, III, p. 21 f. 109 f. Ausland 1853, p. 253 f.

ertheilt wird. Die meisten Siu-tsai suchen im Staatsdienst unterzukommen; ein geringer Theil strebt nach dem Doktorgrade „Kiu-schin (Kju-dschin)", auserlesener Mann, der nur einmal alle drei Jahre ertheilt wird; von diesen erlangen nur wenige den Hofrathstitel, „Tsin-tse (Zin-si)", aufstrebender Gelehrter, zu welchem bei der dreijährlichen Prüfung in Peking aus den 18 Provinzen des Reiches nur etwa 360 befördert werden, und nur etwa 30 Personen in ganz China erreichen bei der dreijährigen Prüfung die höchste Ehrenstufe der „Hanlin", oder Mitglieder der kaiserlichen Akademie, aus welchen die höchsten Staatsminister gewählt werden. Diese Prüfungen erregen aber im Mittelreiche nicht geringe Aufmerksamkeit und verursachen hier keine geringere Bewegung, als die Volkswahlen in England und Amerika. Viel Volks strömt dabei zusammen, und es werden selbst Wetten gemacht auf das Glück der Kandidaten. Die Listen der glücklich Durchgekommenen werden alsbald gedruckt, öffentlich angeschlagen und durch Eilboten übers ganze Reich verbreitet. Eltern und Verwandte geben zu Ehren der jungen Meister Gastmahle und beschenken sich gegenseitig. Die Theilnahme der Bevölkerung richtet sich jedoch in bei weitem höherem Grade auf den Civildienst; die militärischen Prüfungen, worin eine Fertigkeit im Reiten, im Gebrauch von Pfeil und Bogen und des Schießgewehrs verlangt wird, erregen nur geringe Aufmerksamkeit.

Dieses Beförderungssystem sichert zwar dem Kaiser eine gebildete Beamtenschaft, bewirkt aber zugleich die Fortdauer des Irrthums und setzt dem Fortgang der christlichen Wahrheit eine der unüberwindlichsten Schranken entgegen. Denn wer in Styl und Sinn den alten Schriftstellern und Weisen am nächsten kommt, hat bei den Prüfungen den Vorzug. Daher verfolgen die chinesischen Gelehrten von Geschlecht zu Geschlecht den ausgetretenen Weg der Philosophie des Kong-fu-tse; Originalität findet keine Aufmunterung, und neue Geisteserzeugnisse können nicht aufkommen. Uebrigens mag Einer als Gelehrter in der genannten Philosophie weit über seine Mitbewerber hervorragen, und dabei doch selbst nichts von den Eigenschaften eines tüchtigen Regierungs-Beamten besitzen.

Sämmtliche Staatsbeamte, Kuan (Koang, Quan) d. i. Vorgesetzter, von den Portugiesen und übrigen Europäern nach dem indischen Worte maatri (Rath, Rathsherr) Mandarinen genannt, zerfallen in neun je in zwei Rangstufen getheilte Klassen, die in einem solchen Verhältniß der Unterordnung zu einander stehen, daß die Niedrigen den Höheren mit der größten Unterthänigkeit zu begegnen pflegen. Das Amt selbst hängt indeß mit dem Range des Beamten, der es verwaltet, nicht nothwendig zusammen, und der Kaiser kann Einen unbeschadet seines Dienstverhältnisses im Range nach Verdienst erhöhen oder auch erniedrigen. Auch kann Titel und Rang eines Beamten, wie bei uns in manchen Fällen, durch Geld erkauft werden; doch bleiben solche titulirte Personen, bevor sie nicht die erforderliche Prüfung bestanden, von allen wirklichen Staatsstellen ausgeschlossen. Die Laufbahn im Staatsdienst beginnt mit dem Amt des dritten Beisitzers beim „Tschi-hien" oder dem ersten Beamten in einer Stadt dritten Ranges. Dieser Beisitzer heißt „Tien-tse" und gehört noch zu gar keiner bestimmten Klasse. Hat er sich aber 3 Jahre lang gut aufgeführt, so erstattet sein Vorgesetzter über ihn Bericht. Dieser durchläuft den ganzen langen Instanzenzug durch die gesammten Provinzialbehörden, die Ministerien und den Staatsrath, bis er endlich an den Thron gelangt, von wo aus dann der Tien-tse zu einem Quan der neunten oder auch wohl gleich der achten Klasse ernannt wird. Die oberste

Verwaltungsbehörde des Reiches unter dem Kaiser bildet der „innere" oder „geheime" Rath, aus 4 Geheimräthen ersten Ranges erster Ordnung, und zwar 2 Mandschu's und 2 Chinesen bestehend, welche u. A. den Titel „Tao-hio-sse", d. h. Kundige der großen Wissenschaft, führen, nebst einer Anzahl gewöhnlich von der Hauptstadt abwesender Beisitzer, welche höhere Verwaltungsstellen in den Provinzen bekleiden. Der Präsident des dem Geheimrath zur Seite stehenden obersten Kriegsrathes, stets ein Mandschu, und der Vorstand des Ministeriums des Hauses, sowie die Minister der sechs verschiedenen Ministerien haben schon als solche Sitz und Stimme im Geheimrath, der das oberste Reichscollegium und zugleich Ceremonienamt des Reiches bildet, und monatlich zu bestimmten Zeiten mehrere Sitzungen hält, zu denen bei außerordentlichen Gelegenheiten auch die kaiserlichen Prinzen und andere Beamte gezogen werden. Unter dem Geheimrath stehen die sechs Ministerien, „Lu-pu", deren Präsidenten gleichfalls „Tao-hio-sse" oder auch „Schangschu", Oberschreiber, genannt werden: das des Innern, „Li", der Finanzen, „Hu", des Kultus, „La", des Krieges, „Sing", der Gerechtigkeit, „Hing", und der öffentlichen Arbeiten, „Kong", in früherer Zeit oberste Behörden des Himmels, der Erde, des Frühlings, des Sommers, des Herbstes und des Winters sinnreich [1]) genannt. Wir übergehen die Menge untergeordneter und Provinzial-Verwaltungs-Behörden, die Gemeinde- und Administrativ-Einrichtungen, das sehr ausgebildete Paßwesen [2]) u. dgl., und bemerken nur, daß es nach dem Adreßkalender des himmlischen Reiches 8 General-Gouverneure, 15 Lieutenant-Gouverneure, 19 Schatzmeister, 18 Richter, 17 litterarische Kanzler, 15 Truppencommandeure und etwa 1740 Departementspräfekten und Distriktsmagistrate gibt, und alle diejenigen, welche die hohen Grade in dieser Reihenfolge ausfüllen, zweimal monatlich dem Kaiser Bericht zu erstatten haben. Eigenthümlich ist das Censor-Amt oder „Tu-tschah Yuen", der Alles prüfende Gerichtshof [3]), dem die Sorge für die Sitten und Gebräuche, die Untersuchung aller öffentlichen Aemter innerhalb und außerhalb der Hauptstadt, die Prüfung sowohl der guten und schlechten Verwaltung der Geschäfte, als der Verderbtheit und der Rechtschaffenheit unter den öffentlichen Beamten obliegt. Es hat die Leitung anderer Censoren und macht seine Gesinnungen oder seinen Tadel einem Jeden, selbst dem Kaiser, kund, um Alle zu veranlassen, daß sie ihre täglichen Pflichten fleißig vollziehen und der Reichsregierung Festigkeit verleihen. Keine Verfügung irgend einer Behörde tritt übrigens in Kraft, bevor sie nicht vom Kaiser genehmigt ist, und das kaiserliche Siegel muß daher allen öffentlichen Urkunden und Erlassen der Staatsbehörden beigefügt werden. Aus den außerordentlich zahlreichen Vorschriften über die Verwaltung des Reiches aber geht im Ganzen hervor, daß China vorzugsweise an der höchst verderblichen Krankheit des Zuvielregierens leidet, weßhalb denn auch von hundert Verordnungen kaum eine einzige wirklich ausgeführt wird, und wer die wirklichen Zustände an dem geschriebenen

---

[1]) cf. Ausland 1846, p. 7. [2]) Einen sonderbaren chines. Paß s. Calwer Missionsbl. 1848, p. 60. [3]) cf. Williams I, p. 334 f. Wuttke a. a. O. II, p. 192 f.

Buchstaben des Gesetzes und der Erlasse messen und beurtheilen wollte, würde zu einem ganz falschen Ergebniß kommen.

Die neun Rangklassen der Mandarinen unterscheiden sich durch ihre mannigfach verzierte Kleidung und andere Amts-Abzeichen.

Die Quan's erster Ordnung tragen oben auf der Mütze einen in Gold gefaßten Karfunkel, und vorn am untern Theil der Mütze eine Perle; auf ihrem Gürtel schimmern vier in längliche Vierecke geschnittene und ebenfalls in Gold gefaßte Jaspis. Die Quan's zweiter Klasse haben einen großen Rubin oben auf, und einen kleinen unten an der Mütze; ihre Gürtel sind mit Goldstickerei und einem Karfunkel in der Mitte geschmückt. Die Quan's der dritten Ordnung tragen oben auf der Mütze einen in Gold gefaßten Karfunkel, unten einen Saphir, und ihre Gürtel sind nur mit Goldstickerei verziert. Die vierte Klasse hat oben auf und unten an der Mütze einen etwas kleineren Saphir; die Goldstickerei am Gürtel ist ohne die Blumen, welche bei den vorigen Klassen dabei sind. Die Quan's der fünften Klasse sind denen der vorigen Klasse gleich, haben aber nur einen Saphir an der Mütze, auf welcher die der sechsten Klasse einen sauber geschliffenen Krystall und unten einen Saphir, den Gürtel aber mit in Gold gefaßten Stücken von Nashorn besetzt haben u. s. f. Die Quan's der neunten Ordnung endlich tragen blos eine mit Silber gestickte Atlasmütze und auf ihrem Gürtel in Silber gefaßte Stücke von Büffelhörnern. Diese auch auf die übrige Kleidung sich erstreckenden Ranges-Abzeichen bleiben sich gleich, mögen die Quan's in Civil- oder in Militärdiensten stehen. Außerdem gibt es aber auch besondere Amts-Abzeichen, namentlich ein auf der Brust getragenes Stück kostbar gearbeiteten Stoffes, „Pud-sü", mit einer Art Denkspruch in der Mitte, der sich auf das Amt bezieht. Dazu kommt noch bei den Civil-Mandarinen ein Drache mit vier Klauen, oder ein Adler, oder eine Sonne ꝛc.; bei denen vom Militärstande dagegen ein Leopard, ein Tiger, ein Löwe u. dgl.

Kein Beamter läßt sich in Amtsgeschäften ohne die Begleitung seiner sämmtlichen Unterbeamten auf der Straße sehen; die ihm vom Volke zu erweisende Ehrerbietung richtet sich nach seinem Range; wer es etwa daran fehlen läßt oder nicht schnell genug ausweicht, wird mit Bambusrohrschlägen aus dem Wege getrieben. Weil nun aber sämmtliche Beamte im Ganzen schlecht besoldet sind, suchen sie durch Erpressungen und Unterschleife [1]) sich schadlos zu halten, wodurch das Volk denn entsetzlich gedrückt wird. Sämmtliche Mandarinen eines Distrikts wohnen in einem Gebäude, „Ya-mum", zusammen, in welchem außerdem auch die Gerichtshöfe und die Gefängnisse sind. Da geht es freilich bunt genug darin her: das fast unausgesetzte Schlagen mit dem Bambusrohr, entweder zur Strafe für eingestandene Schuld, oder um Geständnisse zu erpressen, das Geschrei der Geschlagenen, die Stimmen der fragenden, scheltenden, zuredenden Mandarinen, das Rufen der an den Eingängen der einzelnen Abtheilungen stehenden Thürhüter, welche mit lautem, singendem Tone den verschiedenen Beamten Befehle überbringen, das beständige Hin- und Herrennen einiger der Hausgenossen und das häufige Erscheinen von Verbrechern und Zeugen, welche nach und aus den Gefängnissen und Verhörzimmern gebracht werden — alles das sind Töne und Erscheinungen, welche die daran nicht Gewöhnten verwirren und aufregen, und dazu dienen, die Furcht zu erhalten, welche alle Chinesen vor dem Eintritt in ein Ya-mum haben. Beginnt doch auch der erste Abschnitt im chinesischen Gesetzbuch, das zum Besten

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1845, p. 89. Monatsbl. 1854, p. 117 f. Ausland 1848, p. 706.

der Unterthanen mit den deutlichsten Schriftzügen, welche die Sprache hat, abgefaßt ist und den Titel „Allgemeine Gesetze“ führt, mit einer summarischen Aufzählung der üblichen Strafen, von denen wir hier nur noch das Tragen des „Tscha“ erwähnen wollen, einer großen hölzernen Tafel, auf welcher das Vergehen des Verurtheilten mit großen Charakteren geschrieben ist, und die er nach Verhältniß Wochen und Monate lang mit sich herum schleppen muß.

Das chinesische Heer [1]) hat auf dem Papier eine Stärke von 1,700,000 Mann, in der Wirklichkeit aber mag man die Million getrost schwinden lassen. Im Ganzen hat es ebensowenig kriegerischen Geist als kriegerische Form, und ist mehr eine Miliz oder Bürgerwehr zu nennen; regelmäßig organisirt sind nur etwa 80,000 Mann Tartaren. Die chinesischen Soldaten sind meist aus der Hefe des Volkes genommen, jämmerlich anzusehen und in sittlicher Hinsicht die verworfenste Menschenklasse des ganzen Staates. Ihre Kleidung unterscheidet sich nur durch eine Kappe von dem gewöhnlichen Anzuge des Volkes, und auch in ihrer Bewaffnung zeigt sich nicht die geringste Gleichförmigkeit, da sie sich gewöhnlich selbst nach ihrer eigenen Phantasie kleiden und bewaffnen und durch die Worte „rüstig“ und „tapfer“ ausgezeichnet werden, davon das eine vorn, das andere hinten in ihre Jacken eingenähet ist. In verschiedenen Gegenden des Reiches sind ihnen eigene Felder angewiesen [2]), welche sie zu ihrem Lebensunterhalt bauen; anderwärts sind sie genöthigt, in die Dienste der Bauern zu treten oder sonst ein Gewerbe zu betreiben, bis sie zu den ihnen keineswegs willkommenen militärischen Uebungen gerufen werden. Ihre von unten auf gedienten Offiziere sind meist sehr unwissende Leute, obschon es auch militärische Prüfungen gibt, in denen man die Würde eines Magisters und Doktors in der Kriegskunst erlangen kann. Die verschiedenen Stufen werden, wie bei den Mandarinen, durch Knöpfe bezeichnet, welche sie an den Kappen tragen. Schlecht besoldet und von den Gelehrten wie vom Volke verachtet, ist ihre Lage keineswegs beneidenswerth. Viele der Oberoffiziere, in der Regel Tartaren (Mandschu) beziehen allerdings hohe Besoldungen mit dem bei dem friedlichen Zustande China's einzigen Geschäft, ihr jährliches Einkommen zu verschwenden. Die regelmäßig organisirten tartarischen Legionen, welche stets zur Verfügung der Regierung stehen, sind unter 8 Paniere (Standarten) eingetheilt, mit gelben, weißen, rothen und blauen Fahnen, und so über das ganze Land vertheilt, daß sie den viertausendfachen Betrag ihrer eigenen Zahl in Ordnung erhalten. Die grüne Fahne unterscheidet die chinesischen Truppen. Die Disziplin im Heere ist streng; Prügel, selbst bei den Offizieren, ein Hauptmittel. Das Zeichen zum Zusammentreten des Heeres ward bereits im 8. Jahrh. v. Chr. durch Feuersignale auf Bergen gegeben. Schon Dühalde sagt übrigens: „Die chinesischen Truppen können mit unsern europäischen weder des Muthes

---

[1]) cf. P. Dabry, organisation militaire des Chinois, ou la Chine et ses armées, suivi d'un aperçu sur l'administration civile de la Chine. Paris 1859. Basl. Miss.-Mag. 1835, II. p. 249. Ausland 1854, p. 1225 f. [2]) cf. Ebendas. 1850, p. 609. 614.

noch der Disziplin wegen verglichen werden, und es ist leicht, sie zum Weichen zu bringen. Außerdem sind die Chinesen von Natur weichlich, und die Tartaren sind beinahe schon Chinesen geworden; denn der tiefe Frieden, den sie genießen, gewährt ihnen weder Unterhaltung noch eine Uebung ihrer kriegerischen Neigung." Was hieran in der neuesten Zeit sich geändert, werden wir später zu bemerken Gelegenheit haben.

Die jährlich auf etwa 200 Millionen Thaler sich belaufenden **Staatseinkünfte** werden durch hohe Zölle und Steuern erlangt, welche letzteren seit Yao und Schun in der Regel den zehnten Theil des Einkommens betrugen. Die Steuererhebung ist in China bei genauer Katastrirung sehr einfach. Die Auflage wird in den verschiedenen Stufen der Beamtenhierarchie auf die Provinzen, in diesen auf die Departements, und in diesen auf die Gemeinden umgelegt, innerhalb der Gemeinden aber durch die Gemeindebeamten dem Jahreseinkommen eines Jeden entsprechend, vertheilt. Den Armen, welche sich dabei bedrückt glauben, steht das Recht zu, sich an eine höhere Instanz zu wenden; doch kommt diese Wohlthat der Gesetze aus nahe liegenden Gründen wenig in Vollzug. Die Steuern sind theils Grundsteuern, theils indirekte auf Waaren, wie z. B. auf Schlachtvieh, Pferde, Thee, eine Salz- und eine Stempelsteuer. Die Grundsteuer wird in Feldfrüchten erhoben, und deshalb zur Zeit der Sommer- und Herbsternte angezeigt, daß die Regierungsspeicher zum Empfange der Abgaben geöffnet stehen. Der Kaiser lebt fast nur von dem Ertrage seiner ansehnlichen, aber fest bestimmten Domänen; der Ertrag der Steuern soll nur zu Staatszwecken, d. h. zum Besten des bis in's Kleinste hinab väterlich bevormundeten Volkes verwandt werden. Und in diesen **Staatsanstalten**, in der Sorge für den äußern Lebensunterhalt des Volkes und für die Ordnung und den Verkehr im Reiche, in der Einrichtung von Magazinen und Hospitälern, in Straßen- und Brückenbauten, Wasser-Regulirung ꝛc. hat der chinesische Staat in der ganzen heidnischen Welt nicht seines Gleichen. Magazine von Lebensmitteln werden seit den ältesten Zeiten vom Staate angelegt und zur Zeit der Theuerung geöffnet; Kanäle, schon in der ältesten Zeit angelegt, durchziehen zur Regelung des Wasserlaufs, zur Bewässerung und als Wasserstraßen das ganze Land; die Landstraßen sind in den Hauptrichtungen musterhaft, oft mit Quadersteinen gepflastert und bis 30′ breit; Brücken zu bauen ist eine Pflicht der Regierung und ihrer Beamten, und außer großartigen Brückenbauwerken sind auch Brücken auf schwimmendem Bambus oder auf Reihen von Kähnen sehr häufig. Das Postwesen [1]) des himmlischen Reiches, schon im Mittelalter berühmt, wird mit großer Regelmäßigkeit verwaltet, und der Kaiser selbst unterhält auf seine Kosten eine bedeutende Anzahl Pferde. In jeder Stadt ersten Ranges ist ein Postmeister, und auch Privaten können sich unter Umständen der kaiserlichen Staatspost zum Reisen bedienen, deren Wagen von raschen Pferden gezogen werden. Häufiger noch fährt man auf Booten zu Wasser, oder reist in Sänften und noch einfacheren Tragsesseln [2]) auf dem Lande. An den

[1]) cf. Ausland 1855, p. 55 f.; 1846, p. 809. [2]) Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 77

Straßen finden sich Gasthöfe[1]), die mit allem Nothwendigen für Reisende versehen sind, und wer einen Paß von der Regierung hat, kann auf dem Wege Alles finden, was er bedarf. Wer in Sänften reisen will, muß sich an den Vorsteher der Sänftenträger wenden und den von der Menge des Gepäcks abhängenden Preis vorausbezahlen. Die chinesischen Sänftenträger sind sehr flink und gewandt, ruhen nur dreimal des Tages aus und machen in einer Stunde anderthalb bis zwei russische Meilen, deren beinahe 7 auf eine deutsche gehen. Doch scheint es mit der Post nicht überall gleichmäßig bestellt oder in neuerer Zeit schlechter geworden zu sein [2]).

Wohlthätige Anstalten, meist vom Staate, öfters aber auch von Privaten gegründet und unterhalten, zur Unterstützung und Ernährung armer und altersschwacher Personen, Blinder, Lahmer, Aussätziger 2c., sowie Findelhäuser für die vielen ausgesetzten Kinder weiblichen Geschlechtes (davon später!) finden sich in allen großen Städten. [3]) Allein zu Kanton finden wir deren sechs, eine Bettlerherberge, ein Findelhaus [4]), wozu eine Anzahl Aerzte und Säugammen gehören, von der privilegirten Compagnie der Salzhändler gegründet, ein Leprosenhaus (für Aussätzige), dessen Ausgaben durch besondere Kreisumlagen gedeckt werden, ein Blindenhospital, ein Armenhaus für alte Männer und ein anderes für mittellose Frauen. Ebenso gibt es in Schanghai ein durch periodische Beiträge unterhaltenes Findelhaus [5]), in welchem jährlich an 200 Säuglinge aufgenommen werden, und eine „Halle der vereinigten Wohlthätigkeit", welche einen Begräbnißplatz, ein Krankenhaus und ähnliche Anstalten in verschiedenen Theilen der Stadt und Vorstädte hat, wo für Särge und kostenfreies Begräbniß der unabgeforderten Todten gesorgt wird. Auch werden einige alte und gebrechliche Leute vermittelst periodischer Beiträge unterstützt. In neueren Zeiten aber reichen bei der großen Uebervölkerung alle wohlthätigen Staats- und Privatanstalten nicht aus, und die Armuth [6]) hat in China eine sonst wohl nirgends so vorkommende Höhe erreicht. In den größeren Städten findet man fast täglich Erhungerte oder obdachlos Umgekommene.

Schulen [7]) im ausgedehntesten Maaßstabe errichtet in China gleichfalls die Regierung , beaufsichtigt ihre Leitung und nimmt die Examina ab. „Des Staates Gesetze, überhaupt sein geistiges Bewußtsein, die Sittlichkeit, vor allem Pietät gegen die Eltern und Gehorsam gegen die Gesetze, und Musik [8]) sind Hauptgegenstände des Unterrichts. „Der s. g. Vorbereitungs- oder Elementarunterricht (bis zum 16. oder 17. Jahre) wird von dem großen oder wissenschaftlichen Unterricht, der von den höchsten Behörden durch Aufsicht, Anregung und Prüfungen, in

---

[1]) cf. Basler Heidenbote 1851, p. 58. [2]) cf. Calwer Missionsbl. 1857, p. 28. [3]) cf. Ausland 1857, p. 897. Ev. Reichsbote 1859, p. 3.14. 18 f. [4]) cf. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 32. [5]) Ebendas. p. 50. Ausland 1856, p. 959. [6]) cf. Calwer Missionsbl. 1844, p. 71. [7]) cf. Ausland 1853, p. 253 ff. [8]) Die Musik soll den Menschen an Harmonie und Ordnung gewöhnen; er soll lernen, in der unbedingten Unterordnung unter das Gesetz den Einklang des Ganzen zu erzeugen und bewahren. China's ganzes Staatsleben ist gewissermaßen eine Musik; der Komponist ist der Himmel, Dirigent der Kaiser, und das Volk das Orchester. W.

Folge deren gelehrte Würden ertheilt werden, geleitet wird, bestimmt unterschieden. Gegenwärtig sorgt die Regierung weder durch Lehrer noch durch Besoldungen für die niederen Volksschulen; die meisten Elementarschulen in Städten und Dörfern sind Privatschulen. [1]) Der Schulmeister wird von einzelnen Familien oder ganzen Gemeinden angenommen und erhält nach Umständen bald größeren, bald geringeren Sold; zweimal im Jahre erscheinen Kreisinspektoren, um den Schulmeister zu prüfen. Diejenigen, deren Kenntnisse nicht ausreichen, müssen entlassen werden. Nur Knaben besuchen die Schulen, in deren niedersten blos im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilt wird. Mädchen gehen in keine öffentlichen Anstalten; es würde das nach den Begriffen des Morgenlandes nicht schicklich sein, und bei weitem der größte Theil des weiblichen Geschlechts in China erhält deßhalb gar keinen Unterricht. Selten aber ist ein Dorf, und sei es noch so klein, welches nicht seine Schule hätte, wo die Kinder Lesen und Schreiben und die Klassiker lernen. Letztere werden in folgender Ordnung gelesen: Nachdem der in die wissenschaftliche Schule neu eintretende Schüler ein oder zwei Anfangsbücher gelesen und auswendig gelernt hat, dann wird ihm Mencius (Meng-tse) und Confucius (Kong-fu-tse) zu lesen gegeben, welche man die vier Bücher nennt. Hierauf liest er den Schi-king, dann den Schu-king, darauf den Y-king. Nun hat er die wichtigsten Bücher gelesen. Die zwei noch übrigen, Li-ki und Tschun-tschiu, werden für nicht so wichtig gehalten. Hat der Schüler 4 bis 5 Jahre an diesen Büchern gelesen und auswendig gelernt, so fängt man an, in derselben Ordnung, wie sie dieselben gelesen haben, die Klassiker zu erklären und dem Verständniß aufzuschließen; man übt sie endlich im Anfertigen von Aufsätzen und Versemachen. So werden sie nach chinesischen Begriffen zu „Gelehrten"; und so treiben es die chinesischen Schulmeister. Die Schule aber empfängt ihre Schüler von dem Hause, der Familie, und so kommen wir denn endlich von dem staatlichen auf

Das häusliche Leben [2]) der Chinesen. Ihnen ist die Familie unbedingt der Gipfelpunkt des sittlichen Lebens, und im ganzen Heidenthum, die Deutschen ausgenommen, hat dieselbe nirgends eine so hohe Bedeutung, als in China. Die Familie hat hier nicht blos eine bürgerliche, sondern auch eine religiöse Bedeutung; in ihr spiegelt sich das göttliche Leben; die beiden göttlichen Urwesen haben ihr Bild in den beiden Gatten, und die Kinder sind schuldig, den Vater als den vollberechtigten Stellvertreter des Himmels zu ehren; das Familienleben ist an sich ein lebendiger Gottesdienst. Von dieser hohen und heiligen Bedeutung der Familie empfängt dann auch das Weib eine gegen die sonst im Heidenthum zu Tage tretende viel höhere, obschon nach unseren Begriffen immer noch sehr niedrige Stellung. [3]) Denn die Geburt eines Mädchens ist auch hier ein weniger erfreuliches Ereigniß, und ein

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1851, II, p. 257 f.; 1848, III, p. 64 f.; 1856, IV, p. 50.
[2]) cf. Wuttke a. a. O. II, p. 121 ff. [3]) cf. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 127 f. 1835, II. p. 292. Calwer Monatsbl. 1857, p. 101. Basler Heidenbote 1850, p. 31.

nach der Zahl seiner Kinder gefragter Vater zählt blos die Söhne [1]); ebenso tritt die ganze Erziehung der Mädchen hinter der der Knaben sehr zurück; alle, selbst die vornehmen, werden selten unterrichtet, und nur sehr wenige Frauen können gut lesen oder schreiben. Nähen und Stricken ist ihnen ganz unbekannt; im Hausstand müssen sie die niedrigeren Geschäfte verrichten und dürfen selten ausgehen; das Haus ist ihr Gefängniß. Kong-fu-tse selber, obschon von den Frauen sonst mit vieler Achtung sprechend, sagt: „Die Frau ist dem Manne in ihrem ganzen Dasein unterworfen, wenn er stirbt, wird sie darum nicht ihre eigene Herrin; als Tochter steht sie unter dem Befehl ihrer Eltern oder, in deren Ermangelung, ihrer älteren Brüder; als Wittwe steht sie unter der Aufsicht ihres ältesten Sohnes, und dieser, mit aller Liebe und Achtung sie behandelnd, soll alle Gefahren von ihr entfernen, denen die Schwäche ihres Geschlechtes sie aussetzen könnte." Die Ehe ist für jeden Chinesen eine heilige Pflicht [2]). Denn da die Verehrung der Ahnen ein heiliges Gebot ist, und da man bei den unbeantworteten Zweifeln über die Unsterblichkeit wenigstens in der Erinnerung der Nachkommen fortleben will, so ist jeder Sohn unbedingt verpflichtet, den Fortbestand seiner Familie zu wahren; der Ehelose bricht die fortlaufende Kette seiner Familie ab; er ist ein Mörder seines Geschlechts und frevelt gegen seine Eltern. Daher findet man unter den Chinesen sehr wenig ehelose Männer, und die meisten heirathen schon mit 20 Jahren. Die Verwandtschaftsgrade werden dabei streng beobachtet, und die Ehe zwischen nahen Verwandten ist verboten. Die Verlobungen werden nach uralten Gesetzen durch Brautwerberinnen, meist alte Frauen, eingeleitet, die besonders nach den Sitten des Mädchens, nach der Kleinheit ihrer Füße und nach dem — je nach Umständen von 10 bis 1000 Thaler steigenden — Brautpreis, wofür wohlhabende Eltern die Braut allerdings auch reichlich ausstatten, sich erkundigen. Vor der Schließung der Ehe dürfen die Verlobten einander nicht sehen, und die Astrologen werden über die Zukunft der Ehe und den zur Hochzeit günstigen Tag befragt. Die Hochzeit [3]) ist meist prunkend. „Die Braut wird in einem Tragsessel nach dem Hause des Bräutigams gebracht, und dort vor der Thür von ihm empfangen. Wenn ihm die Braut bei dem ersten Anblick nicht gefällt, so darf er sie zurückschicken; sobald sie aber einmal die Schwelle überschritten, ist sie seine Gattin. Sie tritt nun in die Halle der Ahnen, kniet vor den Bildern oder Namentafeln an der Seite ihres Bräutigams nieder und trinkt dann mit ihm aus derselben Schale. Damit ist die Ehe geschlossen; eine Einsegnung findet nicht statt, bisweilen nur eine Bannung und Austreibung der bösen Geister aus dem Hause. Einige Zeit nach der Hochzeit versammeln sich alle Nachbarinnen und Freundinnen bei der jungen Frau, geben ihr guten Rath oder tadeln sie, und sie muß alles ruhig anhören und versprechen, sich zu

---

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1852, Nr. 2; 1859, p. 49 ff. [2]) cf. Basler Heidenbote 1848, p. 95. [3]) cf. Ausland 1855, p. 311 f. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 72 f.; 1833, II, 170. Gützlaff, die Mission in China, 6ter Vortrag, Berlin 1850, p. 12. Evang. Reichsbote a. a. O.

bessern. Auch kehrt die junge Gattin bald darauf wieder in das väterliche Haus zurück und bleibt dort einige Zeit von ihrem Gatten getrennt. Jetzt, bei gesunkener Sittlichkeit, wird wohl auch mit jungen Mädchen Handel getrieben [1]; schöne Mädchen werden jung gekauft, erzogen und nachher verkauft; die schönsten gelten 400 bis 700 Louisd'or." Das eheliche Leben selbst ist für die Frau nicht eben ein beneidenswerthes. Die verheiratheten Männer sprechen fast nie mit ihren Frauen, wenigstens gibt es unter ihnen in der Regel keinen herzlichen innigen Umgang. Am Tage der Hochzeit mit der nie zuvor gesehenen Braut schlägt er diese mit seinem Fächer dreimal auf den Kopf zur Bezeichnung seiner Herrschaft und zieht den Schleier von ihrem Haupte. Er steht mehr als Gebieter da und betrachtet seine Frau mehr als eine auswärtige Person, die er erkauft hat zur Erhaltung seiner Familie. Es wird ihm nie einfallen, seiner Frau eine Zärtlichkeit zu erweisen, er hat keinen vertraulichen Namen, um sie zu nennen, sondern sagt nur „das Weib." Wenn Noth oder Trübsal über sein Haus kommt, spricht er gewöhnlich nur von Eltern und Kindern, nicht aber von seiner Frau. Vielweiberei ist erlaubt, doch macht schon die allgemeine Sitte, sich jung zu verheirathen, und die Verachtung der Ehelosigkeit eine größere Verbreitung derselben nicht möglich, reiche Leute tragen indeß kein Bedenken, so viel Frauen zu nehmen, als sie zu kaufen vermögen, und Männer, welche ihren Aufenthalt häufig wechseln, haben oft an verschiedenen Orten zugleich Frauen. Doch haben die andern nicht gleiches Recht mit der rechtmäßigen Frau, und ihre Kinder erst hinter den Kindern der ersteren ein Erbrecht. Wiederverheirathung der Wittwen ist zwar erlaubt, doch gilt es für ehrenwerth, dem gestorbenen Gatten oder Bräutigam die Treue bewahrend Wittwe oder ledig zu bleiben. Die eheliche Treue der Frauen wird hochgeehrt, von den Männern aber auch mit großer Eifersucht darüber gewacht; Ehebruch wird vom Gesetz mit harten Strafen bedroht, und die Keuschheit der Chinesen während der Blüthezeit des Volkes ist aller Anerkennung werth. Später ist die geschlechtliche Sittlichkeit freilich tief gesunken; schon bei Marco Polo's Besuch standen in Peking 25000 Buhldirnen unter polizeilicher Aufsicht, und die Gegenwart steht hinter den Zuständen unserer Großstädte nicht zurück [2]. Die Dirnen sind meist Sklavinnen, welche für ihren Herrn verdienen; von den Frauen im Allgemeinen aber schreibt Miss. Hamberg: „Die chinesischen Weiber haben keine Vorstellung von einer Religion. Daß ihre Gedanken und Lüste fleischlich sind, ist leicht zu verstehen; aber wie sinnlich das Heidenthum ist, davon kann sich die Christenheit kaum einen Begriff machen, und der alleinstehende Missionar hat einen schweren Kampf zu bestehen, wenn er von dem Einflusse dieser Sinnlichkeit, welche Millionen beherrscht, nicht auch überwältigt werden soll." Was die Ehescheidung [3]) betrifft, so kennt das chinesische Recht keinen gesetzlichen Grund, welcher die Frau berechtigte, dieselbe zu verlangen, außer daß sie ihren Mann verlassen darf, wenn er

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1835, II, p. 190. [2]) cf. Ebendas. 1851, II, p. 252.
[3]) cf. Ausland 1855, p. 720. Evang. Reichsbote 1852, Nr. 2.

sie grausam behandelt oder jahrelang abwesend ist. Der Mann dagegen darf aus sieben Gründen die Frau verstoßen: wenn sie mit ihren Schwiegereltern sich nicht vertragen kann, wenn sie unfruchtbar ist, wenn sie unkeusch oder in begründetem Verdacht der Untreue, wenn sie durch Eifersucht oder sonst den Familienfrieden stört, wenn sie einen widerwärtigen Fehler oder schlimme Krankheit hat, wenn sie unverbesserlich geschwätzig ist, endlich wenn sie im Hause etwas veruntreut. Zu Gunsten der Frau existiren jedoch drei Ausnahmen, wonach der Mann in den obengenanten Fällen sie doch nicht entlassen darf, nämlich wenn sie keine Eltern und Verwandte mehr hat und nicht weiß, wohin, dann während der dreijährigen Trauer der Frau um den Schwiegervater oder die Schwiegermutter, endlich wenn der Mann bei der Verheirathung arm war und während der Ehe zu Reichthum gelangte.

In der Familie sucht auch die Regierung ihre Hauptstütze, und das väterliche Ansehen [1]) gilt mit Recht als die Grundlage der obersten Macht; die Gewohnheit frühzeitiger Unterwerfung erzieht keine aufrührerischen Geschlechter. Deßhalb haben die Eltern in China ein unbeschränktes Recht über ihre Kinder, dafür aber auch die Pflicht, sie gut zu erziehen, worauf die Gesetzgebung einen sehr hohen Werth legt. Denn da unbedingte Unterwerfung unter die Gesetze allgemeine Pflicht ist, muß schon in dem Kinde alle Willkür unterdrückt und dasselbe zum Gehorsam gewöhnt werden. Und weil diese Aufgabe bei der nach chinesischer Anschauung ungetrübten Güte der menschlichen Natur nicht schwer zu vollziehen ist, sind die Eltern für die sittliche Entwickelung ihrer Kinder dem Staate verantwortlich und können für die Vergehung verwahrloster, obschon bereits erwachsener Söhne selbst bestraft werden. Desto wilder und ungezogener pflegt die liebe Jugend in China sich gegen Fremde zu erweisen, und es ist kaum zu glauben, wie die Missionare oft von solchen lärmenden und schimpfenden Kindern gequält werden. [2]) In Erziehung und Unterricht werden die Knaben, wie bereits erwähnt, vor den Mädchen sehr bevorzugt; der 16jährige Jüngling aber empfängt unter großer Feierlichkeit den Manneshut [3]) und wird als selbstständig erklärt. Wenn arme Eltern ihre eigenen Kinder verkaufen, so widerstreitet dies insofern nicht der Elternliebe, als die Verkauften nicht Sklaven, sondern dienende Mitglieder der sie so aufnehmenden Familie werden, auch mit deren Kindern gleichartige Erziehung haben [4]). Auch werden sehr viele Mädchen noch sehr jung an die buddhistischen Nonnenklöster verkauft, denen sie dann zeitlebens als Nonnen angehören. Ganz anders freilich steht es mit der ganz gegen den Geist der alten Sitten und Gesetze erst in späterer Zeit als Folge der Noth und Uebervölkerung entstandenen Sitte oder vielmehr Unsitte, die neugeborenen Kinder auszusetzen oder zu ermorden [5]), die nicht überall, aber in einigen Provinzen eine schauervolle Ausbreitung gewonnen hat.

---

[1]) cf. Ausland 1852, p. 784. [2]) cf. Rheinische Berichte 1859, p. 181. [3]) cf. Evang. Reichsbote 1859, p. 46. [4]) cf. Ausland 1846, p. 724. [5]) cf. Ebendas. u. p. 720; 1855, p. 1143. Basl. Miss.-Mag. 1816, III, p. 327; 1835, II, p. 190. 197; 1848, III, p. 31 f. 131 ff.; 1851, II, p. 251 f. Heidenbote 1848, p. 98. Calw. Missionsbl. 1844, p. 92; 1845, p. 21 f. Goßner Biene 1847, p. 29. Evangel. luth. Missionsbl. 1850, p. 29 f. Evang. Reichsbote 1855, p. 12 f.; 1859, p. 63 f.

Man hat zwar, Gott weiß aus welchem Grunde, die Nachrichten der Missionare über den weit verbreiteten Kindermord in China, die Wahrheit jener Berichte in Abrede stellend, mehrfach geleugnet; trotzdem ist es unzweifelhaft gewiß und durch genaue Nachforschungen wiederholt bestätigt, daß namentlich in der volkreichen Provinz Fo-kien jährlich der dritte Theil, und in einigen Kreisen sogar die Hälfte bis Dreiviertheile aller Neugeborenen getödtet wird, wenn auch in anderen Provinzen diese Morde seltener sind. Besonders neugeborene Mädchen verfallen diesem Schicksal, namentlich wenn einer Familie lauter Töchter und keine Söhne geboren werden, was für ein großes Unglück gilt. Denn Söhne sind zunächst die Stütze und der Trost der Eltern im Unglück und Alter. Ein Mann, dessen Söhne sich in guten Umständen befinden, hört nach seinem 50sten Jahre gewöhnlich auf für seinen Unterhalt selbst zu arbeiten, indem seine Söhne für sein bequemes Durchkommen sorgen. Töchter werden ferner im 16ten Jahre gewöhnlich in andere Familien verheirathet, die verheiratheten aber gelten nicht mehr für Glieder der Familie; sie nehmen den Namen ihres Gatten an, und werden daher von ihren Eltern bei Aufzählung ihrer Kinder oft ausgelassen und nur als entfernte Verwandte angesehen. Auch gewähren die Töchter keine Hoffnung, den Familiennamen des Vaters fortzupflanzen und die Begräbnißceremonien u. a. Opfer den Ahnen ihrer Vorfahren zu bringen. Um der allgemeinen Herabwürdigung und beziehungsweise Nutzlosigkeit des weiblichen Geschlechtes willen betrachtet man es endlich als der Erhaltungskosten nicht werth. Während der Schwangerschaft bringt man daher in Fo-kien viele Opfer und religiöse Spenden, um die Geburt eines Mädchens zu verhüten; auch gilt das Leben eines Weibes für so unglücklich, daß es besser sei, das neugeborene Mädchen zu tödten. Sie werden daher ausgesetzt, und auf den Begräbnißplätzen der Armen sieht man viele Gerippe ausgesetzter Kinder, oder in heißem Wasser getödtet, ertränkt, erstickt, erdrosselt oder vergraben. Ein Mann in der Gegend von Amoy erwiderte dem Miss. Abeel auf dessen Frage, ob der Kindermord auch in diesem Theile des Landes allgemein sei, verhältnißmäßig würden nur wenige Kinder weiblichen Geschlechts am Leben gelassen, und kaum gebe es hie und da eine Familie, die mehr als Eines am Leben erhalte; die einzige Ausnahme mache die Klasse der Gelehrten, die nicht blos alle ihre Kinder leben lassen, sondern auch ihre Nachbarn ermahnen, ihrem Beispiel zu folgen; aber ihr Rath werde von Niemandem beachtet. Er selbst gestand, von seinen eigenen Töchtern vier umgebracht und nur Eine am Leben gelassen zu haben, und schützte als Beweggrund seine Armuth vor. Ein anderer armer Mann sagte mit einer Miene aufrichtiger Einfalt: „Lehrer, ehe Du kamst, habe ich fünf meiner Kinder umgebracht. Jetzt würde ich es nicht mehr thun, denn Du hast mir gezeigt, daß es Sünde ist; aber ehe Du kamest, wußte ich das nicht; wer hätte mir's auch sagen sollen?“ Ein Mann in Amoy dagegen, der von acht Töchtern fünf getödtet hatte, äußerte gegen Miss. Smith, es machte ihm allemal zehn Tage lang Kummer, wenn er ein Kind umgebracht habe, und er sowohl als seine Frau weinten sehr und beklagten das Unglück, nur Mädchen und keinen Sohn zu haben. In Jamtsao traf Miss. Lechler

einen Mann, dem 12 Töchter geboren wurden und der 10 davon kaltblütig um's Leben gebracht hatte. Doch genug der Beispiele, die wir leicht um ein Beträchtliches vermehren könnten. „Es ist schwer", bemerkt derselbe Missionar, „auch nur eine überschlägige Zahl der weiblichen Kinder zu ermitteln, welche auf diese Weise ihr Leben verlieren; ich glaube, daß die wahre Anzahl derselben die Vermuthungen weit übersteigt, welche hie und da in Beschreibungen von China ausgesprochen sind. Doch ist auch zu bemerken, daß es Leute gibt, welche in der Absicht, gute Werke zu verrichten, solche arme ausgesetzte Geschöpfe aufsuchen und erziehen." Chinesische Gelehrte selbst sind gegen den unmenschlichen Brauch aufgetreten, wie z. B. der berühmte Mandarin Hang-Fung, dessen vor mehreren Jahrzehnten geschriebenes Büchlein, ursprünglich auf Kosten der Regierung herausgegeben und unentgeltlich verbreitet, später von dem gutgesinnten Theil der Bevölkerung auf eigene Kosten vertheilt wurde. Einer der beredtesten Schriftsteller gegen den Kindermord, Kwei Tschung Fu, geht freilich in seinen Anklagen kaum weiter, als daß es eine Schlechtigkeit sei, wenn diejenigen, welche die Mittel zur Erziehung ihrer Kinder besäßen, den Mädchen das Leben raubten. Einige seiner Argumente sind überdies sonderbar genug. „Den Töchtern das Leben nehmen", sagt er, „heißt der Harmonie des Himmels (in den gleichen Zahlen der Geschlechter) den Krieg erklären; jemehr Töchter ihr ertränkt, um so mehr Töchter werdet ihr haben, denn nie hörte man, daß das Ertränken der Töchter zur Geburt von Söhnen führte." Er empfiehlt, man solle die Kinder ihrem Schicksal „an der Wegseite" überlassen; es verdiene dies den Vorzug vor dem Ertränken, und man habe Beispiele, daß so ausgesetzte Kinder selbst von Tigern genährt und großgezogen worden seien. „Wo würden wir sein", ruft er aus, „wenn unsere Großmütter und Mütter in ihrer Kindheit ertränkt worden wären?" — Die Gesetze des himmlischen Reiches können hier nicht helfen, denn die Eltern haben ein unbedingtes Recht über ihre Kinder; die Strafgesetze kennen das Verbrechen des Kindermordes nicht, und die Regierung ermahnt nur von Zeit zu Zeit zur Schonung der Neugeborenen. Das Einzige, was der Staat gegen den Kindermord zu thun vermag, ist die Errichtung von Findelhäusern, die jetzt fast in allen großen Städten sich finden. Das von Ning-po z. B. hat gegen 40 Ammen, deren jede 2—4 Kinder säugt, in das zu Kanton werden jährlich an 5000 weibliche Kinder armer Eltern aufgenommen und zeitweilig erhalten, bis sie von reichen Leuten, welche sie zu ihrem Dienst erziehen, in's Haus genommen oder Säugammen außerhalb der Anstalt übergeben werden. In Pe-king aber fahren alle Morgen mehrere Karren durch die Straßen, um die ausgesetzten Kinder aufzunehmen, von denen die Jesuiten s. Z. nach einer Notiz des Pater Ripa nicht weniger als 3000 jährlich tauften.

Trotz alle dem ist der Vater seinen Kindern gegenüber im eigentlichsten Sinne der Vertreter des Himmels, und die Liebe der Kinder zu den Eltern ist die erste und heiligste, höher, als die Liebe zu den Gatten, höher selbst, als die Ehrfurcht vor dem Kaiser. Drei Pflichten hat jeder Sohn gegen seine Eltern: sie zu unterstützen, wenn sie arm sind, sie mit Demuth, Bescheidenheit und Sanftmuth zu warnen

und zu ermahnen, wenn sie irren oder Fehler haben, und ihnen Nachkommen zu erzeugen. Undank gegen Vater oder Mutter verfällt dem allgemeinen Abscheu, und wer seine Eltern durch Worte beschimpft, wird nach dem Gesetz erdrosselt. Sehr oft sieht man auch in den Gerichtsstuben junge Leute, die ein erzürnter Vater vor den Bezirksrichter zur Bestrafung bringt, denn auch die Ausübung der heiligsten und süßesten Pflicht haben die Gesetzgeber des himmlischen Reiches unter die Aufsicht der Polizei gestellt. Die Verehrung aber, womit das Staatsoberhaupt den Familienvater zu umgeben Sorge trägt, soll nach seinem Willen ihn auch in's Grab begleiten. Der Tod des Vaters oder der Mutter muß drei Jahre lang betrauert werden, wenn beide zugleich sterben, sechs Jahre, und ihre feierliche Bestattung ist heilige Kindespflicht. Kinder dagegen werden von den Eltern nur kurze Zeit betrauert, und nur wenn der einzige Sohn kinderlos stirbt, also das Geschlecht verlischt, trauert der Vater drei Jahre. Der Ritus der Leichenbegängnisse[1]) wurde durch das Tschu-li schon mehrere Jahrhunderte vor Kong-tse festgesetzt; der Buddhismus hat ihnen nur seine abergläubischen Gebräuche beigefügt. Sobald ein Chinese dem Tode nahe ist, legt man ihm ein Stück Geld in den Mund und beeilt sich, ihm Nase und Ohren zu verstopfen. Kaum hat er den Geist aufgegeben, so wird ein Loch in das Dach gebrochen, um den Seelen einen Ausgang zu gewähren, nämlich nur den 3 geistigen, die sich von der irdischen Hülle befreien, denn die 7 materiellen, die nach chinesischer Meinung der Mensch gleichfalls besitzt, kehren zur Erde zurück. Der älteste Sohn begibt sich nach der nächsten Quelle und schöpft Wasser daraus, das er um Gott weiß wie viele (verbrannte) Papierrollen irgend einem höllischen Dämon abkauft, ein heiliges Wasser, mit dem man allein Gesicht und Körper des Verschiedenen abwaschen darf. Die Bonzen sind indeß mit ihren Tam-tam's und Cymbeln herbeigeeilt. Sie verfassen und weihen das Täfelchen der Seele, von dem wir früher schon berichtet, daß eine der Seelen daselbst ihren Wohnsitz nimmt, während eine zweite der Geisterwelt angehören wird und die dritte, um das Dogma der Seelenwanderung mit den Vorschriften des Tschu-li in Einstimmung zu bringen, einen neuen Körper bewohnen muß. Oder auch eine der Seelen bleibt im Hause, die zweite geht in das Grab, die dritte bezieht die Ahnenhalle. Deßhalb werden denn zunächst Todtenopfer im Hause veranstaltet, aus lauter Nahrungsmitteln bestehend, wie sie von lebenden Menschen genossen werden; denn das Schreckliche des Todes soll den Hinterbliebenen dadurch gemildert werden, daß sie sich denken dürfen, der Geist ihres Vaters oder ihrer Mutter weile noch unter ihnen und habe Wohlgefallen an den vorgesetzten Opfergaben. Während dreimal 24 Stunden betäuben die Bonzen die Nachbarschaft mit ihrem Wehklagen und Getöse; inzwischen aber wird mit großer Sorgfalt eine für das Grab glückliche Stelle aufgesucht. Man miethet dazu Geomanten, welche mit Hülfe des Kompasses und durch Vergleichung der Umgebung die glückliche Stelle auffinden wollen, wofür sie sich sehr theuer bezahlen lassen. Die Lage

---

[1]) cf. Ausland 1852, p. 784. Basl. Miss.-Mag. 1853. III, p. 109. 111; 1859, p. 177 f. Heidenbote 1856, p. 86. Ev. Reichsbote 1859, p. 56 f. 61 f.

an der Seite eines Hügels ist von großer Wichtigkeit, besonders wenn noch die Aussicht auf eine Bucht oder einen See dazu kommt. Am meisten gesucht aber ist eine Stelle, an welcher ein schlängelnder Bach vorbeifließt, der am Fuße des Hügels, wo das Grab hinkommen soll, eine Biegung macht. Das Grab selbst wird nur 3—4 Fuß tief gemacht, dann aber mit Kalk zugemauert. Auch die Lage, in welcher der Leichnam niedergesenkt werden soll, ist von großer Wichtigkeit und wird gleichfalls durch den Geomanten bestimmt, der den Angehörigen des Verstorbenen dann verspricht, daß ihnen Reichthum und Ehre zufallen werde. Am Abend nun, ehe die Leiche aus dem Hause geschafft und zu Grabe getragen wird, finden im Trauerhause noch besondere Feierlichkeiten statt, die von den Bonzen (Priestern) vollzogen werden. Diese müssen nämlich Gebete, an Buddha gerichtet, verlesen, um der Seele den Eingang in den Himmel zu verschaffen. Ehe sie jedoch bis zum Ort der Glückseligkeit gelangt, muß dieselbe nach dem Glauben der Chinesen erst acht Thore passiren, was die Priester durch eine sinnbildliche Handlung darzustellen suchen. Zu dem Ende haben sie einen achteckigen, mit Papier überzogenen, inwendig hohlen Cylinder. Jede Seite desselben stellt eines jener acht Thore vor, und so oft nun der Priester die himmelwärts wandernde Seele in Folge der hergeplapperten Gebete eines der Thore durchschreiten läßt, schlägt er eine Seite des papiernen Achtecks ein. In der Regel dauern diese Gebete die ganze Nacht hindurch, bis alle Seiten des Cylinders eingeschlagen sind, und doch sind die armen Leute selbst dann nicht ganz ruhig darüber, ob die Seele auch wirklich in den seligen Zustand eingegangen sei; denn nun erst sorgt man dafür, daß sie auch jenseits noch mit allen möglichen irdischen Lebensbedürfnissen versehen werde. Eine Masse Goldpapier wird verbrannt, in dem Glauben, daß es in der andern Welt sich in klingende Münze verwandle; mehrere Anzüge von Kleidern, Haus- und Küchengeräthe, Tragsessel, Wagen und Pferde, Boote, Sklaven, ja ganze Häuser — natürlich Alles von Papier — werden verbrannt in der gewissen Hoffnung, daß es dort in lauter kostbare Realitäten sich verwandeln und dem Verstorbenen zu Gute kommen werde. Damit aber auch Alles an den rechten Mann komme, wird eine Schrift mit einem genauen Verzeichniß der verbrannten Gegenstände aufgesetzt, an den Verstorbenen adressirt, von den Priestern im Beisein von Zeugen unterschrieben und untersiegelt, und nachdem auch dies Papier den Flammen übergeben worden, zweifelt Niemand mehr daran, daß nun Alles richtig an Ort und Stelle gelange. Welch ein Trost aber für die Hinterbliebenen, auf diese Weise auch noch für ihre theuren Todten sorgen zu können! Endlich ist der Tag der Leichenfeier gekommen; mit seinen Feierkleidern angethan wird der Todte in den Sarg gelegt. Dem Leichenzuge geht ein Buddhapriester voran, Gebete hersagend und den Weg mit Papierrollen bestreuend, um die bösen Geister zu beschwichtigen. Vier Männer tragen auf einer Bahre die Grabschrift des Verstorbenen, dann kömmt die Leiche, und hinter derselben ein anderer Bonze, mit einer rothen Schärpe umgürtet. Im Augenblick, wenn der Sarg in die Grube niedergelegt wird, begrüßen ihn Böllerschüsse und Raketen mit einem letzten Lebewohl, dann wird das Täfelchen der Seele in das Trauerhaus

zurückgetragen, und die Familie zählt einen Ahnen mehr. Hie und da werden die Gräber auch mit Blumen geschmückt, Besuche bei den Gräbern aber und Opfer sind überall üblich, weil man meint, daß der Todte noch wache auf seinem Hügel und eine Vernachlässigung seiner Bedienung durch Unglück in der Familie rächen werde. Ja, die Opfer werden zu bestimmten Zeiten bei den Gräbern wiederholt, wobei diese selbst immer auf's neue hergerichtet werden, und an solchen Tagen kann man ganze Schaaren von Menschen zu dem Begräbnißplatz[1]) wallfahrten und auf den Gräbern ihre Opfer bringen sehen.

Während der dreijährigen Trauerzeit um die gestorbenen Eltern enthalten sich die Chinesen — wenigstens sollen sie es — aller weltlichen Freude, nehmen an keiner Hochzeit und keinem andern frohen Feste Theil, tragen weiße, hanfene Kleider, eine weiße Kopfbinde oder einen weißen Hut, Strohschuhe, schmücken das Haar nicht, gehen auf einen Stab gestützt einher, und genießen geringe Nahrung; höhere Staatsbeamte ziehen sich bei der Trauer ein Jahr lang von ihrem Amte zurück, und ein trauernder Kaiser hält sich lange und viel in seinem Palaste verborgen. Jetzt trauert man in jedem der drei Trauerjahre nur 8 Monate; während der Trauer aber wird vor die Gedenktafel der Verstorbenen täglich eine Schale mit Reis gesetzt. Auch nach der Trauerzeit werden jährliche Todtenfeiern dem Verstorbenen veranstaltet und Opferspeisen auf sein Grab gestellt als Uebung der heiligsten Kindespflicht und der vollendete Ausdruck derselben ist eben die eigentliche Herzensreligion der Chinesen, die Ahnenverehrung. „Die Ahnenhalle ist das Erste beim Bau eines Palastes; die Gefäße für die Leichenfeiern sind die ersten, die man kauft, und so arm ein Mensch auch sei, so wird er dieselben doch nie verkaufen." Lassen wir jedoch auch hier uns durch den äußern Schein nicht täuschen. Während 27 Mondumläufen legen zwar die Kinder der Verstorbenen ihre Trauerkleider nicht ab, aber am Tage der Leichenfeier sieht man sie unbekümmert sich zu Tische setzen, wo der Gebrauch alle Freunde, die der Einladung einer Familie in Thränen gefolgt sind, um die verschiedenen Gerichte, deren Geruch die Seele des Todten gekostet hat, versammelt. Der offizielle Schmerz unterbricht ihre Wehklagen um dem Leichenmahl anzuwohnen; die Feier ist vollbracht und die Trauer verstummt. Die Chinesen sind eben nur unvollkommen mit den Eigenschaften des Gemüths begabt, und die meisten ihrer socialen Tugenden sind nur eigensüchtige Bande.

Das gesellschaftliche Leben unter den Chinesen hat auf den ersten Anblick allerdings eine gar schöne und ansprechende Seite in dem patriarchalischen Anschein, in der Ehrerbietung, die dem Alter durchgehends gezollt wird[2]) und in dem Familienbewußtsein, welches unter der Volksmasse sehr lebendig ist. Alles ist hier Bruder und Schwester, Onkel und Tante, Schwager und Schwägerin, und der Höflichkeits- und Artigkeitsausdrücke im Umgang ist gar kein Ende. Wo man hinkommt, wird man mit Thee und Tabak bewirthet, ja sogar die Reisschale wird einem oft

[1]) cf. Calw. Missionsbl. f. K. 1844, p. 79 f.
[2]) cf. Basl.-Miss.-Mag. 1853, III, p. 112 f.; 1848, III. p. 127 f.

mit freundlicher Einladung zur Disposition gestellt. Ueberhaupt gibt es wohl kein Volk auf Erden, das so höflich wäre, oder richtiger, das im geselligen Verkehr so viel Umstände machte und so viel Formen beobachtete, als das chinesische. In China ist das Ceremoniell[1]) eines der Hauptelemente des gesellschaftlichen Verkehrs; es ist eine Art strenger, bis in's Kleinliche gehender Etikette, deren Wirkung unablässig ist, im Vergleich zu welcher die Etikette des ehemaligen spanischen Hofes nur eine schamlose wäre; das Ceremoniell greift überall ein, es regelt Alles; die familiären, freundschaftlichen Verhältnisse, die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, die Beziehungen der Würdenträger des Staates unter sich wie zu ihren Untergebenen, die Besuche, die Einladungen ꝛc. Dies tritt schon in den verschiedenen Arten des gegenseitigen Grußes hervor, namentlich aber bei der Abstattung von Besuchen, in denen ein Hauptpunkt der chinesischen Höflichkeit besteht. Jedes anständige Haus hat eine eigene Halle zur Aufnahme von Besuchern. Leute von militärischem Rang nun statten ihre Besuche zu Pferde ab, andere in einem Tragsessel; vorweg aber läuft stets der Diener, um die Ankunft seiner Herrschaft durch Abgabe einer Karte zu melden. Diese Karte, „Tye-tse," ist von geröthetem, bei Trauerbesuchen von weißem Papier, und — je nach dem Range des Besuchers — vier-, sechs-, acht- und noch mehrfach zusammengelegt. Oben in der rechten Ecke steht der einfache Name, oder folgende Aufschrift in der untern Ecke: „Ihr einfältiger jüngerer Bruder (d. h. Ihr ergebenster Diener) neigt sein Haupt zum Gruße." Sind Gast und Wirth von gleichem Range, so legt jeder mit leichter Verneigung die Hand auf die Brust und spricht „Tsing-tsching," was ein höflicher Ausruf ist ohne bestimmte Bedeutung. Sind sie ungleichen Ranges, so nähert sich jeder so weit, und beugt sich gerade so oft, als es das Ceremoniell verlangt, bis der Gast zur Linken des Wirthes zu sitzen kommt. Dann fängt eine Reihe von Komplimenten an, etwa damit beginnend, daß der Gast spricht: „Es ist lange her, daß wir uns gesehen haben," und der Wirth erwidert: „Wie hätte ich mir einbilden dürfen, die Beschwerde Ihrer geehrten Schritte zu empfangen?" Hat der Wirth Söhne, und sind diese daheim, so werden sie gewöhnlich vorgestellt, wobei sie niederknieen und den Boden mit dem Kopfe berühren. Der Gast hebt sie auf, und sie bleiben dann in ehrerbietiger Ferne stehen. Beschäftigt sich Einer derselben mit Büchern, so sagt etwa der Gast: „Er wird den Wohlgeruch der Bücher fortführen," d. h. den gelehrten Ruf der Familie erhalten, worauf der Vater bescheiden entgegnet: „Der Ertrag der Hügel und Felder ist dünn," d. h. sehr viel läßt sich nicht von ihm erwarten. So die gemeine Höflichkeit der Chinesen. Was wollen wir uns wundern, daß sie so gar eitel und unwahr ist! Steckt doch auch die Höflichkeit, wie sie innerhalb der christlichen Welt im Schwange geht, voll mannigfacher Heuchelei. Die Chinesen aber sind Heiden, welche die Wahrheit in Christo noch nicht frei gemacht hat, und wenn es von irgend einem heidnischen Volke in besonderem Sinne heißen kann: Wie habt ihr das „Eitle" so lieb und die „Lügen" so gerne! so gilt das gewiß

[1]) cf. Ausland 1855, p. 87. Ev.-luth. Missionsbl. 1858, p. 287 f.

von den Chinesen, deren ganzer Gottesdienst sogar im Grunde nur eine ceremonielle Lüge ist [1]).

Dieß thut jedoch ihrem geselligen Leben keinen Eintrag, welchem es ebensowenig an allerlei Lustbarkeiten und Vergnügungen mangelt, als anderwärts. Gibt es in China auch keine Promenaden, Bälle u. s. w., so haben Kinder und Erwachsene doch auch ihre Spiele und Unterhaltungen [2]). Dergleichen sind der Federball mit dem nackten Fuße geworfen, so wie ein Fingerspiel, „Tsui-mai," der Mora der Italiener, dem micare digitis der Römer ähnlich; auch das Schlittschuhlaufen, von den Russen gelernt, ist ihnen nicht unbekannt. Sie haben Hahnen-, Wachtel- und Grillenkämpfe, wie auf den Philippinen, und während die Kinder — bisweilen auch die Erwachsenen — Drachen fliegen und Brummkreisel laufen lassen, hölzerne Pferde reiten, sich am Knöchel- und Kugelspiel u. a. ergötzen, spielen die Erwachsenen Schach und verschiedene Karten- und Glücksspiele sehr stark und leidenschaftlich [3]). Kinder und Erwachsene erfreuen sich am Marionetten- oder Puppentheater, Schattenspielen an der Wand und Feuerwerken. Auch Schauspiele [4]) werden in China gern gesehen und, da nur Pe-king und einige andere große Städte eine stehende Bühne haben, meist von herumziehenden Gesellschaften, deren Mitglieder allerdings in sehr geringer Achtung stehen und selbst von den Prüfungen ausgeschlossen sind, auf Straßen und öffentlichen Plätzen oder auch in reichen Privathäusern aufgeführt. Die Stücke sind gewöhnlich aus der chinesischen Geschichte genommen und werden fast gänzlich wie Recitative abgesungen; an Regelmäßigkeit, Einheit des Ortes und der Zeit, dramatische Entwickelung u. s. f. ist dabei nicht zu denken; Geister, Thiere, gräßliche Scenen von körperlichen Strafen u. s. w. dürfen aber selten fehlen. Die weiblichen Rollen werden von Kastraten gespielt. Man führt auch Pantomimen auf; die Taschenspieler machen sehr überraschende Künste, und die Produktionen der Gaukler, Seiltänzer und Luftspringer sollen die selbst der geschicktesten Europäer übertreffen. Bisweilen hört die Menge auch einem Romanleser zu, der auf der Straße aus einem geschriebenen Buche liest und den Inhalt erklärt. Zu Schmausereien und Gelagen, bei denen man indeß höchst selten, fast nie, einen Trunkenen sieht, wie denn die Chinesen das nüchternste Volk von der Welt sind, und bei welchen oft großer Luxus entfaltet wird, geben die verschiedenen Feste, Familienereignisse und andere Vorkommnisse hinreichend Gelegenheit. An allerlei Ceremonien fehlt es auch bei diesen Gastmählern nicht, aber unsere Munterkeit und Geselligkeit vermißt man dabei. Mehr als zwei bis vier sitzen nie an einem Tische; die Tische selbst werden so in zwei Reihen geordnet, daß in der Mitte ein Raum für die Schauspieler bleibt. Viel Gesellschaft findet man auch in den Theebuden und Opiumwirthshäusern. In diesen Theebuden [5]) die viel Aehnlichkeit mit den Branntweinläden in England und etwa de

[1]) cf. Basl. Heidenb. 1848, p. 93. [2]) cf. Ausland 1855, p. 1043 f. [3]) cf. Ebendas. 1847, p. 753. Calw. Missionsbl. 1847, p. 66. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 128. [4]) cf. Ebendas. p. 33 f.; 1833, II, p. 164 f. Ausland 1852, p. 484. 487 f.; 1854, p. 1092 f.; 1857, p. 1023 f. [5]) cf. Calw. Missionsbl. 1852, p. 97.

Bierstuben bei uns haben, nur daß die schauerlichen Auftritte der Trunkenheit, wie in England, nicht darin vorkommen, verkehren meistens Handwerksleute. In jeder derselben sind gegen 20—30 kleine Tische aufgestellt, und Sitze darum her, so daß an jedem Tische 5—6 Personen sitzen können. Hier findet man denn Morgens, Mittags und Abends eine Anzahl Personen, die Thee trinken ohne Ende, und ebenso unaufhörlich ihre Pfeifen dazu rauchen. Glücklicherweise sind alle Thüren und Fenster offen, daß der Rauch hinauskann, und fast möchte man sagen, damit auch ihre Zungen eine unbeschränkte Freiheit haben mögen, denn diese scheinen ungeachtet des Trinkens und Rauchens ununterbrochen beschäftigt zu sein. Weit verderblicher indeß ist den Chinesen der trotz aller Verbote der Regierung immer weiter um sich greifende Genuß des Opiums [1]), das hier meist geraucht wird. Zu dem Ende kocht man zuerst etwa 100—150 Betelblätter, mischt dazu 3 oder 4 Quentchen Opium rührt alles wohl durch einander und läßt es endlich trocken werden. Dann formt man aus dieser Masse kleine Kügelchen, deren man zwei oder drei in einen kleinen Pfeifenkopf legt und dann anzündet. Nach 4 oder 5 Zügen liegt der Raucher berauscht da, und überläßt sich seinen Träumen. Die nach der durch den Genuß verursachten Aufregung aber folgende Erschlaffung und endliche Zerrüttung des Leibes und Geistes ist furchtbar und verlangt immer neue Aufregung, so daß es einem Opiumraucher fast unmöglich ist, diese Leib und Seele verderbende Gewohnheit wieder aufzugeben, obschon man einzelne Beispiele von Heilung eines solchen [2]) hat. Leider gibt es nun in China auch viele s. g. „Hallen für Opiumraucher" oder Opiumwirthshäuser [3]). In denselben befinden sich rings an den Wänden herum Ruhepolster, neben denen Pfeifen, Lampen und anderes Zubehör zum Rauchen stehen. In einer Ecke des Hauptzimmers steht der Wirth mit einer zarten, feinen Wage, und wiegt die kostbare, dunkle, halbflüssige Opiummasse den eintretenden Gästen dar. Dann legen sich diese behaglich auf die Ruhepolster, bringen die erbsengroße Opiummasse in die Pfeife, zünden es an, und nach wenigen Zügen liegen sie berauscht da. Manchmal treten wohl auch ärmere Leute ein, die vielleicht durch den verderblichen Genuß dieses Giftes ihre Habe eingebüßt haben und nun nichts mehr besitzen, um sich den Genuß ferner zu verschaffen; sie kommen, um wenigstens den Geruch davon einzuathmen und ihre Augen an dem zu weiden, was ihnen die steigende Armuth versagt und entzogen hat.

Miss. Smith beschreibt ein solches Opiumwirthshaus in Amoy folgendermaßen: „Als wir in das Hauptzimmer traten, sammelte sich bald um uns eine kleine Gesellschaft von Rauchern, die zu dem Zwecke, sich an dem kostspieligen Rauche gütlich zu thun, hieher gekommen waren. Es war eine bejammernswürdige Gruppe mit bleifarbenen, eingefallenen Wangen, glanzlosen, gläsernen Augen, mit blödsinnigem, starrem Blick. Da war ein Jüngling, welcher, kaum dem Knabenalter entwachsen, vor Kurzem das Rauchen erst begonnen hatte und sichtbar einem frühen Greisenalter entgegeneilte; dort ein Mann in mittleren Jahren, welcher, ein halbes Leben lang das Opfer

[1]) cf. Ausland 1847, p. 128; 1846, p. 497. 716. Calw. Missionsbl. 1844, p. 71. Missionsfreund 1847, p. 33. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 107. 150; 1857, p. 222 f.
[2]) cf. Calw. Beleuchtungen 1850, p. 20.
[3]) cf. Basl. Heidenb. 1850, p. 53. Calw. Monatsbl. 1853, p. 118.

dieser verderblichen Leidenschaft, seinen ausgemergelten Leib in ein frühes Grab zu tragen im Begriff war. Hier stand ein älterer Mann, dessen eiserne Kraft die langsamen aber sicheren Schritte der Auszehrung besser abgewendet hatte, dessen aufgedunsene Wange aber und starrer Blick von dem in seinem Inneren wüthenden Verderben zeugte. Alle gaben ihre Uebel und Leiden zu, und legten sogar den Wunsch an den Tag, davon befreit zu werden; Alle beklagten sich über den Mangel an Appetit, über das Schwinden ihrer Kraft, über ihre zunehmende Schwäche, aber gestanden auch die Unmöglichkeit, ihre Gewohnheit zu überwinden; Alle stimmten ein, daß die berauschenden Wirkungen des Opiums schlimmer wären, als die der Trunksucht, und daß der darauf folgende Schwindel und das Erbrechen sie zu jeder Anstrengung unfähig mache." — Und solcher Opiumhäuser sollen in der einen Stadt Amoy nahe an tausend sich befinden!

Unter diesen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, daß **die gesellschaftlichen Zustände** im himmlischen Reiche auch gar dunkle, abschreckende Seiten haben, und trotz der väterlichen Fürsorge des Himmelssohnes für seine Unterthanen an gar mannigfachen und schweren Gebrechen leiden. Und da ist es denn zunächst und vorzugsweise der Fluch der Armuth, der gar schwer auf dem chinesischen Volke lastet. In einem so dicht bevölkerten Lande wie China findet man natürlich auch eine große Menge Arme und Bettler[1]. Die bei weitem bedeutendste Anzahl derselben besteht aus solchen, die ehemals reiche oder vermögende Leute waren, dann aber durch allerlei Unglücksfälle ihre Habe einbüßten und bei der Obrigkeit um die Erlaubniß zum Betteln nachsuchen mußten, obschon solche Leute nur dann erst zum Bettelstabe greifen müssen, wenn ihre ganze Sippschaft ebenfalls verarmt ist, da nach chinesischem Brauch die vermöglichen Glieder der Familie für den Unterhalt ihrer armen oder herabgekommenen Verwandten Sorge tragen. Die übrigen, welche das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen, sind solche, welche durch körperliche Gebrechen arbeitsunfähig geworden, und zerfallen in die zwei großen Klassen der reinen und der unreinen. Zu jenen gehören die Blinden, Lahmen und Taubstummen, zu diesen namentlich die Aussätzigen. Die Zahl der blinden Bettler in China ist erstaunlich groß. Einige von ihnen können musikalische Instrumente spielen und Mährchen erzählen, wodurch sie sich ihren Unterhalt verschaffen, indem sie so lange Lärm machen, bis man ihnen etwas gibt; der bei weitem größte Theil aber zieht als gemeine Bettler umher, oft zu Zehnen und Zwölfen von einem Führer geleitet. Nicht selten halten sich zwei oder drei ohne einen solchen zusammen und machen durch Herumtasten mit langen Stöcken den Weg ausfindig. In allen Gassen und auf den Landstraßen sitzen Blinde und Lahme in großer Anzahl, und suchen das Erbarmen der Mitleidigen rege zu machen. Am schrecklichsten ist die Lage der vom Aussatz Befallenen, da die Aussätzigen für immer aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind und sogar von ihren Verwandten gemieden werden, selbst wenn sie ihre Gesundheit wieder erlangen. Am zahlreichsten sieht man sie in der Nähe des europäischen Quartiers zu Kanton, und eine einzige kalte Winternacht richtet oft unter diesen unglücklichen Wesen schreckliche Verheerungen an. Alle öffentlichen Anstalten, deren wir oben bereits Erwähnung gethan, sind nicht ausreichend, dieser Noth abzuhelfen, und der Privat-

---

[1]) cf. Calw. Monatsbl. 1854, p. 115 f.

wohlthätigkeit bleibt immer noch ein weites Feld offen. So wird z. B. in Amoy eine jährliche Abgabe für die Bettler erhoben, deren Einsammler „der König der Bettler“ heißt. Dieser, in aller Form aus der Zahl der Bettler gewählt, begibt sich beim Beginne jedes Jahres zu den einzelnen Hausbesitzern und schreibt auf, wie viel ein Jeder sich zu geben erbietet, um von ihrem lästigen Besuche frei zu bleiben. Dafür ertheilt er ein mit einigen Worten beschriebenes rothes Stück Papier, welches als Zeichen der Freiheit an der Thürpfoste befestigt wird. Der „König“ verwendet dann, nachdem er den Mandarinen seinen Antheil abbezahlt, eine bestimmte Summe zum Unterhalt der Bettlerzunft; den Rest macht er sich selbst zu nutze und wird dadurch oft ein reicher Mann. Vielfach aber werden die Bettler auch mitleidslos ihrem Schicksal überlassen. So sah Missionar Smith auf dem s. g. Bettlerplatz in Kanton eine Anzahl abgezehrter, blasser Gestalten, die zum Theil mit Matten bedeckt waren und mehr oder weniger dem Tode nahe schienen. Eine Menge elender Bettler werden, von Krankheit befallen, von ihren Verwandten hierher gebracht und ihrem Elend überlassen. Er zählte 4 oder 5 ganz nahe, die allem Anschein nach todt waren. Wenige Schritte davon verrichteten eine Gruppe lärmender Spieler ihr schnödes Geschäft. So ist das Heidenthum! Im Angesichte der Buddhisten-Altäre, ganz in der Nähe einer Reihe von Tempeln, die ihren Göttern geweiht sind, erblickt man das Schauspiel des Todes und der Sterbenden, die in's Grab sinken, weil Niemand ihnen helfen will und Viele blos durch Verlassenheit und Hunger sterben! — Die Leichname werden von Zeit zu Zeit durch die Behörden weggeschafft und auf Kosten der Obrigkeit begraben.

Diebe gibt es in China gleichfalls genug, und sie wissen ihre Sache schlau genug anzufangen; doch sind sie manchmal so edelmüthig, das zurückzugeben, was für sie keinen Werth hat [1]), auch kann man in vielen Fällen gegen eine Summe Geldes durch Vermittlung des Stadtwächters das gestohlene Gut ganz oder wenigstens theilweise wiederbekommen. Die ganze Sache wird nämlich so betrieben: Eine Gegend sucht zum Nachtwächter einen Mann, der mit den Dieben gut bekannt ist, um sich vor diesen zu schützen; denn wenn man bei den Behörden Hülfe sucht, wird man nur noch schlimmer von diesen geplündert. Wenn nun Diebe in die Gegend kommen, — etwa 6—8 Mann hoch, die unter sich eidgeschworen sind, — so melden sie sich zuerst beim Nachtwächter und befragen sich über den Ort, die Bewohner 2c. Der Wächter, der von der Ortschaft jährliche Besoldung hat, macht nun die Einwohner aufmerksam, es seien Diebe in die Gegend gekommen, man solle sehr wachsam sein. Indessen kommt einmal eine finstere Nacht mit Regen, wo ein leises Geräusch nicht vernommen wird. Jetzt ziehen die Diebe aus und bohren ein Loch durch die Mauer eines Hauses, wo sie gute Beute vermuthen. Ist das Loch groß genug, so steckt man zuerst einen von Holz gemachten Kopf durch die Oeffnung, und wartet, ob vielleicht da drinnen Jemand wach ist, und den Kopf abhauen will. Wenn aber Alles still ist, so zieht Einer seine Kleider ganz aus, bindet sich den langen Zopf dicht um den

---

[1]) cf. Ausland 1858, p. 91 f. Basl. Heidenb. 1848, p. 94.

Kopf, damit ihn Niemand greifen kann, nimmt ein angezündetes, dunkelglühendes Holzstäbchen in die Hand und kriecht hinein. In die Oeffnung legt er zwei gute Steine zur Vertheidigung, und nun geht er an's Werk. Zuerst sperrt er durch Bänke ꝛc. die Eingänge von andern Zimmern, wo Leute schlafen, und indem er das Stäbchen in der Luft hin und her schwingt, kann er die verschiedenen Gegenstände untersuchen, und wenn sie von irgend einem Werth sind, so passiren sie durch die Oeffnung. Wird er nun im Hause gehört und die Leute wollen herbeieilen, so hindern die mit Bänken verrammelten Thüren wenigstens so viel, daß er entfliehen kann; wenn aber nicht, so wirft er die bereitgehaltenen Steine nach ihnen, und bis man sich gefaßt hat, ist er fort; sucht man ihn aber doch plötzlich zu greifen, so hat er immer ein scharfes Messer bei sich, und man thut am besten, ihm nicht nahe zu kommen, sondern die Diebe nur wegzujagen und das nächste Mal sich besser zu hüten. Ist nun der Diebstahl glücklich vollbracht, so gibt der Bestohlene eine Liste dessen, was ihm abhanden gekommen, dem Nachtwächter, und läßt den Dieb durch ihn fragen, um wie viel Geld die Sachen wieder eingelöst werden können. Sind sie 10 Thaler werth, so fordern jene gewöhnlich 6—8; ist man damit zufrieden und gibt das Geld dem Wächter, so hat man nach wenigen Tagen die Sachen wieder; nur bekommt der Wächter, als Mittler, eine kleine Summe von beiden Parthieen, und die Diebe ziehen fort. Wenn die Diebe sehr Vieles nehmen würden, so kann man wohl auch dieselben durch den Wächter, oder den Wächter selbst greifen lassen und die Sache bei den Mandarinen in der nächsten großen Stadt anzeigen, aber damit sind immer große Unkosten verbunden, und deßhalb zieht man vor, auf diese halb komische halb tragische Weise mit den Dieben umzugehen.

Geldgier, Lüge und Betrug gehen überhaupt im gesellschaftlichen Leben der Chinesen im Schwange; darum kommen auch fast täglich Räubereien[1]) und Mordthaten unter ihnen vor. Banden von 10—30 Räubern verüben in manchen Gegenden ganz offen ihre Plünderungen, dringen mit Gewalt in die Häuser, überfallen, berauben und morden die Reisenden auf den Straßen und in den Flußbooten, und in Hong-kong z. B. ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß einem in der Stadt auf offner Straße um die Mittagszeit die Uhr mit Gewalt genommen wird. Zwei Chinesen folgen dem Fremden nach, bis sie merken, daß kein Polizeidiener in der Nähe ist, dann faßt der Eine ihn hinten an beiden Armen und zieht ihn plötzlich rückwärts auf den Boden, während der Andere Uhr und Kette vom Hals reißt, und ehe jener sich nur fassen und wieder aufstehen kann, sind die Räuber schon weit entfernt. Chinesen dürfen sich nicht darein mischen, denn sie fürchten die Rache der Bösewichter, und wollen nichts riskiren, wo sie nichts zu gewinnen haben. Während so auf dem Lande Diebe und Räuber ungescheut ihr Wesen treiben, werden auch die Meeresküsten durch verwegene Seeräuber nicht wenig beunruhigt. Einmal hatten sie sogar eine Flotte von

[1]) cf. Ebendas. 1850, p. 14. Calw. Missionsbl. 1852, p. 101; 1853, p. 11. Monatsbl. 1854, p. 117.

80,000 Mann, so daß die Regierung unterlag, und die Mandarinen in ihrer gewöhnlichen Weise den Frieden mit Geld erkaufen mußten. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß der Anführer der Seeräuber zum Mandarinen erhoben und als Statthalter über eine Provinz gesetzt wird; einer wurde sogar zum Admiral der kaiserlichen Flotte ernannt. Diese Seeräuber sind nicht blos der Schrecken der Küstenbewohner, sondern auch vieler inländischen Städte, die an großen Strömen liegen; nicht selten werden ihre unglücklichen Bewohner überfallen und umgebracht, oder genöthigt, ihr Leben durch Bezahlung eines schweren Lösegeldes zu erkaufen.

Häufig kommt bei den Chinesen auch der **Selbstmord**[1]) vor, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht. Viele thun es aber nicht aus Lebensüberdruß, sondern nur in der Absicht, Andere, durch die sie sich beleidigt fühlen, in Verlegenheit zu bringen. Eine junge Frau z. B., die von ihrem Mann sehr spröde behandelt worden war, nahm Gift, damit er als Ursächer ihres Selbstmords angeklagt und in's Gefängniß geworfen werden möchte. Ein Schneider, dem ein Beamter eine unrechtmäßige Schuldforderung nicht bezahlen wollte, erhängte sich vor dessen Thür, wurde jedoch noch zur rechten Zeit abgeschnitten, und gestand dann, er habe beabsichtigt, den Beamten durch seinen Tod zu ruiniren. Im J. 1848 hatten die Selbstmorde in Kanton so überhandgenommen, daß der Oberrichter Tschau folgenden **Befehl dagegen** erließ:

„Ihr Kantoner seid streitlustig und voreilig, und viele Leute nehmen sich das Leben um sehr geringer Ursachen willen. In einem Anfall von Jähzorn erhängen sie sich entweder an einem Balken, oder springen in Teiche und Brunnen, oder schneiden sich den Hals ab. Sie thun es, um ihr Müthchen am Gegner zu kühlen, denn durch ihren Tod denken sie ihn mit Leib und Gut zu Grunde zu richten. Das Gesetz gebietet, daß derjenige, welcher durch Drohungen und Bedrückungen den Tod eines Andern verursacht, hundert Prügel bekommen und zehn Unzen Silber zur Bestreitung der Begräbnißkosten bezahlen soll. Allein zuerst muß es durch gerichtliche Untersuchung ausgemacht werden, daß der Verstorbene wirklich aus Angst sein Leben verloren hat. Ist der Charakter des Beschuldigten gut, so kann auch ein Nachlaß der Strafe stattfinden. Bedenket einmal, welch herben Schmerz ihr durch das Begehen des Selbstmordes erleiden müsset, und das einzig und allein, um Andern einige Schläge zukommen zu lassen. Ich, der Richter, bin mit meinen Strafen sehr karg, und hüte mich, schwere Bestrafungen aufzulegen. Sobald die Sache durch das gerichtliche Verfahren beendigt ist, so bringe ich nicht das Gut des Betheiligten ins Verderben. Ich kann daher nur mit tiefer Trauer wahrnehmen, daß ihr euer Leben so leicht wie eine Feder achtet, und befehle hiermit euch Soldaten und Unterthanen, einander zu ermahnen und von solchen thörichten Schritten zurückzuhalten. Lasset euch nicht durch augenblicklichen Zorn verleiten, den Schmerzenstrank im Hades zu trinken. Ich habe ein väterliches Herz, und bitte euch, nicht voreilig über den Strom zu setzen. Gehorchet Diesem!" —

Aus dem allen können wir schon einen ungefähren Schluß auf die sittlichen Zustände des Reiches der Mitte im Allgemeinen machen. **Die chinesische Sittlichkeit**[2]) ist ihrer Idee nach allerdings anerkennenswerth und über das gewöhnliche Heidenthum hervorragend, wenn man eben blos die moralischen Schriften ihrer Weisen und Gelehrten liest und nach deren Forderungen das sittliche Leben des Volkes beurtheilt,

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1849, p. 36. Monatsbl. 1854, p. 118.
[2]) cf. Wuttke a. a. O. II, p. 121 ff.

obschon auch hier nicht sowohl eine christliche Sittlichkeit, sondern nur das, was unsere Kirche „bürgerliche Gerechtigkeit" nennt, gesucht werden darf. Zufolge der ganzen religiösen Weltanschauung der Chinesen kann ihre Sittlichkeit überhaupt keinen großartigen, idealen Charakter haben, sondern mehr den der stillen Ruhe. Weder in seinem eigenen Herzen noch draußen in der Welt hat der Chinese einen mächtigen Feind zu bekämpfen, sondern sich nur bescheiden und demüthig in die ihm angewiesene Stellung zu fügen und in derselben fleißig zu wirken. Das Volksleben ist ein großes Uhrwerk, wo Alles unabänderlich geordnet ist, und wo kein Rad stillstehen, aber auch nicht aus seiner Stelle weichen darf. Die chinesische Sittlichkeit hat nicht ein hohes, ideales Ziel, denn alles Vollkommene ist schon in der Wirklichkeit; sie predigt immerfort nur Ruhe und Ordnung und stilles Verhalten, Alles was darüber ist, ist vom Uebel; die Tugend fordert nicht das Herzblut, sondern nur den Schweiß des Angesichts: erwerbende Arbeitsamkeit, Gehorsam, Familienliebe, dies sind die höchsten chinesischen Tugenden. Auch allgemeine Menschenliebe, Treue und Wahrhaftigkeit werden dringend empfohlen; unerschütterliche Seelenruhe in allen Anfechtungen gilt als Hauptbedingung sittlicher Weisheit. Vor allem ist Maaßhalten in allen Dingen eine in den heiligen Schriften besonders hervorgehobene Pflicht, denn „alle Tugend liegt in der Mitte; in der Mitte ist die Weisheit, und die Mitte halten heißt das Gesetz befolgen." So ist China auch in sittlicher Hinsicht recht eigentlich das Reich der Mitte. „Nüchtern, kühl und verständig, allem Ueberschwenglichen und Ungewöhnlichen schlechterdings abgeneigt, kennt der Chinese nichts Höheres als das Maaß; nicht zu viel und nicht zu wenig, nicht nach rechts und nicht nach links abbiegen, sondern immer in der rechten Mitte bleiben, das ist chinesische Weisheit. Alle gesteigerten Gefühle gelten als Unrecht, und selbst in die Lyrik zieht sich erkältend diese Neigung zur kühlen Ruhe. Abgemessen bis in die geringste Einzelnheit sollen die Sitten des Menschen sein; sein ganzes Thun und Treiben, bis auf die Kleidung und die gesellschaftlichen Höflichkeitsformen, ist ihm streng zugemessen. Der Chinese ist durch und durch Ordnungsmensch, Alles was außer der Ordnung ist, alles Exaltirte und Tumultuarische, alles Schwärmerische ist ihm schlechterdings zuwider; er ist nüchtern in vollster Bedeutung des Wortes; Trunkenheit gilt als die größte Schande, und während in Kalifornien und auf den Hinterindischen Inseln die meisten Europäer einer gränzenlosen Ueppigkeit und Trunksucht ergeben sind, finden wir dort als die fast einzig nüchternen Menschen die Chinesen." Der in neuester Zeit überhandnehmende Gebrauch des Opiums aber ist ein Zeichen von großer Ausartung des früher herrschenden Geistes, dem der chinesische Kaiser mit vollem Rechte entgegentrat, und es bedurfte der Flotten eines christlichen Volkes, ihn zu zwingen, seinem Volke die Selbstvergiftung durch Opium zu gestatten. — Durch Strafen und Ermahnungen sucht die Regierung, durch Belehrung und Schriften die Gelehrten die Sittlichkeit des Volkes zu erhalten und zu heben, und überall sieht man namentlich in den größeren Städten sittliche Traktate, welche insbesondere zur Neujahrszeit an öffentlichen Plätzen auf der Mauer aufgestellt werden

und wohlgemeinte Ermahnungen zur Tugend, von chinesischen Litteraten verfaßt, enthalten.

Ein solcher Traktat, den Missionar Smith in Amoy näher ansah, war das Werk eines Sju=zä aus Tschang=tschu, der nach einer wortreichen Einleitung seine Leser ermahnte, zu ihrer ursprünglichen Rechtschaffenheit und Tugend zurückzukehren. Etwa in der Mitte des Bogens stand eine Reihe von Figuren, welche zeigten, wie das menschliche Herz stufenweise bis zur höchsten Lasterhaftigkeit versinke. Anfangs war das Herz weiß, völlig fleckenlos, und darunter stand eine Stelle aus einem alten Klassiker, welche besagte: „Des Menschen Anlage ist ursprünglich gut." Die nächste Figur stellte das Herz mit einem kleinen schwarzen Flecken vor, um den Anfang des Verderbnisses als Folge verwahrloster Erziehung anzudeuten. Die dritte, vierte und fünfte Figur, mit stets zunehmendem Schwarz, bedeutete den allmählichen aber gewissen Fortgang des sittlichen Verderbens, bis die sechste, mit dem ganz schwarzen Herzen, die vollendete Gottlosigkeit und völlige Herrschaft des Bösen zeigte. Die sechs folgenden Figuren stellten, mit ihren kurzen Sprüchen darunter, dar, wie das menschliche Herz durch Befolgung der Lehren der Weisen und Uebung im Guten aus der tiefsten Versunkenheit allmählich wieder zum reinsten Weiß vollkommener Tugend hergestellt werden könne. Auf einer andern Stelle des Bogens war derselbe Fortschritt zum Bösen und die Wiederherstellung zum Guten durch Herzen in verschiedenen Graden der Schiefe dargestellt. Die hölzerne Form, von welcher es abgedruckt worden war, war nach Amoy geschickt worden, wo Jeder, der Wohlthätigkeitssinn und Tugendliebe genug hatte, so viele Exemplare zur Vertheilung abdrucken lassen konnte, als er wollte. Der Name und das Siegel desjenigen, der die Kosten für Papier, Schwärze und Druck daran wendete, war in rother Farbe unten am Bogen zu sehen, als Lohn für seine Gemeinnützigkeit.

Trotz aller schönen Worte aber entbehrt die chinesische Sittlichkeit der wahren Grundlage gar sehr, und daß überhaupt die wirkliche Sittlichkeit der Chinesen immer noch weit hinter den ohnehin schon ziemlich oberflächlichen Vorschriften ihrer Sittenlehrer zurückbleibt, versteht sich bei der Hohlheit ihrer Religion von selbst.

Ein weiterer Blick auf **die sittlichen Zustände** [1]) des Volkes, wie sie im Allgemeinen sich darstellen, wird im Anschauen der Wirklichkeit uns davon auch thatsächlich überzeugen. Es ist wahr, die Chinesen sind ein gebildetes Volk, aber sie sind ein religionsloses Volk, und bei all ihrer äußeren Bildung sind sie doch ein sittlich tiefgesunkenes, bei all ihrer ruhigen Milde und ihren wohlwollenden Maximen dennoch ein hartherziges Volk. Das Gesetz ist in China beinahe zum todten Buchstaben geworden; die Mandarinen selbst müssen sich vor den Räubern fürchten, und Alles, was ein Mandarine seinem Berufe gemäß thun sollte, mißt er erst ab nach dem Maßstabe des Gewinnes, der für ihn aus einer Sache erwachsen könnte, weßhalb es gar nicht zu verwundern ist, daß Ungerechtigkeiten, Bestechungen und Bedrückungen aller Art sehr häufig vorkommen. Den Mandarinen selbst aber gereichen die zusammengeraubten Schätze häufig zum Verderben und werden die Ursache ihres Sturzes [2]), indem die Regierung unter irgend einem Vorwand sie verurtheilt uud ihr Vermögen konfiszirt. Denn reich werden will in China Jeder, vom Höchsten bis zum Geringsten, und vergeblich würde man zu beschreiben versuchen, mit welcher Macht das allgemeine Jagen

---

[1]) cf. Basl. Miss.=Mag. 1851, II, p. 251 ff. Ev.=luth. Missionsbl. 1850, p. 92; 1852, p. 219 f. Calw. Missionsbl. 1852, p. 101. Goßner, Biene 1853, p. 75 f.
[2]) cf. Calw. Monatsbl. 1854, p. 117 f.

nach Gewinn und Genuß, das die Chinesen auch zu so leidenschaftlichen Spielern macht, wie Lug und Trug die Seelen rastlos umtreibt und verzehrt; kein Ruhetag bringt auch nur einen scheinbaren Stillstand in dieses alle höheren Bedürfnisse übertäubende Getreibe. Dabei sind wenige Nationen im Westen empörungssüchtiger, als die Chinesen, und in keinem Lande ist die Wühlerei gegen die Vornehmen im Volke so groß, in keinem der Ehebruch namentlich von Seiten der Männer so allgemein, nirgends Treu und Glauben so selten, als in China; und wenn's mit dem Chinesen zu Ende geht, so sang schon Kong-tse das traurige Lied: „Der Berg stürzt ein, der große Balken gibt nach, der Weise welkt dahin, wie eine Pflanze," und Alle singen's ihm nach und fahren in Verzweiflung dahin, während die Umstehenden lachen und sagen: „Ein Reisesser weniger auf der Welt!" Hören wir endlich von den vielen Räubereien, Ermordungen und Hinrichtungen, die in China vorkommen; denken wir daran, daß Leute, die das Bettelhandwerk als Spekulation treiben, auf den Straßen Findlinge auflesen und ihnen die Augen ausstechen, um sie als blinde Bettler durch die Stadt ziehen zu lassen und ihren Bettelerwerb zu verprassen; denken wir daran, wie die Kranken und Sterbenden nach den Tempeln und öffentlichen Plätzen gebracht werden, und wie man sie da ohne Theilnahme verschmachten läßt, während neben ihnen Spielratzen mit Karten spielen und Priester ihre Gebete herplappern, weil China ein Land ist, wo Krankheit, statt auf Mitleid, nur auf Verachtung und Abscheu rechnen kann; oder hören wir, wie in einer einzigen Stadt monatlich 500 unmündige Kinder umgebracht werden, wie z. B. ein Missionar eines Morgens in einem Teiche bei Amoy 15 ertränkte Säuglinge zählte, und sehen den Chinesen an einem im Wasser liegenden röchelnden Mädchen, an einem Ertrinkenden oder vor Hunger Verschmachtenden gefühllos vorübergehen, weil es ja nicht sein Vater oder sein Bruder ist, während er ein auf der Straße liegendes Papier, worauf einige Charaktere geschrieben sind, ehrfurchtsvoll aufhebt[1]) und mit sich nach Hause nimmt: — so muß es uns wohl deutlich werden, daß die hohe Moral der Chinesen den falsch gezielten Schüssen gleicht, die über die Köpfe weggehen, und daß, wenn irgend ein Volk einer neuen Lebenskraft durch das Evangelium bedarf, hauptsächlich auch an das chinesische Volk zu denken ist. Denn die allgemeine Sittlichkeit steht nirgends so tief, als hier, da die Chinesen, höhere und reinere Beweggründe nicht kennend, sich nur durch die Zweckmäßigkeit und den Nutzen leiten lassen. Ist darum auch ihr äußeres Leben wohl polirter, als das anderer Heiden, so haben sie dagegen ein Heer feinerer Sünden. „Täglich vorkommende Ereignisse," sagt Missionar Smith, „welche zur Kenntniß der Missionare kamen und in der Regel vermittelst des Missionshospitals bekannt wurden, enthüllten das Vorwiegen der furchtbarsten Laster unter dem Volke und lieferten einen traurigen Blick in die verheerenden Schrecken des Heidenthums. Offen bekannter, durch die Gewohnheit legalisirter und durch seine Häufigkeit der Schande entkleideter Mord der neugebornen Mädchen, der daraus hervorgehende Mangel an Weibern,

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 126.

welche eine Anzahl ganz gewöhnlich den Familienheerd befleckender Verbrechen mit sich bringt, das grausige Vorwiegen aller der Sünden, welche Paulus (Röm. 1, 21—32) der alten heidnischen Welt Schuld gibt, die erschreckende Verbreitung des Opiumgenusses, welcher an dem Lebensmarke des Volkes zehrt, die allgemeine Lügenhaftigkeit und der gegenseitige Verdacht der Unehrlichkeit, die schamlose Liederlichkeit von Alt und Jung — Alles das beweist einen Grad sittlicher Versunkenheit unter dem Volke, von dem man ebensowenig eine übertriebene Schilderung, als sich eine entsprechende Vorstellung machen kann."

Versuchen wir nun nach dem Allen den eigenthümlichen **Charakter der Chinesen** [1]) in seinen Hauptzügen uns deutlich zu machen, so dürfen wir von vorn herein auf weit mehr Schatten als Licht gefaßt sein. Flachste Verständigkeit, hohlster Hochmuth in intellektueller und moralischer Beziehung, vollendetste Verwechslung sittlicher Etikette mit wahrer Sittlichkeit, und daneben eine Anhänglichkeit an dem Hergebrachten, die das indische Festhalten am „Brauche" weit überflügelt, hinter dem Allen aber als Grundsatz eine durch und durch materialistische Gesinnung: das sind die Grundzüge der chinesischen Denk- und Sinnesweise. Die Chinesen sind allerdings ein arbeitsames Volk, das muß man ihnen zugestehen. Sie scheuen keine Arbeit, wie mühsam und anstrengend sie auch sein, und schämen sich keiner Verrichtung, wie gering und niedrig sie auch sein möge, wenn sie nur Geld verdienen können. Das aber ist eben der faule Fleck; denn bei keinem Volke in der Welt, die Juden vielleicht ausgenommen, ist die Gewinnsucht so stark wie bei den Chinesen. Die wohlhabenden Klassen geben sich in der Regel mit Handelsgeschäften ab; ihre ganze Seele ist darin vertieft, und alle ihre Gespräche handeln davon. Schon der Knabe hat seine Lust am Verkaufen, und macht den Anfang an kleinem Backwerk und Zuckerrohr. Die Aermsten suchen sich etwas zu erwerben, wär's auch nur durch einen kleinen Lumpenhandel; Alles, Alles wird ausgetauscht, und ein Chinese will sich lieber eine Kleinigkeit auf diese Weise, wo er sein erfinderisches Talent üben kann, erübrigen, als das Geld auf andern Wegen verdienen. Damit hängt denn aber auch allerlei Lug und Betrug zusammen, und das System des Uebervortheilens, namentlich den Fremden gegenüber, ist z. B. in allen Läden von Kanton so allgemein, daß man über manchen Thüren mit großen Buchstaben das Wort „Pu-ho," zu deutsch: „hier keine Prellerei" findet. Und gleich den Kaufleuten wissen auch die Handwerker ihren Vortheil wahrzunehmen. So sind die chinesischen Baumeister eben keine ungeschickten Leute; denn obschon der Chinese wenig Sinn für Erfindung hat, so besitzt er doch große Fertigkeit im Nachahmen. Dabei herrscht aber immer seine heidnische selbstsüchtige Natur vor; er denkt weder an die Person, für die er arbeitet, noch an die Arbeit, wie sie ausfällt; er hat nur sich selbst und seinen Profit im Auge. Seine Arbeit hat deß-

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 293 f.; 1854, I, p. 139; 1859, p. 164 f. Heidenbote 1848, p. 93; 1850, p. 14; 1851, p. 91. Goßner, Biene 1853, p. 7. Calw. Monatsbl. 1854, p. 117. Nachrichten der D. J. M. A. zu Halle 1859, p. 46 ff. Dieckhoff, das chinesische Heidenthum p. 7. 17. 21. Evang. Reichsbote 1852, N. 12.

halb zwar den Schein einer überraschenden Aehnlichkeit mit dem ihm vorgelegten Muster, aber bei näherer Untersuchung findet man, daß sie an wirklicher Güte, Solidität und Dauerhaftigkeit weit hinter europäischer Arbeit zurücksteht. So wird er vielleicht nur an den in die Augen fallenden Stellen Mörtel zwischen den Backsteinen anbringen, oder so viel Sand in den Kalk mengen, daß die Masse nicht festhält. Gleicherweise schlagen die Zimmerleute die Schrauben lieber mit dem Hammer ein, weil dies leichter geht; und wenn dann, was nicht selten geschieht, das Haus einstürzt, so wissen sie schon Mittel zu finden, um einem Schadenersatz zu entgehen. Mit dieser allgemeinen Unredlichkeit hängt dann ein großes Mißtrauen zusammen, ganz natürlich, da man sich auf keinen Menschen verlassen kann, und selbst der eigne Diener seinen Herrn an Räuber oder Diebe zu verrathen kein Bedenken trägt, wenn er dabei nur etwas profitiren kann. So ist das Volk in China; höflich und sanftmüthig dem Anschein nach, heuchlerisch, feig und rachsüchtig dem Wesen nach; kriechend und unterwürfig vor Höheren, übermüthig und tyrannisch gegen Untergebene, liebevoll gegen seine Angehörigen, unbarmherzig gegen seine Mitmenschen; zwischen Schein und Wesen meist in ungelöstem Widerspruche sich bewegend. Dabei sind die Chinesen gegen alles Ausländische stolz bis zum Uebermaß, für Alles was außer China ist, völlig interesselos; in andern Dingen sehr wißbegierig, sehen sie Alles, was nicht China und chinesisch ist, mit der verächtlichsten Gleichgültigkeit an, und die Regierung thut redlich das Ihrige, das Volk in seinem Hasse [1]) gegen die fremden Barbaren zu erhalten und zu bestärken. Alles dies und noch manches Andere berücksichtigend, kann man schließlich den Gesammtcharakter des Chinesen nach einem Jahresberichte der Londoner Missions-Gesellschaft nicht schlagender bezeichnen, als mit den Worten der Schrift: irdisch, fleischlich, teuflisch. Im Leben schon ist er dem wirklichen, wahrhaftigen Leben erstorben; das Leben der Chinesen ist ein Leben im Grabe: die Welt ist das Grab, darin sie begraben sind. Und nichts Anderes kann dies durchweg erstarrte, in seiner ganzen Entwicklung absterbende, in seiner vielgepriesenen Kultur versteinerte, in seinem religiösen Leben mehr und mehr verfallende, in seiner Sittlichkeit entsetzlich tief gesunkene, und dabei doch so selbstgerechte unzugängliche und hochmüthige Volk zu neuem Leben rufen und erwecken, als allein das Evangelium.

§. 4. Frühere Ausbreitung des Christenthums und die römisch-katholische Mission.

Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China, von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeit. Wien 1845. 2 Bde. cf. **Rheinwald**, Repertorium XXVIII, p. 281 ff. XXX, p. 183 ff. XXXI, p. 184 ff.

W. Heyd, Studien über die Kolonieen der römischen Kirche, welche die Dominikaner und Franziskaner im 13. und 14. Jahrhundert in den von den Tartaren beherrschten Ländern Europa's und Asiens gegründet haben, in **Niedner's** Zeitschrift für die historische Theologie 1858, H. 2, p. 260 ff. (China p. 280 ff.)

Basler Missionsmagazin 1835, II, p. 296 ff. cf. 1817, II, p. 187; 1818, I, p. 48 f.; 1821, II, p. 5 f.; 1840, H. 1; 1841, II, p. 141 f.; 1843, II. p. 212. III, p. 150; 1846, IV. p. 189; 1848, III, p. 34. 49. 51. 66. 105. 157; 1855, I, p. 180 f.; 1858, p. 520.

---

[1]) cf. Ausland 1849, p. 697.

Ev. lutherisches Missionsblatt 1852, p. 221 ff. 231 f.; 1850, p. 95. — Calw. Missionsblatt 1843. p. 100; 1847, p. 117.
Ausland 1857, p. 89 f.; 1846, p. 919; 1847, p. 885 f.; 1848, p. 248; 1853, p. 256.
Evangel. Reichsbote 1854, Nr. 4—7. 9—11; 1855, Nr. 1 und 3. cf. 1853. Nr. 2.

Mag man wohl nicht ohne Grund in Abrede stellen, was eine alte kirchliche Ueberlieferung behauptet, daß schon der Apostel Thomas in China gepredigt habe und in Folge davon zahlreiche Christengemeinden daselbst entstanden seien, so ist doch soviel gewiß, daß vom Jahre 636 an christliche Sendboten das große Kaiserreich betraten. In diesem Jahre sandte Jesujabus, ein Patriarch der **Nestorianer**, Missionare dahin, deren einer, Namens Olopuen aus Syrien, sich die Liebe des Kaisers dergestalt zu erwerben verstand, daß er die Erlaubniß erhielt, zu lehren und Gemeinden zu bilden. Das Christenthum verbreitete sich so eine geraume Zeit hindurch in China, in allen Provinzen wurden Kirchen gebaut und Olopuen zum Bischofe ernannt. Nach dem Tode des dem Christenthum sehr günstigen Kaisers aber wurden die neuentstandenen Gemeinden von den Götzenpriestern durch Aufreizung des unwissenden Volkes und dadurch, daß man den jedesmaligen Kaiser gegen die Religion der Fremden einzunehmen suchte, hart angegriffen. Von 699—712 erlitten sie bald mehr bald minder blutige Verfolgungen, bis sie unter einem neuen, dem Christenthum freundlichen Kaiser wieder Frieden und Ruhe bekamen. Während seiner langen, von 712—757 dauernden Regierung kamen um 719 neue Missionsgehülfen aus Syrien im Lande an, die ihrem Beruf unter dem Volke mit großem Eifer oblagen, und denen im Jahre 745 wieder neue Arbeiter nachfolgten. Auch die folgenden Kaiser bis zum Jahre 805 waren dem Christenthum günstig, ließen die Bildnisse ihrer kaiserlichen Vorfahren in einer christlichen Kirche aufstellen, die Christenpriester aber, denen sie auch sonst bedeutende Geschenke machten und Etliche von ihnen zu hohen Ehrenstellen am Hofe erhoben, mit Lebensmitteln aus den kaiserlichen Magazinen versehen. Eine zu Si-ngan-fu in der Provinz Schen-si von den Jesuiten aufgefundene Gedenktafel[1]), die außer einer eigentlichen chinesischen Inschrift auch mehrere Zeilen in syrischer Sprache enthält, zeugt für die um's Jahr 787 unter der Dynastie Thang vorhandene, auch von andern Seiten her Bestätigung findende Ausbreitung des Christenthums in China, obschon etwa 200 Jahre später der von dem Katholikos zur Leitung der dortigen Christen dahin geschickte Mönch Nadschran das Christenthum daselbst in völligem Verfall fand, wozu die in jener Zeit stattfindenden innern Kämpfe im chinesischen Reiche so wie die spätern Anfälle der Mongolen nicht wenig beitrugen. Namentlich seit Dschinghis-Chan die Völker China's unterjochte, wurden die ohnehin zweifelhaften Früchte dieser Mission vernichtet. Denn die Nestorianer hatten freilich auch nicht das reine, lautere Christenthum, sondern ein vielfältig mit Aberglauben gemischtes gepredigt, und waren im Ganzen schon zufrieden, wenn ihr Glaubensbekenntniß nur äußerlich von den Heiden angenommen wurde. Doch spricht der berühmte Reisende Marco Polo, welcher China in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh.

[1]) cf. Ausland 1846, p. 1445.

besuchte, als Kubilai oder Kublai-Chan dasselbe beherrschte, von einem Nestorianer, welcher im Jahre 1278 mit der Verwaltung einer Provinz betraut wurde, in deren Hauptort (Si-ngan-fu) er zwei oder drei Kirchen errichtete.

Marco Polo mit seinen Brüdern brachte auch Briefe und Geschenke vom Papst an Kubilai mit, bei welchem sie fast zwei Jahrzehnte verweilten und großes Ansehen genossen, und als sie 1292 nach dem Abendlande zurückkehrten, gab er ihnen Vollmacht, in seinem Namen mit dem Papst und den Königen von Spanien und Frankreich zu verhandeln, starb aber schon 1294, während sie erst ein Jahr später wieder in Venedig ankamen. Früher schon (1246) hatte Papst Innocenz IV. eine Gesandtschaft von Franziskanern an den Mongolenherrscher Kuyuk-Chan gesandt, und gleich darnach waren zwischen dem auf einem Kreuzzuge im Morgenlande befindlichen König Ludwig dem Heiligen und dem Mongolenkaiser Gesandtschaften hin und her gegangen, in Folge deren der König von Frankreich 1253 den Franziskaner Rubruquis aus Brabant zu dem Tartaren-Chan Mangu in Batu sandte, der es liebte, durch Priester aller Kulte, Nestorianer, Muhamedaner und heidnische Priester sich dienen zu lassen; aber alle Bemühungen des katholischen Missionars um seine Bekehrung hatten so wenig Erfolg, daß Rubruquis schon 1255 wieder nach Palästina zurückkehrte. Ebenso wenig dachte Kubilai, trotz seiner scheinbar großen Vorliebe für das Christenthum, jemals daran, ein Christ zu werden und sich taufen zu lassen.

Der erste Gründer der **römisch-katholischen** Missionsstation in China ist der Franziskaner Johannes von Monte-Corvino [1]) aus Neapel, der, vom Papst Nikolaus IV. abgesandt, um 1295 am Hofe des Großchans Temuer (Timur), des Nachfolgers von Kubilai, der 1294 bis 1307 regierte, in Peking eintraf. Der Chan, unter dem die buddhistischen Lama's allmächtig waren, hatte zwar selbst nicht die mindeste Lust, sich zu bekehren, war aber eben so tolerant, wie seine Vorgänger, und legte dem Missionswerk des Johannes keine Hindernisse in den Weg. Desto mehr Verfolgungen hatte derselbe von den Nestorianern fünf Jahre lang auszustehen, die nicht wollten, daß eine von der ihrigen abweichende christliche Lehre gepredigt werde, und ihn sogar als Spion und Betrüger verdächtigten, bis seine Unschuld an den Tag kam, der Großchan die Verleumder bestrafte und ihn selbst mit Auszeichnung in seine nähere Umgebung zog. Schon 1299 hatte Johannes eine Kirche mit Thurm und drei Glocken in der Residenz Peking fertig, bekam 1304 einen Gehülfen, Arnold, aus dem Kölner Lande, und begann im folgenden Jahre eine zweite Kirche nebst Kloster in der Hauptstadt zu bauen, nachdem er schon im ersten Jahre seines Aufenthalts einen Vasallen des Großchans, König Georg, aus dem Stamme des Königspriesters Johannes [2]), vom nestorianischen zum katholischen Glauben bekehrt hatte. Zum Lohn für seine aufopfernde und gesegnete Wirksamkeit ward unser Johannes 1307 von Papst Clemens V. zum Erzbischof von Chan-baligh (Stadt des Chan, Peking) ernannt und eine An-

---

[1]) cf. Heyd a. a. O. p. 286 ff. [2]) cf. Ebendas. p. 261.

zahl Suffragan-Bischöfe ihm zugeschickt, von denen jedoch nur die kleinere Hälfte im Jahre 1308 nach vielen Fährlichkeiten in China ankam. Einer von ihnen, Gerardus, blieb in der großen Hafen- und Handelsstadt Zayton (Tsiuan-tscheu-fu), nahe bei der Insel Amoy, zurück, die ein Bischofssitz wurde, in dessen Nähe Andreas von Perugia, der letzte der drei Suffragan-Bischöfe vom Jahre 1308 (er starb erst nach 1326), eine zweite stattliche Kirche (eremitorium) mit Wohnungen für 22 Brüder baute. Von drei weiteren im Jahre 1313 durch Clemens nach China gesandten Franziskanern hat wenigstens einer einen Bischofssitz eingenommen; ob aber Johannes von Monte Corvino noch weitere Bisthümer in China gegründet, ist unbekannt; Franziskaner-Klöster dagegen, meist mit den Kirchen verbunden, werden im Jahre 1330 sieben an vier verschiedenen Orten, Peking, Zayton, Jamzu und Quinsai (Hang-tscheu-fu), erwähnt. Die Missionsarbeit dieser Franziskaner, namentlich die des Monte Corvino, scheint von ziemlichem Erfolg gewesen zu sein. Die Großchane selbst begünstigten, unterhielten und schützten die Missionare, besonders gegen die Nestorianer; mehrere hochgestellte Personen bekehrten sich, und die Heiden kamen gern und oft mit vieler Andacht zu den Predigten, die selbst in den heidnischen Tempeln gehalten werden durften. Johannes selber starb, nachdem er viel Volks zum christlichen Glauben bekehrt, über 80 Jahre alt, im Jahre 1328; eine große Menge von Christen und Heiden wohnten seinem Leichenbegängniß bei und auch die Letzteren zerrissen vor Trauer ihre Kleider. Im Jahre 1334 erst erhielt er einen Nachfolger in dem Franziskaner Nicolaus, den Johann XXII. zum Erzbischof ernannte, der aber noch 1336 vergeblich in Peking erwartet wurde, wie aus einem Brief der dortigen Christen, den eine 1338 in Avignon ankommende Gesandtschaft des Großchans an den Papst mitbrachte, hervorgeht. Schon im Dezember 1338 machten in Folge der Letzteren 4 Franziskaner als Legaten des Papstes, begleitet von andern Brüdern ihres Ordens, mit Briefen und Geschenken Benedikts XII. an den Großchan sich auf den Weg nach China, und gelangten im Winter 13$^{41}/_{42}$ an den Hof des Großchan Togan-temur, wo sie, Johannes von Marignola an ihrer Spitze, einen feierlichen Einzug hielten, freundlichst aufgenommen wurden, vier Jahre verweilten, und dann über das südliche China und Indien heimkehrten. Erst 1353 kam J. v. Marignola nach Avignon zurück mit Briefen des Großchans, in welchen dieser die Oberherrschaft des Papstes über alle Christen in seinem Reiche anerkannte und um die Zusendung neuer Missionare bat. Von dem Stand der katholischen Kirche in China, wie diese Gesandtschaft ihn antraf, erfahren wir nur so viel, daß seit 1330 die Kirchengründungen sich gemehrt hatten; von einem Erzbischof in Peking aber, oder von andern Bischöfen hören wir nichts. Von nun an erfahren wir auch nur noch Weniges in Bezug auf die Missionsstationen in China. Innocenz VI. wollte zu Bischöfen geweihte Missionare hinschicken, aber die Wirren im tartarischen Reiche verhinderten die Ausführung. Urban V. ernannte im Jahre 1370 einen neuen Erzbischof für Chan-baligh in dem Franziskaner Wilhelm von Prato, Professor der Theologie in Paris, der aber vermuthlich gar nicht hin-

gekommen ist, da gerade um diese Zeit die Tartaren durch die einheimische Dynastie der Ming aus China vertrieben wurden, deren Aufkommen (1370) höchst wahrscheinlich das Ende dieser ersten katholischen Missionsstationen in China herbeigeführt und die Franziskaner zur Auswanderung von Chan-baligh nach Sarai (an der Wolga) veranlaßt hat. Erst den Jesuiten war es vorbehalten, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, die katholische Mission in China zu erneuern. Sie fanden von der alten Franziskanermission keine anderen Spuren mehr, als lateinische Bibeln auf Pergament, in mittelalterlicher Schrift geschrieben, welche in chinesischen Familien als Raritäten aufbewahrt wurden; eine derselben wurde eben in Tsiuan-tscheu-fu, dem alten Zayton, gefunden, wo um 1350 noch drei Kirchen geblüht hatten.

Von dem Augenblicke an, da die Portugiesen den Weg nach Indien fanden, beginnt ein ganz neuer Abschnitt für die chinesische Missionsgeschichte. Kaum hatten sie Malakka erobert, als sie (1517) mehrere Schiffe nach China sandten, um mit der Regierung des Reiches einen Handelsvertrag zu schließen, und nach mehreren mißlungenen Versuchen ließen sie sich 1537 zu Macao nieder. Von jetzt an aber machten sich aus allen römisch-katholischen Ländern Europa's Schaaren von Missionaren auf den Weg, um das chinesische Volk zu bekehren; als die ersten, sowohl der Zeit als dem Erfolge nach, **die Jesuiten**[1]). Der erste Jesuit, welcher nach China ging, war der uns schon von Indien her[2]) bekannte Franz Xavier. Nachdem er schon seit 1542 in Indien und seit 1549 in Japan das Werk der Heidenbekehrung mit hingebendem Eifer betrieben, kam er 1552 vor der Mündung des Kanton-Flusses an und ließ sich, ungeschreckt durch die ihm als Fremdling drohende Todesgefahr und dem kaiserlichen Verbot zum Trotz bei Nacht auf der Insel Sanschan an's Land setzen, wo er indeß bald am Fieber erkrankte und auf einem wüsten Berge am 2. December 1552 starb, seinen Nachfolgern ein seltenes Beispiel von Eifer und Beharrlichkeit zur Nachahmung zurücklassend. Alexander Valignan, der als Jesuiten-General die oberste Leitung der Missionen in Indien führte, und jetzt auf Macao sich niederließ, wo er 30 Jahre lang mit beharrlichem Eifer, aber leider fast vergeblich arbeitete, verstand sich doch darauf, zur Aufrichtung der Mission in China die tüchtigsten Werkzeuge zu erwählen. Zu ihnen gehörte ein Ruggiero und ein Ricci, welche durch List und große Opfer festen Fuß im Lande gewannen, und von denen der Letztere bis zum Ende ausharrte. Matthäus Ricci, der im Jahre 1582 in China ankam, war ein Mann von außerordentlichen Gaben, großer Gelehrsamkeit und vielseitiger Menschenkenntniß, der namentlich die Mathematik und Uhrmacherkunst gründlich verstand, und durch seine Gewandtheit, Geduld, Freundlichkeit und Klugheit sich überall Eingang zu verschaffen wußte. Unter dem Vorgeben, daß er gekommen sei, die chinesische Sprache und Weisheit zu lernen, und indem er die große Aehnlichkeit der christlichen Religion mit der chinesischen — die doch ihrem Wesen nach wie Licht und

[1]) cf. v. Mosheim, Vorrede zu du Halde II, p. 5 ff.
[2]) siehe Kl. Missionsbibl. III, 1, p. 100 f.

Finsterniß verschieden sind — hervorhob, trug er sammt seinen Gefährten zuerst das Kleid eines Bonzen und ging und lebte sieben Jahre lang mit den Priestern des Landes, um ganz Chinese zu werden. Dann nahm er die Tracht eines chinesischen Gelehrten an, begab sich aus der Provinz Kanton, wo er zuerst wirkte, nach der Provinz Kiangsi, und ließ sich später zu Nanking nieder, wohin Tausende von Eingeborenen strömten, um ihn zu hören und seine Talente zu bewundern. Sogar die chinesische Sprache hatte er sich nach und nach so zu eigen gemacht, daß er Bücher in derselben schrieb, deren Styl von den einheimischen Gelehrten bewundert wurde. So konnte er es wagen, selbst nach der Hauptstadt zu gehen, wohin ansehnliche Geschenke ihm den Weg öffneten. In der Tracht eines chinesischen Gelehrten erschien er im Jahre 1600 in der Hauptstadt, überreichte dem Kaiser eine Stand- und eine Repetiruhr, beides in China damals noch unbekannt, und kam damit so glücklich an, daß er selbst in den Staatsdienst aufgenommen wurde. Mit erhöhtem Eifer breitete er nun seinen Glauben aus, nachdem er schon allenthalben Haufen von Neubekehrten gesammelt hatte; die Zahl der Christen mehrte sich mit jedem Tage und selbst Mandarinen ließen sich taufen. Auch ein Staatsminister bekannte sich zum Christenthum und verwandte seinen ganzen Einfluß für dasselbe; seine jüngste Tochter, Candida, eine junge Wittwe, folgte ihrem Vater, der in der Taufe Paulus genannt wurde, nach und übertraf ihn noch an Glaubenseifer. Wenige Jahre vor ihrem Ende erhielt sie noch vom Kaiser den Beinamen „die tugendhafte Frau" und ein mit Silberplättchen bedecktes kostbares Kleid zum Geschenk, dessen Werth sie indeß zur Unterstützung der Armen verwandte, wie sie auch von ihrem Reichthum Kirchen erbauen und christliche Bücher drucken ließ. Neu ankommenden Missionaren wußte sie die Aufenthaltserlaubniß zu verschaffen und nahm sie gegen die Plackereien der Mandarinen in Schutz, und als sie starb, ward sie von den Armen als Mutter beweint und von den Christen als edles Beispiel verehrt. So machte das Christenthum in China schnelle Fortschritte; die Provinz Kiang-si allein zählte bereits 90 Kirchen, während Candida selbst deren 30 in verschiedenen Theilen der Provinz Tschi-li gestiftet hatte; Vereine wurden gegründet, in denen die eifrigsten Christen Betrachtungen über das Leiden und Sterben des Erlösers anstellten, während freilich auch zu Ehren der heiligen Jungfrau Verbrüderungen gestiftet und die Haufen der heidnischen Götter mit den Namen der Heiligen vermehrt wurden. An 130 Schriften, darunter Betrachtungen über die Evangelien, die summa theologiae des Thomas von Aquino, aber auch viele Lebensbeschreibungen der Heiligen wurden übersetzt und auf Kosten der Candida gedruckt, nur die Heilige Schrift nicht. Ricci selbst starb im Jahre 1610, nachdem er in seiner Weise Großes für die Ausbreitung des Christenthums in China geleistet, dadurch aber, daß er den Bekehrten die Verehrung des Confucius und der Vorfahren, welche er nach achtzehnjähriger Ueberlegung schließlich nicht als Religions-, sondern nur als Staatsgebräuche oder weltliche Ehrenbezeugungen ansah, gestattet, den Grund zu vielen Kämpfen und Streitigkeiten mit den später eintretenden Missionaren anderer Mönchsorden, welche die Jesuiten um ihre großen

Erfolge beneideten, gelegt hatte. Die Christengemeinde wuchs und nahm zu, und wenn auch im Jahre 1615 auf Antrieb eines Mandar nen zu Nanking ein kaiserlicher Befehl die Missionare auf eine Zeit lang nach Macao zurücktrieb, so ward doch dieser Befehl im Jahre 1628 bei dem Herandrängen der Mandschu widerrufen. Um dieselbe Zeit kam der berühmte Jesuitenpater Schall nach Peking, während gleichzeitig (1630) Dominikaner und Franziskaner in Schaaren nach China einwanderten, um neben den Jesuiten als Missionare zu arbeiten, bald aber wegen des Ahnendienstes und der Verehrung des Confucius, worin sie mit Recht einen abergläubischen Götzendienst erkannten, den ihr Gewissen mit dem Christenthum nicht vereinigen konnte, in heftigen, immer von neuem ausbrechenden und durch die verschiedenen von Rom ausgehenden Entscheidungen und Befehle nie vollständig geschlichteten Streit geriethen.

Adam Schall oder Schaal, ein deutscher Jesuit, geb. zu Cöln 1591, kam an Eifer und Beharrlichkeit dem verstorbenen Ricci gleich, und war namentlich ein geschickter Mathematiker, wodurch er auch nach dem Sturze der Ming-Dynastie 1644 dem neuen Mandschu-Kaiser Sung-tschi (Schungschi) sich sehr nützlich machte und bei ihm in großer Achtung stand. Ja der Kaiser erklärte sich selbst ganz offen für das Christenthum, ohne jedoch die Taufe anzunehmen; eine große Anzahl von Missionaren wurden nach China eingeladen und zerstreuten sich in alle Provinzen des Landes, unter ihnen der nachmals so berühmt gewordene Pater Verbiest; die Zahl der Christen stieg bis über eine halbe Million. Nach dem Tode des Kaisers Sung-tschi 1662 aber brach während der Minderjährigkeit des Thronfolgers eine heftige Christenverfolgung aus, in welcher selbst der 74jährige Schall (1664) in's Gefängniß geworfen ward und nur mit genauer Noth der grausamsten Todesstrafe entrann; die Religion der Christen ward als falsch und dem Reiche schädlich bei Lebensstrafe verboten. Doch bald ward Alles anders, da der neue Regent Koan-hi oder Kang-hi 1669 selbst den Thron bestieg, ein Mann, der Kunst und Wissenschaft liebte, und deshalb auch die Jesuiten begünstigte und an seinen Hof zog. Außer Verbiest, der in Schall's Fußtapfen trat, und vom Kaiser selbst nach seinem Tode durch eine Lobrede geehrt wurde, waren es namentlich eine Anzahl französische Jesuiten, unter ihnen Gerbillon, Tachard, Bouvet, Le Comte u. A., welche durch ihre sprachlichen und mathematischen Kenntnisse, durch ihre Staatsklugheit, durch ihre Arzeneien und künstlichen Handarbeiten das Herz des Monarchen, unter dessen Regierung auch 1689 ein Vertrag mit den Russen geschlossen ward und später die Franzosen und Engländer in Kanton sich festsetzten, ganz an sich zogen. Sie wurden Alles bei ihm: seine Lehrer, seine Freunde, seine Aerzte, seine Räthe, seine Maler, seine Drechsler, seine Uhrmacher, seine Stückgießer, seine Rechenmeister, seine Kalenderschreiber, seine Feldzeugmeister, und als der Vice-König von Tsche-kiang (Nanking) eine heftige Verfolgung gegen die Christen erhob und die Wiederherstellung der alten Verordnungen gegen das Christenthum verlangte, gab der Kaiser im Jahre 1692 ein Gesetz, wodurch die christliche Religion für gut und ihre Annahme allen Unterthanen freigestellt ward, ließ auf Anhalten der Jesuiten

eine Gesandtschaft an den Papst abgehen, baute ihnen eine prachtvolle Kirche neben dem kaiserlichen Palaste, was vom Censor-Amte freilich hart getadelt wurde, und befahl allen Statthaltern und Staatsbedienten, sich den Christen gefällig zu bezeigen. Inzwischen begannen die Dominikaner mit Hülfe des 1684 nach China gekommenen apostolischen Vikars Maigrot auf's neue wider die verderbliche Praxis der Jesuiten anzukämpfen, und Papst Clemens XI. verfügte durch das heilige Offizium (1704), daß die beiden Worte Tien und Schang-ti nicht mehr von Gott gebraucht, sondern durch Tien-tschu, Herr des Himmels, ersetzt werden und die Christen vom Dienste des Confucius und der Ahnen vollständig ablassen sollten. Die Jesuiten aber, weit entfernt, diesen Befehl, der alsbald die besten Erfolge ihres Wirkens vernichtet und sie um allen Einfluß gebracht haben würde, zu befolgen, warfen, indem sie sich hinter den Kaiser steckten, den Verkündiger der päpstlichen Verordnung, den Legaten Tournon, endlich zu Macao in's Gefängniß, wo er 1711 nach vielen Leiden starb. Wenig besser erging es im Jahre 1716 dem Generalvikar des zu Lin-thing-teu wohnenden Bischofs von Peking, dem Franziskaner Castorani, der die berühmte Bulle Ex illa die etc. mit den strengsten Verfügungen des Papstes gegen die Jesuiten und ihre Praxis nach Peking brachte, wo er in Ketten gelegt und schließlich zu seinem Bischof zurückgeschickt wurde mit dem strengen Verbot, die Bulle ferner auszubreiten, gegen welche zugleich der Kaiser ein strenges Staatsgesetz erließ. Mit Spott und Hohn ward auch ein zweiter päpstlicher Legat, Mezzabarba, in Peking 1721 abgewiesen, und reiste über Macao, wo er sich noch 6 Monate aufhalten mußte, und von hier einen Hirtenbrief an die römische Geistlichkeit in China erließ, in welchem kraft einer im Geheimen ihm ertheilten Vollmacht von den strengen Bestimmungen der päpstlichen Bulle Vieles gemildert und nachgelassen wurde, in die Heimath zurück. Da starb der Kaiser Kang-hi (1722), und sein Nachfolger Yung-tsching zeigte sich bald als den bittersten Feind des Christenthums. Er behielt zwar die Jesuiten, aber nicht als Freunde und Rathgeber, wie sein Vater, sondern nur als geschickte Künstler, Astronomen und Aerzte an seinem Hofe, hob aber das Edikt von 1692 auf, verbot die Annahme des Christenthums, gestattete die Verfolgung der Christen, ließ alle römischen Geistlichen nach Peking und Kanton, endlich nach Macao bringen, und die am Hofe bleibenden Jesuiten mußten sich damit begnügen, daß man ihre geistlichen Arbeiten daselbst und in der Hauptstadt übersah und stillschweigend duldete. Trotz dieser Verfolgungen währten die inneren Kämpfe fort, und die Vergünstigungen des Mezzabarba, von den Gegnern der Jesuiten verworfen, dienten nur dazu, ihre Heftigkeit zu vermehren. Auch die Bulle Benedikt XIV., Ex quo singulari etc. im Jahre 1742 machte dem Streit bei der Hartnäckigkeit und Schlauheit der Jesuiten kein Ende [1]), zumal im Jahre

---

[1]) In derselben heißt es u. A.: „Die Lehrer des Evangelii in China werden, wie wir zu Gott hoffen, die ungegründete Furcht aus ihren Herzen bannen, daß die Bekehrung der Ungläubigen durch die genaue Beachtung unserer Befehle werde verhindert werden. Die Bekehrung der Heiden muß vornehmlich von der göttlichen Gnade erwartet werden; und diese wird nicht ferne von den Arbeiten der Diener des

1755 selbst ein Jesuit zum Bischof von Peking ernannt wurde, während die Verfolgungen des Christenthums in China fortgingen und die Gemeinden immer mehr abnahmen. Der Kaiser Kien-lung, seit 1735, ein tapferer Krieger, an den auch die Engländer i. J. 1793 unter Macartney eine wiewohl erfolglose Gesandtschaft schickten, verhing von 1746—73 neue schwere Verfolgungen über die Christen, und als in demselben Jahre (1773) der Orden der Jesuiten aufgehoben ward, und die französische Revolution die Quelle vertrocknete, aus welcher die römisch-katholische Mission in China bisher unterhalten worden war, fing es bald an, an Lehrern zu fehlen. Dennoch zählte die römische Kirche, obschon Kien-lung's Nachfolger, Kia-king, seit 1799 das Christenthum noch bitterer haßte, als einer seiner Vorfahren, um das Jahr 1807 in den verschiedenen Provinzen von China 6 Bischöfe, 2 Coadjutoren, 23 Missionare, 80 Nationalgehülfen und 215,000 Christen. Die Propaganda zu Rom, Spanier, Portugiesen und Franzosen betrieben die Mission trotz aller Gefahren und Bedrückungen; ein unkluger Versuch aber, geographische Karten vom Lande zu verfertigen, nach welchen die obwaltenden Streitigkeiten über die Arbeitssprengel der Missionare geschlichtet werden sollten [1]), steigerte die Eifersucht des grausamen Monarchen bis zum höchsten Grade der Verfolgungswuth. Der Verfasser dieser Karten wurde mit dem Tode bestraft, die Missionare des Landes verwiesen (1815) und jedes Mittel angewandt, ihre Bemühungen zu vereiteln. Sein Nachfolger Tao-kuang (seit 1821) ließ die Christen wenigstens Duldung genießen, obschon sie keine Ermunterung zu erwarten hatten, vertrieb aber 1828 die katholischen Missionare (Jesuiten) vollends aus Peking, wo man sie noch als Kalenderverfertiger behalten hatte. Trotz aller Verfolgungen aber ließen die wiederhergestellten Jesuiten, die Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Frankreich, die Propaganda von Rom und andere in ihren Bemühungen nicht nach, und die römische Mission in China mit ihren Bisthümern von Macao, Nanking und Peking, und mit ihren apostolischen Vikariaten von Tschekiang und Kiangsi, von Chan-si Hu-kwang, von Fo-kien und Su-tschuan (Se-tschuen), von Leaotong (in der Mandschurei) und von Korea zählte etwa 220,000 Seelen, als die römisch-katholischen Christen im Lande 1839 und 1840 neue heftige Verfolgungen erlitten, eingekerkert und hingerichtet wurden. Bald darnach aber trat eine höchst günstige Wendung für die katholische Mission ein; der Friede von Nanking hatte durch die Bemühungen des französischen Abgeordneten La Grené auch einen kaiserlichen Duldungserlaß [2]) für die katholische Religion im himmlischen Reiche zur Folge,

---

Evangelii sein, wenn sie die christliche Religion so rein und wahrhaftig, als sie ihnen von dem apostolischen Stuhle ist überliefert worden, unerschrocken predigen, und stets bereit sein werden, ihr Blut für die Ehre derselben zu vergießen &c." Weiter heißt es: „Erinnert Euch als wahre Jünger Jesu Christi, daß Ihr von ihm gesendet seid nicht zu weltlichen Freuden, sondern zu einem großen Kampf; nicht zur Ehre, sondern zur Schmach und Verachtung; nicht zum Müssiggange, sondern zur Arbeit; nicht, daß ihr der Ruhe pflegen, sondern daß ihr viele Frucht mit Geduld bringen sollet."

[1]) cf. Plath, die Völker der Mantschurei I, p. 368 ff. [2]) cf. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 34 f. 66.

und Schaaren römischer Missionare, namentlich auch Lazaristen aus Frankreich, machten nach China sich auf. Ihre Praxis [1]), namentlich in Beziehung auf die Taufe kranker Kinder, welche besonders die Missionare der Propaganda anwenden und selbst als ein „Stratagem" bezeichnen, ist allerdings verwerflich genug, indem solche Kinder ohne Wissen und Willen ihrer Eltern getauft werden, hat aber in 4 Jahren 186,000 Kindern „den Himmel eröffnet".

Der hochwürdige Herr Goutelle z. B., Priester der „Gesellschaft der auswärtigen Missionen", berichtet darüber (1853) sehr naiv [2]), wie er in Fu-tscheu eine Apotheke gemiethet und darin einen „Täufer" angestellt, der an alle Kinder von 1—7 Jahren, die man krank zu ihm bringe, Pillen unentgeltlich vertheile. Findet er, daß die Kranken in Todesgefahr schweben oder ihr Uebel unheilbar ist, so tauft er sie. „Die Eltern" heißt es wörtlich, „vermuthen gar nicht, daß unter ihren Augen ein Sacrament ertheilt wird. Ein bei den chinesischen Aerzten herrschender Gebrauch ist uns sehr behülflich, um unsern frommen Betrug unbemerkt auszuführen. Er besteht darin, daß man die Stirn der kranken Kinder benetzt, um die Fieberhitze, welche ihnen in den Kopf gestiegen, zu lindern. So oft wir solche sterbende Kinder antreffen, begehren wir in aller Eile reines Wasser. Dieses Kind will sterben, sagen wir; das Feuer zehrt es auf, gebt geschwind Wasser, daß wir es löschen. Die arme, betrübte Mutter glaubt den Retter ihres Benjamin gefunden zu haben. Sie läuft mit einer Schale an den Eimer; sieht sie dann das Wasser auf die Stirn ihres mit dem Tode ringenden Sohnes herabfließen, so fühlt sie ihr Herz erleichtert, athmet freier und faßt wieder Hoffnung. Man befragt sie weitläufig über das Alter ihres Kindes, über den Anfang der Krankheit, deren Dauer und Wirkung; während dieser Zeit beeilen wir uns, das Feuer der Hölle zu löschen. Endlich beruhigen wir sie so gut als möglich und geben ihr von den Pillen, die wir aus Vorsicht überall mitnehmen. Arme Mutter! Sie kennt die Wohlthat nicht, die wir ihrem Kinde erwiesen haben; denn hätte sie einen Begriff davon, so würde sie sich mit uns freuen. Sie verlangt nur die Gesundheit des Leibes, welche ungewiß, und wir verschaffen ihr jene der Seele, welche unzweifelhaft ist. — Mein Täufer in der Stadt versteht sich auf sein Handwerk; er bedient sich hierzu eines Schwammes, der in diesem Lande eine fast unbekannte Sache ist, und eben deßhalb glauben die Chinesen auf den ersten Anblick, es sei ein treffliches Arzneimittel zur Linderung des Fiebers darin verborgen. Nach dieser Operation theilt er seine Heilmittel aus. Stellen Sie sich vor, was da Pillen verbraucht werden! Schaarenweise kommen täglich Kinder zu uns, es gibt sogar Tage, wo sich deren bis 50 und 60 melden. Sie können leicht begreifen, daß er sie nicht Alle tauft; denn sie sind nicht Alle auf den Tod krank, und wir dürfen nur Jene taufen, deren Leben in Gefahr ist. (Dieß darum, weil, wenn das Kind wieder aufkommt und zu vernünftiger Ueberlegung gelangt, zu befürchten steht, daß der Täufer die ganze Frucht seiner Arbeit und seines Eifers verlieren werde.) Gott hat meine Apotheke gesegnet, und segnet sie noch immer fort." — Danach bilde man sich selbst ein Urtheil über diese Missionen.

Nach einer Uebersicht im „Univers" war der Stand der römisch-katholischen Missionen [3]) in China im Jahre 1859 folgender:

Provinz Fokien, spanische Dominikaner aus Manila, 1 apostol. Vikar, 30,000 Christen.

Prov. Kiagnan [4]),	Jesuiten,	1 apostol. Provikar,	73,000	Christen.
„ Schantung,	Franziskaner,	1 apostol. Vikar,	10,000	„
„ Schansi,	desgl.	desgl.	20,000	„
„ Schensi,	desgl.	desgl.	30,000	„
„ Hunan,	desgl.	desgl.	10,000	„

[1]) cf. Calw. Beleucht. 1846, p. 56. Missionsfr. 1850, p. 93 f. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 87 f. [2]) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1854, p. 43 f. [3]) cf. Calwer Missionsbl. 1859, p. 22. [4]) Missionsfreund 1859, p. 132. Ausland 1859, p. 696.

Prov. Hupe,	Franziskaner,	1 apostol. Vikar,	——	Christen.
„ Petschili (Nord-),	Lazaristen,	desgl.	20,000	„
„ Petschili (Ost-),	Jesuiten,	desgl.	10,000	„
„ Kiangsi,	Lazaristen,	desgl.	9000	„
„ Ssetschuen,	auswärt. Mission,	desgl.	50,000	„
„ Yünnan,	desgl.	desgl.	5000	„
„ Kweitschau,	desgl.	desgl.	—	„
„ Kwangtung, Kwangsi und Hainan, auswärtige Mission, 1 apostolischer Vikar, 40,000 Christen.				
„ Tschekiang,	Lazaristen,	1 apostolischer Vikar,	3000	Christen.
„ Honan,	desgl.	desgl.	2000	„
Tartarische Mongolei,	Lazaristen,	1 apostol. Vikar,	8000	„
Mandschurei,	auswärtige Mission,	desgl.	5000	„
Korea [1]),	desgl.	desgl.	12,000	„

Im Ganzen also beinahe 350,000, oder wenn wir die Nebenländer abrechnen, 325,000 katholische Christen in China. Schade nur, daß von diesen Bekehrten blos die Zahl, nicht auch das Gewicht angegeben ist; nach dem aber, was wir von den dortigen Missionen wissen, müssen wir nicht ohne Grund fürchten, es werde, wenn sie einmal auf die Wage des Heiligthums kommen, bei Manchem heißen: Man hat dich gewogen und zu leicht erfunden. Doch: Ein Jeglicher prüfe sein selbst Werk! (Gal. 6, 4.)

§. 5. Die Anfänge der evangelischen Mission.

Basler Missions-Magazin 1835, I, p. 92 ff.; 1858, p. 197 ff. cf. 1817, II, p. 187 ff.; 1818, I, p. 54 ff.; 1821, II, p. 7 f.; 1823, IV, p. 638 f.; 1825, IV, p. 646; 1833, II, p. 163 f.; 1829, IV, p. 564 f.; 1859, p. 199 f. — **Calwer Monatsblätter** 1843, p. 98 f. **Missionsblatt** 1849, p. 73. — **Goßner Biene** 1857, p. 57. — **Ausland** 1857, p. 113. 138. 259. 475 596. — Dr. **Schmidt**, der Sieg des Christenthums p. 246 ff. — **v. Watteville** a. a. O. p. 16 ff. — **Evang. Reichsbote** 1855, p. 47 ff. 69 ff. 92 ff.

Vor etwa 60 Jahren konnte man in der Bibliothek des britischen Museums in London täglich einen blassen Jüngling sitzen sehen, wie er eifrig in einem Haufen Bücher und Papiere studirte, die mit seltsamen Zeichen bedeckt waren. Ein ältlicher Herr beobachtete ihn manchmal bei dieser Beschäftigung, und fragte ihn endlich einmal, womit er sich denn da so viele Mühe gebe. Offen und bescheiden erwiederte der Jüngling, er suche sich mit der chinesischen Sprache bekannt zu machen, um dereinst einmal die Heilige Schrift in dieselbe zu übersetzen. Dieser Jüngling aber war Niemand anders, als der später wegen seiner Kenntniß der chinesischen Sprache so berühmte und als eifriger Missionar so ausgezeichnete und hochgeschätzte erste Verkündiger des Evangeliums in China, Dr. Robert **Morrison**. Geboren am 5. Januar 1782 zu Butters-Green (Morphet) in der englischen Grafschaft Northumberland als das jüngste Kind eines Schuh- und Stiefel-Leistenmachers ward er frühzeitig an schwere Arbeiten und viele Entbehrungen gewöhnt, von seinen frommen Eltern aber treulich in der Furcht des Herrn erzogen. Schon in seinem 12ten Jahre gründlich bekehrt übergab er sein junges Herz dem Heiland

[1]) cf. Ausland 1859, p. 119 f.

zu völligem Gehorsam, und oft, da er bei seinem Vater in der Lehre war, hatte er während der Arbeit eine offne Bibel vor sich liegen, um einige Kernsprüche daraus zu erlernen. Des Abends konnte man ihn oft in seiner Werkstatt mit einer Anzahl Knaben auf den Knieen betend sehn, oder mit seiner Bibel unter dem Arm in eine arme Hütte treten und Kranke besuchen, denen er aus dem Worte Gottes vorlas, so daß sie manchmal sagten: „Glaubt sicherlich, dieser wird noch einmal ein großer Mann werden." Und so kam es auch, denn als er größer wurde, beschloß er, sein Leben dem Missionsdienst zu widmen, bildete sich zum Geistlichen aus, und die im Jahre 1795 erst gebildete **Londoner Missions-Gesellschaft** bestimmte ihn im Jahre 1805 zum Missionar für China. Dazu mußte er aber vor allen Dingen die chinesische Sprache erlernen, was damals bei dem Mangel fast aller Hülfsmittel noch viel schwieriger war, als jetzt. Denn noch im Jahre 1792 war diese Sprache in Europa so unbekannt, daß kaum und erst nach vielen Nachforschungen in Paris, Rom und Neapel ein Dolmetscher für die nach Peking bestimmte englische Gesandtschaft aufgetrieben werden konnte. Endlich fand sich für Morrison ein damals in London lebender Chinese, Yong-sam-tak, der ihn im Chinesischen unterrichtete, und in der Bibliothek des britischen Museums eine vor vielen Jahren von einem Jesuitenmissionar in China angefertigte handschriftliche Uebersetzung der vier Evangelien und der Briefe Pauli. Nachdem er mit dieser Hülfe die nöthige Sprachkenntniß erlangt, so wie durch ernste mathematische, astronomische und medizinische Studien für seinen Beruf sich vorbereitet und endlich die Ordination empfangen hatte, sandte die Gesellschaft ihn aus. Als er eben im Begriff stand, England zu verlassen, sagte ein Herr etwas spöttisch zu ihm: „Und Sie hoffen also, mein Herr, die Chinesen zu bekehren, nicht wahr?" — „Nein, mein Herr," erwiderte Morrison ernsthaft und demüthig, „aber ich glaube, Gott wird es thun." So trat er denn am 31. Januar 1807 seine Reise über Amerika nach China an, und landete am 4. September zu Macao, von wo er jedoch schon am 5. September in Kanton eintraf, um hier den Augen der schon aufmerksam gewordenen römischen Geistlichkeit entzogen sich im Verborgenen noch weiter für sein Unternehmen auszubilden. Er miethete sich zunächst in den Faktoreien eine niedrige, kellerartige Wohnung, die man „Go-down" nennt, und lebte hier in größter Zurückgezogenheit, wobei er sich Haar und Nägel wachsen ließ und seine Lebensweise der chinesischen möglichst gleich zu machen suchte. Er fing selbst an, mit kleinen Holzstäbchen zu essen und in den plumpen Chinesenschuhen einherzugehen. Durch Vermittelung eines Engländers, Staunton, ward ihm der Katholik Abel Yun aus Peking zur Erlernung der Mandarinensprache, ein anderer christlicher Chinese, Ko-sien-sang, zur Uebung in der Mundart von Kanton und zur Erlernung der Schriftzeichen behülflich. Jedem Verkehr mit seinen Landsleuten entsagend, lag er den ganzen Tag über mit seinem Lehrer, mit welchem er auch sein sparsames Mittagsmahl genoß, über den Büchern, und oft saß er noch bis tief in die Nacht hinein bei seinem Studium. Den Schein seiner Lampe suchte er hinter mehreren Bänden eines Bibel-Commentars möglichst zu verbergen, um sich der Beobachtung zu

entziehen, und so eifrig betrieb er seine Studien, daß er selbst sein stilles Gebet dem Allmächtigen in gebrochenem Chinesisch darbrachte. Sein eingezogenes stilles Leben aber trug nicht nur dazu bei, ihn noch mehr zu verdächtigen, sondern schadete auch seiner Gesundheit, weßhalb er sich eine bessere Wohnung miethete, auch am Tage sich öfter vor den Leuten zeigte und bald fand, daß es so besser sei.

Aus Gesundheitsrücksichten und wegen ausgebrochener Mißhelligkeiten zwischen den Einwohnern Kanton's und den englischen Kaufleuten mußte Morrison im Jahre 1808 nach Macao sich zurückziehen, wo er zum Uebersetzer der englischen Faktorei ernannt und dadurch für seine Person der Nothwendigkeit, Unterstützung aus Europa zu beziehen, enthoben ward. Während er nun hier zunächst an die Abfassung eines Wörterbuches ging, benutzte er, wie schon früher zu Kanton, jede Gelegenheit, den Eingeborenen mündlich das Wort Gottes zu verkündigen, und da dies nicht öffentlich geschehen durfte, so richtete er in seiner Wohnung kleine Privatvereine von Chinesen ein, welche heimlich bei Nacht sich versammelten und denen er Sonntags bei verschlossenen Thüren das Evangelium predigte. Dabei konnte er in den ersten vier Jahren nach seiner Ankunft in China eine chinesische Sprachlehre an die Presse in Serampore schicken, eine noch in England aufgefundene Uebersetzung der Apostelgeschichte berichtigend durchsehen und in Druck geben, auch einen Traktat über die Erlösung schreiben und unter die Presse bringen, und einen Katechismus übersetzen, während sein großes Wörterbuch und die Uebersetzung der übrigen Theile der Heiligen Schrift rasch fortschritten. Im Laufe des Jahrs 1812 wurde die Uebersetzung der neutestamentlichen Briefe beendet, und eine ziemliche Anzahl kleinerer Druckschriften in China verbreitet. Die britische und auswärtige Bibelgesellschaft in London aber unterstützte den Druck und die Verbreitung dieser ersten chinesischen Bibelschriften mit der ansehnlichen Summe von 6000 Gulden.

Lange schon hatte nun Morrison nach einem Gehülfen seiner Thätigkeit sich gesehnt und deshalb dringende Bitten an seine Gesellschaft in Europa ergehen lassen, als am 4. Juli 1813 ein solcher in der Person des Dr. William Milne, Schotte von Geburt und nach seiner ganzen Lebensführung recht eigentlich zum Heidenboten auserkoren [1]), zu Macao anlangte, von seiner Gattin begleitet. Aber die Freude war nur kurz, denn schon nach wenigen Tagen befahl ihm der Gouverneur von Macao, durch den portugiesischen Bischof bewogen, den Hafen alsbald wieder zu verlassen. Nach 18tägigem Aufenthalt begab sich daher Milne, von seiner Frau sich trennend, nach Kanton, wo er „unter den Heiden die Gastfreundschaft fand, welche ihm auf einer christlichen Kolonie versagt worden war", und auch Morrison folgte ihm dahin, nachdem im Jan. 1814 die chinesische Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments im Druck vollendet war. Während nun Milne wegen des eifersüchtigen Argwohns der chinesischen Behörden nicht länger in Kanton bleiben durfte, an der Niederlassung auf Macao aber durch die Portugiesen verhindert wurde und deßhalb eine Reise nach Java und den übrigen vornehmsten Niederlassungen der Chinesen an den Ufern

[1]) cf. Basl. Heidenbote 1860, p. 54 f.

der Malakka-Straße antrat, setzte Morrison auch in Kanton seine kleinen Versammlungen fort, und ließ sich nicht stören, wenn, wie es oftmals geschah, die Chinesen seine Lehren überflüssig oder lächerlich fanden. Doch sah er sich jetzt, da die Chinesen in Kanton und der Hof in Peking über seine gründliche Kenntniß der Sprache, welche die von ihm geschriebenen amtlichen Papiere der englischen Faktorei an den Tag legten, ärgerlich waren, der Hülfe seiner eingeborenen Lehrer beraubt, auf die als Verräther des heiligen Reichsgeheimnisses, der Sprache, gefahndet wurde. Trotzdem arbeitete er unverdrossen fort, veranstaltete mit Hülfe der Englischen Bibelgesellschaft eine neue Auflage des chinesischen Neuen Testaments, schrieb eine kurze Geschichte des Alten, und veröffentlichte ein kleines Liederbuch. Auch das große Wörterbuch war so weit vorgerückt, daß die Ostindische Kompagnie eine Presse für dasselbe zu Macao errichten konnte, deren Dienste später auch der Mission zu Statten kamen.

Um diese Zeit (1814) konnte auch dem ersten Chinesen, Tsae-a-ko [1]), welcher mit der Lehre des Evangeliums bekannt geworden war, auf sein Verlangen die Taufe ertheilt werden. „Bei einer Wasserquelle", schreibt Missionar Morrison, „die an einer abgelegenen Stelle am Fuße eines hohen Hügels, nahe am Meeresufer entspringt, taufte ich ihn auf den Namen des dreieinigen Gottes; möge er die Erstlingsfrucht einer großen Erndte und Einer von Millionen sein, welche an den Namen Jesu glauben und durch diesen Namen selig werden"! Vier Jahre später schied er aus dieser Welt, nachdem er bis zu seinem Scheiden ein seines Christenberufs würdiges Leben geführt hatte. Bald nach dieser Erstlingstaufe konnte der Druck des Alten Testamentes mit dem 1. Buch Mose begonnen werden, und am 25. Nov. 1819, nachdem auch Milne thätigen Antheil an der Uebersetzung des Alten Testaments genommen hatte, konnte er von Kanton aus seine Gesellschaft benachrichtigen, daß die Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift beendigt sei, deren Druck im Jahre 1823 vollendet wurde. Morrison's Verdienste um die chinesische Mission aber wurden bereits 1817 durch das theologische Doctordiplom von der Universität Glasgow geehrt. Inzwischen bereiste Dr. Milne die in Hinterindien und auf den Inseln gelegenen chinesischen Ansiedlungen, um hier einen Ort ausfindig zu machen zur Ausführung des längst gehegten Planes, eine Bildungsanstalt für chinesische Nationalgehülfen zu errichten und damit eine chinesische Druckerei zu verbinden. Nachdem er auf dieser Reise auch viele Neue Testamente und Traktate in chinesischer Sprache vertheilt, ließ er im April 1815 mit seiner Gattin auf Malakka sich nieder, wo er das anglo-chinesische Kollegium [2]) gründete. Hier ward im Sommer 1816 der zweite Chinese, Leang-a-fah (Leang Afa), ein Schüler Morrisons, getauft und für den Missionsdienst vorbereitet. Im folgenden Jahre erhielt Milne an W. H. Medhurst [3]) einen Gehülfen; eine Reihe von Chinesen und Malayen ward zu Christo geführt, und der Erfolg der Anstalt ging

---

[1]) cf. Vormbaum, Missionssegen p. 214 f. [2]) cf. Kl. Missionsbibl. III. 2. p. 167 f.
[3]) cf. Calwer Missionsbl. 1857, p. 81 f. Biene 1858, p. 24.

durch die so in der Fremde Gewonnenen auch allmählich von hier aus auf das Mutterland über.

Einer der thätigsten und gesegnetsten Arbeiter aber für die Mission war der Chinese Leang-Afa[1]), welcher rastlos und voll Unruhe in mehreren Religionen den Frieden gesucht hatte, bis er durch Morrison auf den allein wahren Weg des Heils gewiesen ward. Er selbst berichtet über seine Bekehrung[2]):

„Ehe ich an den Heiland glaubte, wußte ich zwar wohl, daß ich ein Sünder sei, aber nicht, wie ich Vergebung erlangen sollte. Jeden Voll- und Neumond ging ich zum Tempel, die Götter um ihren Schutz anzuflehen. Aber obgleich mein Leib sich vor den Göttern niederwarf, hegte mein Herz gottlose Gedanken und Begierden, und ich brütete über Planen zu Betrug und Lüge. Endlich kam ich nach Malakka in das Haus eines Missionars, der seinen Hausgenossen das Evangelium von Jesu Christo predigte. Ich hörte zu, aber mein Herz blieb unergriffen. Oft blickte ich in die Schrift hinein und hörte sie erklären, allein ich verstand sie nicht. Hörte ich den Missionar die Leute von der Anbetung der Götter abwehren, so pflegte ich zu äußern, das sei eine seltsame Lehre, nach der weder Goldpapier, noch Opferkerzen, noch goldene Blumen etwas helfen, ja sogar Sünde sein sollen. Buddha wird einen solchen Feind der Götter heimsuchen, und dann werden wir sehen, ob er so fortpredigt. Nach etlichen Monaten kam ein Buddhapriester aus China und wohnte in dem Tempel Kwanyin in nächster Nähe bei mir. Er besuchte mich oft, und ich fragte ihn, wie man Vergebung der Sünden erlange? Er antwortete: Bete täglich die Gebete der wahren Frömmigkeit, und Buddha, der im westlichen Himmel wohnt, wird deiner ganzen Familie ihre Sünden vergeben. Gibst du dem Priester ein wenig Geld, um die Gebete für dich zu singen, so sollst du im künftigen Leben, statt Pein zu leiden, in einer reichen Familie geboren werden. Auf dieß entschloß ich mich, ein Anhänger Buddha's zu werden. Der Priester sandte mir ein Gebetbuch, dessen Inhalt ich tausendmal hersagen sollte, um alle Sünden meines frühern Lebens wegzuschaffen. Ich fing an, aber eines Abends, als ich allein da saß, kam mir der Gedanke, ich habe doch manche eigentliche Sünde gethan, für die ich nicht durch bloßes Gebetlesen ohne irgend eine Tugendhandlung Verzeihung erhalten könnte. Inzwischen hörte ich den Missionar die Lehre von der Versöhnung in Christo Jesu predigen und las die Schrift, die Unreinigkeit, Betrug und Götzendienst verbietet. Das sind doch, dachte ich, gute Bücher, die den Menschen von der Ungerechtigkeit abmahnen; ihre Lehren sind durch die Wunder Jesu bezeugt und müssen daher wahr sein. Jetzt hörte ich aufmerksam auf die Schrifterklärung und fragte den Missionar, was denn die Versöhnung bedeute? Er sagte mir, Jesus sei der Sohn Gottes, in die Welt gesandt, um für die Sünden der Menschen zu leiden, damit Alle, die an ihn glauben, selig werden. Da ich mich als Sünder fühlte, fragte ich, wie ich könnte Vergebung erlangen? Der Missionar antwortete: Wenn du an Jesum glaubst, wird dich Gott an Kindes Statt annehmen und in der anderen Welt dir ewiges Leben geben. Ich ging in mein Gemach zurück und dachte: ich bin ein großer Sünder, wie kann mir Gott vergeben, wenn ich mich nicht auf Christi Verdienst verlasse? Jetzt beschloß ich, ein Jünger Jesu zu werden, und begehrte die Taufe. Nach derselben suchte ich mein Herz und Leben zu bewachen, las fleißig und gern in der Schrift, und bat Gott, mir die bösen Gedanken zu vertreiben und gute in mein Herz zu geben."

Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Malakka kehrte Leang-Afa nach China zurück, und schrieb hier, von Mitleid für sein Volk ergriffen, eine Glaubenslehre, welche er, nachdem er selbst die hölzernen Typen geschnitten, in 200 Exemplaren druckte. Eben wollte er das Buch unter seine Freunde vertheilen, als sein Vorhaben von der Polizei entdeckt und er sammt seinen Büchern und Formen vor Gericht geführt

[1]) cf. Calw Monatsbl. 1843, p. 101 ff. Basl. Miss.-Mag. 1829, IV, p. 565; 1835, I, p. 101. Evang. Reichsbote 1853, Nr. 2—4.

[2]) cf. Evang. Reichsbote 1849, II, p. 126 ff.

ward. Diese wurden verbrannt, er selbst aber in den Kerker geworfen, und nur auf dringende Verwendung mehrerer mit Morrison befreundeter Kaufleute wieder frei gegeben, nachdem er 30 Schläge mit dem großen Bambus hatte erdulden und überdies eine ansehnliche Geldstrafe bezahlen müssen. Durch dies Alles indeß nur noch treuer und demüthiger gemacht, ward er von Morrison für das Predigtamt ordinirt, und widmete sich nun mit ganzer Seele diesem erhabenen Beruf, indem er mit dem Wort des Lebens sich zunächst an seine eigene Gattin wandte, dann aber in der Stille bald hier bald da unter seinen Landsleuten die Gelegenheit der schriftlichen oder mündlichen Verkündigung suchte. Wie er dabei zu verfahren pflegte, zeigt u. A. folgendes Beispiel: Während einer Reise auf dem Flusse mit dem Lesen des Ev. Marci beschäftigt, ward er von einem Mitreisenden, welcher seine Augen auf das Buch fallen ließ, um den Sinn der Worte „bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist" befragt. Afa machte ihn mit dem Tode und der Auferstehung Jesu zur Vergebung der Sünden bekannt, und verkündigte ihm, seinen eignen Glauben nicht verhehlend, das Evangelium. Als er von den Wundern Jesu berichtete, fragte ihn sein heidnischer Landsmann, ob er sie gesehen habe. „Nein", war seine Antwort, „aber sie sind uns in den heiligen Schriften glaubwürdig erzählt." — „Hast Du nie gelesen", fragte der Mann, „was der Weise Meng-Tseu gesagt hat, es sei besser gar keine Bücher zu haben, als jedem Buche zu glauben? Wenn auch die abendländischen Völker diesen Büchern glauben, so brauchen wir es doch nicht." — Afa erwiderte: „Mein Glaube an die Bibel hat seinen festen Grund: mein Gewissen sagt mir, daß ich ein Sünder bin und ohne einen Erlöser der ewigen Strafe nicht entgehen kann, und diesen Erlöser, wie ich ihn brauche, verkündigt mir dieses Evangelium."

Fünfzehn Jahre hatte Morrison bereits in China gearbeitet, und ein ziemlich vollständiges Wörterbuch der chinesischen Sprache vollendet, noch nirgends aber hatte das Evangelium öffentlich verkündigt werden können, wogegen über 100,000 einzelne Schriften, theils Theile des Wortes Gottes, theils Erläuterungen desselben in sich enthaltend, im Volke verbreitet worden waren, als am 2. Juli 1822 Milne zu Malakka starb, auf's schmerzlichste von dem bald auch durch den Tod seiner Gattin tiefgebeugten Morrison betrauert, der selbst nach Malakka kam, um die unter diesen Umständen nöthigen Anordnungen zur Aufrechthaltung der Bildungsanstalt zu treffen, und auch ferner die Hauptstütze und der Hauptleiter der ganzen Mission bis an sein Ende blieb. Nach einem Besuch in England, zu welchem seine durch Leiden und Anstrengungen angegriffene Gesundheit 1823 ihn nöthigte, der aber zugleich neue Hülfsquellen für die chinesische Mission eröffnete, kam Morrison am 19. Oktober 1826 nach Macao zurück und setzte mit neugestärkten Kräften zum Segen des Landes seine großartige Thätigkeit hier wie in Kanton fort, auch englische Gottesdienste für die Europäer haltend und christliche Schriften in chinesischer Sprache abfassend. Leang-Afa, der sich größtentheils bei ihm in Macao aufhielt, bis er im September 1827 in seinen Geburtsort bei Kanton zurückkehrte, machte

ihm durch seine Lernbegierde viel Freude und gewährte ihm durch Abfassung und eifrige furchtlose Verbreitung christlicher Schriften erwünschte Hülfe. Anfangs November 1827 aber konnte Morrison mit einigen dort wohnenden Christen in Macao eine erste Missionsbetstunde halten, wie deren jeden ersten Montag im Monat von den Christen auf dem ganzen Erdkreis umher gehalten werden; „eine unübersehbar große Kette von Betern und von inbrünstigem Flehen zum Herrn, das im fernsten Morgenlande beginnt und, so wie die Sonne läuft, jeden Monat 24 Stunden lang bis zu dem entferntesten Abendlande und den Inseln des stillen Meeres fortgesetzt wird." Auch auf die Armen und Kranken, namentlich die mit Blindheit und Hautkrankheiten behafteten, welche beiden Plagen in China häufiger als in jedem anderen Lande sind, richtete er liebevoll den Blick, studirte mit seinem ärztlichen Freunde Dr. Livingston zu Macao die chinesische Heilkunde, und errichtete daselbst in Gemeinschaft mit ihm eine Apotheke, welche sich später in ein Spital verwandelte, und der Mittelpunkt wurde, von welchem aus nicht nur vielen Kranken Hülfe geleistet, sondern auch das Evangelium immer weiter hin verbreitet wurde. „Von da an sah man ein, daß in einem Lande, das von tüchtigen Aerzten so gänzlich entblößt ist, die Heilkunst die mächtigste Bundesgenossin des Evangeliums sein müsse."

Von nun an gestalteten die Aussichten für die Mission sich immer günstiger. Zu Malakka, zu Java, zu Kanton und zu Macao arbeitete die Presse an der Erleuchtung China's, drei englische Zeitschriften belebten die Theilnahme der Europäer für dieselbe, die Zahl der Missionare in China selbst (siehe §. 6) und den von Chinesen bewohnten Ländern verstärkte sich, und eingeborene Lehrer standen ihnen in wachsender Anzahl bei. Doch war es noch im Jahr 1830 nach dem Strafgesetzbuch des chinesischen Reiches ein Criminalverbrechen, das Evangelium Christi zu predigen oder dasselbe zu bekennen und darnach zu leben; alle Fremden in Kanton wurden nur als Kaufleute angesehen und registrirt, und mußten, sobald die Geschäftssaison im Frühjahr vorüber war, sofort nach Macao sich begeben, wo sie nach speziell eingeholter Erlaubniß ihre Familien wohnen lassen, keine „barbarische Frau" aber wagen durfte, den Vorstädten der Provinzialstadt Kanton zu nahen. Als nun im Jahr 1834 das ausschließliche Handelsrecht der Ostindischen Kompagnie in China aufgehoben wurde, verlor Morrison seine Stelle als Uebersetzer, ward aber bald hernach zum Sekretair des englischen Gesandten, Lord Napier, ernannt, der im Juli 1834 nach den chinesischen Gewässern kam und, nachdem der Statthalter von Kanton ihm eine Audienz verweigert, vielfach gekränkt und gehindert sich nach Macao zurückzog, wo er bald darauf (11. Oktober 1834) starb. Wenige Wochen vorher, am 1. August 1834, ging auch Dr. Morrison in die ewige Ruhe ein; von seinen Freunden in China aber ward zu seinem Gedächtniß die Morrison'sche Erziehungs-Anstalt[1]) gestiftet. Die Leitung der bis dahin gebildeten kleinen Gemeinde zu Kanton ward von John Morrison, dem damals erst 19jährigen, aber mit allen zu

[1]) cf. Basl.-Miss.-Mag. 1848, III, p. 155.

seinem Amte erforderlichen Gaben auf's reichste ausgerüsteten, auch an Hingebung und Treue dem Vater gleichen Sohne Robert's († 29. Aug. 1843), und dem amerikan. Missionar Bridgman übernommen und wie bisher zunächst vorzugsweise mittelst der Presse und der Thätigkeit des eingeborenen Evangelisten Leang-Afa (Liang-Afah), durch den bereits 10 seiner Landsleute bekehrt worden waren und in Folge dessen die Taufe empfangen hatten, fortgeführt. Damals war es, daß durch den Letzteren während der fünftägigen öffentlichen Prüfungen zu Kanton mehr als 11,000 Traktate und Theile der Heiligen Schrift unter die Chinesischen Studenten vertheilt wurden [1]), und Einer der Letztern, der nachherige Rebellen-Kaiser Hung-Siu-tseuen jenes Schriftchen, „die guten Worte" betitelt, erhielt, das nachmals so bedeutenden Eindruck auf sein Gemüth machte.

Mit **Morrison's** Hinscheiden ging die erste Periode der chinesischen Mission zu Ende, in welcher das Werk nur still und heimlich betrieben ward. Er selbst hatte bereits in den letzten Jahren die Ueberzeugung gewonnen, daß jetzt die Zeit ängstlicher Vorsicht zu Ende gehe, und offnere und kühnere Versuche zur Ausbreitung des Christenthums gemacht werden dürften. „Wie haben sich in Kanton", schrieb er in sein Tagebuch, „seit meiner Ankunft im Jahr 1807 die Verhältnisse geändert! Chinesische Zöglinge, studirende Missionare, englische Druckerpressen, Bibeln in chinesischer Sprache, ein öffentlicher Gottesdienst: das alles steht jetzt vor unsern Augen." Dasselbe war es, um was nach Morrison's Tod auch Leang-Afa die Englische Gesellschaft ansprach. Er wünschte Missionare in sein Vaterland kommen zu sehen, die unmittelbar den Leuten predigen möchten. Ihm selbst brenne zwar sein Herz, seine verfinsterten Landsleute den rechten Weg zu lehren; aber seine eigene Kenntniß sei noch beschränkt, das Feld des Nachforschens gränzenlos, so daß ihm die Wahrheit desto tiefer erscheine, je mehr er sich in sie versenke. Eben darum bat er um Hülfe und neue Lehrer; denn es schmerze ihn tief, wenn er die Chinesen an 10,000 Göttergestalten fest angenagelt sehe, und doch liege die Wurzel des Aberglaubens tief, der Stamm sei stark und deshalb nicht so leicht auszuwurzeln: aber ihn stärke die Hoffnung, daß doch noch alle Völker Eine Familie und das Evangelium durch die ganze Menschheit ausgebreitet werden würde. Und so trat denn auch von jetzt ab die chinesische Mission, durch zahlreichere Kräfte wie durch veränderte politische Gestaltung begünstigt, auch nicht mehr geschreckt durch die dem Christenthum feindselige Gesinnung der Regierung, von welcher sie in ihrer Verborgenheit neben der römischen Kirche fast ganz übersehen worden war, freier und muthiger auf. Die Stelle der furchtsamen Politik der Kompagnie nahm mit dem Erlöschen ihres Freibriefes für China das kühnere Verfahren der britischen Regierung ein, und mit in Folge dessen stellten auch die Missionare in sich mehrender Anzahl immer vertrauensvoller dem chinesischen Volk und seinen mißtrauischen und gewaltthätigen Behörden sich gegenüber.

---

[1]) Basler Heidenbote 1835, p. 83 f.

§. 6. Von Gützlaffs Eintritt bis zum Frieden von Nanking.

Karl Gützlaff's Leben und Heimgang. Berlin 1851. (Traktat.)
Basler Missionsmagazin 1859, p. 450 ff; 1835, I., p. 107 ff. II, p. 179 ff. 314 ff. — Heidenbote 1850, p. 23 f.
Missionsfreund 1847, Nr. 8—10; 1858, Nr. 8. — **Ev. luth. Missionsblatt.** 1852, p. 233 ff. — **Schmidt**, der Sieg des Christenthums p. 248 f. — **Evang. Reichsbote** 1859, Nr. 8.
Basler Missionsmagazin 1835, III, p. 312; 1842, III, p.154; IV, p. 176.
Calwer Missionsblatt 1842, p. 11. f.; 1843, p. 3 f. 31 f. — **Missionsfreund** 1847, p. 35 f. — **Basler Heidenbote** 1856, p. 80 f. — **Missionsmagazin** 1856, III, p. 50; 1857, p. 210 ff; 1859, p. 156. — **Nachr. der O. J. M. A. zu Halle** 1859, p. 56 f. — **Ausland** 1846, p. 941. 1382 f; 1847, p. 833 f.; 1850 p. 303 f; 1851 p. 869. 873. 878.

Schon vor Morrisons Heimgang erschienen von verschiedenen Seiten her neue Arbeiter auf dem Kampfplatz. Er selbst hatte bereits die **Amerikanische Missionsgesellschaft** (Board) darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Arbeiter viel leichteren Eingang in China finden würden, als die Englischen, da sie dem argwöhnischen Mißtrauen der Regierung weniger ausgesetzt wären. In Folge dessen sandte dieselbe im October 1829 den Missionar Elijahs Bridgman, und die amerikanische Gesellschaft der Seemannsfreunde für Kanton den Missionar David Abeel, der später ebenfalls in den Dienst der erstgenannten Gesellschaft trat, nach China. Der Letztere, später von Edwin Stevens abgelöst, sollte sich der amerikanischen Matrosen annehmen, während dem Ersteren die Arbeit unter den Chinesen zugewiesen ward. Abwechselnd in Kanton und Macao, wurden sie bei einem Versuche, zu Wasser in das Innere vorzudringen, am fünften Tage von chinesischen Soldaten durch Flintenschüsse zu rascher Umkehr bewogen. Bedeutungsvoller ward für China die Ankunft des Missionar Gützlaff, dessen Name neben dem Morrisons in der Missionsgeschichte China's unvergessen bleiben wird.

Karl Friedrich August **Gützlaff** wurde am 8. Juli 1803 von armen, aber frommen Eltern lutherischen Bekenntnisses in der Stadt Pyritz in Pommern geboren, deren Bürgerschule er seit 1810 besuchte und hier beim Erlernen der Erdbeschreibung schon vorläufig auf die Missionssache aufmerksam wurde. Frühe schon von einem Drang nach Wissenschaft beseelt, aber durch die Armuth seiner Eltern genöthigt, den Handwerksstand zu erwählen, ward er nach seiner Konfirmation 1816 Gürtlerlehrling zu Stettin, benutzte jedoch jeden freien Augenblick zum Lesen und Forschen in Büchern, die er besonders von den im Hause seines Lehrherrn wohnenden Schülern geborgt bekam. Als er 17 Jahre alt war, kam der König von Preußen nach Stettin, und Gützlaff, voll glühender Sehnsucht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, wagte es, seinem Landesvater ein Gedicht zu überreichen, welches seine frommen Wünsche und Gefühle aussprach. In Folge dessen ließ der König Erkundigungen über ihn einziehen, und übergab den 18jährigen Jüngling dem Missionsseminar des ehrwürdigen Pastors Jänicke in Berlin zur Vorbereitung auf den Dienst des Evangeliums unter den Heiden. Von hier aus, wo er erst gründlich erweckt und zum Herrn bekehrt wurde, kam er 1823 mit zweien seiner Mitschüler in das malayische Missionshaus zu Rotterdam, um von der Niederländischen Missions-

gesellschaft als Arbeiter verwandt zu werden. Erst im August 1826 aber ausgesandt, um den Batta's auf Sumatra das Evangelium zu predigen, landete er am 6. Januar 1827 zu Batavia auf der Insel Java, ward hier bald mit mehreren Chinesen bekannt und von dem englischen Missionar Medhurst liebreich aufgenommen. Mit dessen Unterstützung und von einem ausgezeichneten Talent für Sprachenerlernung begünstigt machte er sich an das schwere Werk, die chinesische Sprache sich anzueignen, und da ein auf Sumatra ausgebrochener Krieg ihn von dem Orte seiner anfänglichen Bestimmung zurückhielt, begab er sich nach der Insel Rhiouw oder Bintang bei Singapore, wo er sich die Kenntniß von zwei im indischen Inselmeer geläufigen chinesischen Mundarten erwarb und zugleich mit dem im gegenüberliegenden Malakka stationirten Missionar Tomlin bekannt wurde, unter dessen Augen er seine eigentliche Schule für die chinesische Mission machte. Schon hatte er auf Rhiouw einige Seelen für die Wahrheit gewonnen, als er im J. 1828 mit Tomlin eine Reise nach Siam [1]) unternahm, wo er, während Tomlin Krankheits halber nach 8 Monaten zurück mußte, einige Jahre verweilte und als Leibes- und Seelenarzt unter Siamesen und Chinesen in der Hauptstadt Bangkok thätig war, auch die h. Schrift in's Siamesische übersetzte. Wegen des Druckes dieser Uebersetzung nach Malakka zurückgekehrt, verheirathete er sich hier mit einer wohlhabenden Engländerin, einer eifrigen Missionsfreundin und großen Sprachkennerin, und diese Heirath, sowie die Einnahme, die ihm seine ärztliche Kunst verschaffte, setzten ihn in den Stand, neue Missionsunternehmungen auf eigne Hand zu wagen. Er machte sich daher von der Verbindung mit der Niederländischen Missionshülfsgesellschaft zu Batavia, in deren Diensten er stand, da sie die Arbeit unter den Chinesen als hoffnungslos aufgab, frei, und war fest entschlossen, in das unzugänglich geachtete China einzudringen. Da starb im Februar 1831 seine Gattin nach ihrer Niederkunft zu Bangkok, bald darauf sein Kind, und er selbst verfiel in eine so schwere Krankheit, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Da trat eines Tages einer seiner chinesischen Handelsfreunde, Lin-Yung, in sein Gemach und überredete ihn, auf einer chinesischen Dschunke mit nach Tien-tsin im Norden China's, in der Nähe von Pe-king, zu fahren, eine Seereise, wie sie bisher wohl kaum ein Europäer unternommen haben mochte. Gützlaff aber, damals gerade 28 Jahr alt, wagte es im Namen des Herrn, nahm einen tüchtigen Vorrath christlicher Traktate sowie ein Kistchen mit Arzeneien mit sich und bestieg das Schiff, auf dessen Hintertheil ein elendes Loch, kaum groß genug, ihn und seine Kiste aufzunehmen, seine vorläufige Wohnung wurde. Uebrigens war er schon ganz Chinese, redete das Chinesische wie seine Muttersprache, kleidete sich wie ein Chinese, führte sogar einen chinesischen Namen, Schi-ki, und unterschrieb sich in seinen Schriften immer Gaehan, d. h. Chinesenfreund. Die Chinesen sahen ihn wie ihres Gleichen an, und „so sehr hatte Gott ihn für seine Bestimmung geschaffen, daß er selbst die Gesichtszüge dieses Volkes an sich trug."

[1]) cf. Kl. Missionsbibliothek III, 2, p. 189.

Am 3. Juni 1831 hatte der Schun-le, so hieß die Dschunke, Bankok verlassen, und nach einer ziemlich günstigen Fahrt von 35 Tagen sah Gützlaff zuerst die Küsten von China, hätte aber schon in der Nähe von Namoh, dem ersten Hafen, östlich von Kanton, durch die Matrosen, die in seinen Kisten Gold und Silber vermutheten, sein Leben eingebüßt, wenn nicht ein Greis, der dieselben offen und nur Bücher darin gesehen, die ruchlose That verhindert hätte. Nachdem er unterwegs von den Rohheiten der Schiffsleute, die fast alle dem Opiumrauchen und anderen Ausschweifungen ergeben waren, viel zu leiden gehabt, etliche Stürme ausgestanden und mehr als einmal in Todesgefahr geschwebt, überall aber die Gelegenheit wahrgenommen hatte, den Küstenbewohnern das Evangelium in Wort und Schrift nahe zu bringen, lief seine Dschunke nach einer Fahrt von 60 Tagen endlich in den Busen von Petscheli, erreichte den Peiho und ward schließlich den Fluß hinauf nach Tien-tsin bugsirt. Nicht ohne Sorgen näherte Gützlaff, von dessen Reise die Regierung, wie es schien, bisher keine Kenntniß genommen, sich dieser Stadt mit ihrer wachsamen Polizei, allein, ohne Beschützer, mit zu Ende gehendem Geldvorrath. „Ich würde tausendmal den Muth verloren haben," sagt er selbst, „wenn nicht Der, welcher zu mir gesagt hatte: Gehe! zu mir gesagt hätte: Geh' weiter! Im Ringen mit dem Herrn kehrte meine alte Ueberzeugung wieder, und ich wiederholte bei mir selbst: Die Herrlichkeit des Herrn wird in diesen letzten Tagen aufgehen über China, und die Stunde der Erlösung naht! Lieber will ich das Leben aufopfern, als in schimpflicher Ruhe an den Gränzen des Landes warten!" Und siehe, kaum hat er den Fuß in Tien-tsin, einer der rührigsten Handelsstädte, an's Land gesetzt, als aus der umstehenden Menge heraus eine große Anzahl von Leuten ihn mit dem Namen „Sein-sam! Sein-sam!" d. h. Doktor oder Prediger, begrüßen. Es waren Chinesen, die ihn in den Ansiedlungen kennen gelernt und Bücher oder Arzneien von ihm empfangen hatten, und ihm nun mit großer Herzlichkeit entgegen kamen. Sie wünschten ihm Glück, daß er die Länder der Barbaren verlassen habe, um sich unter den Schutz des „Sohnes des Himmels" zu stellen, und billigten sein Vorhaben, daß er sich nicht blos „ein Paar herumstreifenden Schlingeln" in den auswärtigen Seehäfen China's nützlich machen wolle, sondern von weiter Ferne hergekommen sei, um den getreuen Unterthanen des himmlischen Reiches seine Dienste zu widmen. Selbst das wußten sie, daß die „Sin-sang-neang," die Frau Lehrerin (Gützlaff's Gattin), gestorben sei, und bezeugten ihm darüber aufrichtiges Beileid. Die Nachricht von der Ankunft eines Missionsarztes verbreitete sich alsbald weithin, und die herbeiströmenden Kranken empfingen begierig nicht nur Arzneien, sondern auch Traktate und Theile der heiligen Schrift. Ein reicher Kaufmann, Kom-si, nöthigte Gützlaff, als Gast bei ihm zu wohnen; sein Haus wurde nie leer von Kranken und Neugierigen, und ein Mandarin von hohem Range machte sich sogar anheischig, dem fremden Arzte einen Paß nach Peking zu geben, damit er sich „dem Angesichte des Drachen" vorstellen könne. Sein Ruf stieg so, daß der Eigenthümer eines benachbarten Hauses dem Kapitän des Schiffes, das Gützlaff hergebracht hatte, diesen für 27,000 spanische Thaler (Dollars)

abkaufen wollte, in der Hoffnung, sich dadurch eine einträgliche Kundschaft zu verschaffen. Die Chinesen aus der Provinz Fokien gefielen sich besonders darin, ihn nicht nur als ihren Freund, sondern auch als ihren „Mitbürger" zu ehren, und in der That war er schon während seines Aufenthaltes in Siam von einflußreichen Personen, deren Wohlwollen er erworben hatte, mit diesem Rechte begabt worden. So hatte Gott ihm den Weg gebahnt und der Aufenthalt in Tien-tsin war in jeder Hinsicht reich gesegnet. Nach 4 Wochen mußte er jedoch mit der Dschunke wieder zurückkehren, nachdem er seinen Freunden auf ihre Bitten eine Wiederholung seines Besuchs im nächsten Jahre zugesagt. „Ich kann Gott nicht genug danken," schrieb er, „für die wohlwollende Aufnahme, welche ich in dieser Stadt gefunden habe, und ich fühle wohl, daß es der Herr ist, unter dessen Panier ich reise, der die Herzen so gelenkt hat." Am 17. Oktober fuhr der „Schun-le" bei heftiger Kälte wieder den Fluß hinab, um an den Küsten der Mandschurei seine Rückfracht zu nehmen, und brachte sodann den völlig genesenen Gützlaff abermals nach mancherlei Fährlichkeiten am 13. Dezember wohlbehalten nach Macao zurück, wo er bei Dr. Morrison und dessen (zweiter) Gattin die herzlichste Aufnahme fand.

Kaum 10 Wochen waren vergangen, als Gützlaff am 27. Februar 1832 eine zweite Reise antrat, und zwar machte er dieselbe in der Eigenschaft eines Dolmetschers der englischen Faktorei und Arztes auf dem „Lord Amherst," einem Kriegsschiffe der Ostindischen Kompagnie, welches die Bestimmung hatte, den Zustand der chinesischen Seeprovinzen mit Hinsicht auf die Förderung des Handelsverkehrs genauer zu erforschen, zu diesem Zwecke die Küsten von China, Korea, Japan und die Lieukieu-Inseln zu besuchen, dabei genaue Karten zu entwerfen und überdies jedes rechtmäßige Mittel anzuwenden, sich die Zuneigung der Eingebornen zu erwerben. Auf dieser Reise ward Amoy, wo die Unglücklichen, welche Bücher angenommen, von den Mandarinen mit dem Bambus und der Kange bestraft wurden, dafür „daß sie die Barbaren angesehen hatten," die Insel Formosa, wo früher zur Zeit der Holländischen Herrschaft durch die Bemühungen der niederländischen Kirche eine beträchtliche Erweckung stattgefunden hatte [1]), jetzt aber nur noch einige christliche Bücher sich vorfanden, Fut-schen, Ning-po, Schanghai, die Insel Tsungmin und die Halbinsel Korea besucht, und am 4. September lief der „Amherst" wieder in den Hafen von Macao ein. Ueber ein halbes Jahr hatte demnach die Fahrt gedauert, auf der sich zwar fand, daß des Kaisers Polizei überall den strengsten Befehl hatte, die fremden Schiffe am Landen zu hindern; sie war aber so feig, daß die Engländer in den großen Hafenstädten wie in den kleinsten Dörfern umhergehen konnten. Gützlaff selbst fand beim Volke die freundlichste Aufnahme, heilte viele Kranke, vertheilte seine Bücher und predigte das Evangelium, und von der angeblichen Feindschaft der Chinesen gegen alles Fremde war mit Ausnahme der Polizei wenig zu sehen, und selbst mehrere Polizeibeamte bedauerten es, so strenge Befehle zu haben. „Ich halte dafür," schrieb Gützlaff bald nach seiner Ankunft in Macao an die Bibelgesellschaft in London, „daß China der Wahrheit zugänglicher (?)

---

[1]) cf. Calw. Handbüchlein &c. p. 313 f.

sei, als viele andere heidnische Gegenden. Wundern Sie sich auch nicht, wenn ich mich zu einer dritten Reise anschicke. Sollte ich Bedenken haben, so lange mein Heiland Thüren öffnet, die Niemand zuschließt?" — Und so sehen wir ihn denn bereits 6 Wochen später eine dritte Reise die Küste entlang machen, und zwar auf der „Sylphe," einem gut bemannten und bewaffneten Schnellsegler. Diesmal hatte er dreimal mehr Bücher mitgenommen, als vorher, und wurde sie unterwegs reißend los. Er konnte deutlich wahrnehmen, wie an den Orten, wo er die beiden ersten Male Bücher vertheilt und gepredigt hatte, ein großes Forschen nach Wahrheit war; man riß sich dort förmlich um seine Bücher, und er wurde immer als ein alter Freund und guter Bekannter aufgenommen. Ende April 1833 traf er wieder in Macao ein, und auch eine vierte Reise, welche er bald hernach in Begleitung eines amerikanischen Missionars auf einem Handelsschiffe machte, lief nicht minder günstig ab.

Obgleich nun aber Gützlaff bei diesen wiederholten Reisen an den chinesischen Küsten hinlänglich erfahren hatte, daß das chinesische Volk nicht so unzugänglich war, wie man früher meinte, so durfte er es doch nicht wagen, sich in seiner Mitte niederzulassen. Denn die Engländer reizten durch ihr übermüthiges Benehmen seit 1834 den Kaiser Tao-kuang (Taukwang) so sehr, daß derselbe nicht nur den Handel mit den „fremden Teufeln" alsbald einstellen hieß, sondern auch den Druck und die Verbreitung christlicher Schriften, die namentlich Leang-Afa in Kanton bisher ungehindert betrieben hatte, unter schweren Strafen verbot[1]). Er nannte sie schlechte und schmutzige Bücher, die von den Barbaren herstammen und unter dem Vorwande der Tugend sich einschleichen. Leang-Afa mußte seiner Sicherheit wegen, da vorzugsweise die eingeborenen Christen als Verräther der Sprache des himmlischen Reiches vom Zorn der Behörden betroffen wurden, mit den meisten christlichen Chinesen Kanton eiligst verlassen, und begab sich über Macao nach Malakka, wo er namentlich an der anglo-chinesischen Anstalt wichtige Dienste leistete. Die auf dem Lande um Kanton zerstreute kleine Christenheerde ward im J. 1835 von Missionar Medhurst besucht, der, von Batavia kommend, mit Missionar Stevens nach dem Vorgange Gützlaff's eine Reise an den Küsten China's zum Zwecke genauerer Erforschung des Landes mit Hinsicht auf die Mission zu unternehmen von der Londoner Missions-Gesellschaft beauftragt war, und die früheren Berichte Gützlaffs nur bestätigen konnte.

Missionar Bridgman dagegen, von der amerikanischen Mission, konnte noch eine Zeit lang ungestört seine stille Arbeit in der von Morrison vorgezeichneten Weise zu Kanton und Macao fortsetzen, und erhielt an dem Missionar Williams und dem Drucker Tracy, die zu gleicher Zeit in Kanton eintrafen, zwei sehr willkommene Gehülfen. Gützlaff, der sich von 1834—37 in Macao aufhielt, verheirathete sich wieder mit einer Engländerin und unterstützte die dortigen wenigen englischen und amerikanischen Missionare. Ein besonderes Augenmerk ward fortwährend auf die Verbreitung von Druckschriften

---

[1]) cf. Basl. Heidenb. 1835, p. 75. 83 f. Calw. Monatsbl. 1843, p. 111 f.

gerichtet, wobei auch die unter den auswärtigen Chinesen bestehenden Missionen auf's thätigste mitwirkten. Unter dem Einflusse der Missionare bildete sich ferner die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China, welche die Herausgabe von Schriften geschichtlichen, geographischen, astronomischen und anatomischen Inhalts zu ihrer Aufgabe machte, auch eine Zeitschrift, „das chinesische Magazin," gründete, während die Morrisons-Gesellschaft für Erziehung chinesischer Kinder Schulen für beide Geschlechter gründete und Lehrer und Lehrerinnen von Amerika und England berief. Im Jahre 1836 ward diese Thätigkeit auf kurze Zeit unterbrochen, indem die Regierung, auf dieselbe aufmerksam geworden, allen Besitzern christlicher Schriften, besonders aber den eingeborenen Predigern des Evangeliums harte Strafen androhte. Das Drucken mußte eingestellt und die Formen vergraben werden, während Drucker und Lehrer sich verborgen hielten. Doch ließ die Verfolgung später so sehr nach, daß selbst Leang-Afa sich zu seiner Familie nach Kanton wagen durfte.

Mit Bridgman und Gützlaff zusammen veranstaltete der jüngere Morrison eine verbesserte Ausgabe der chinesischen Bibel, wozu auch Medhurst Vorarbeiten gemacht hatte. Auch gaben sie ein von dem Letzteren verfaßtes Wörterbuch der Fo-kien Mundart zu Macao heraus, verbreiteten Traktate, predigten in vertraulicher Unterredung mit Einzelnen auf Straßen und Märkten, in Häusern und Tempeln das Wort Gottes mit so fließender Zunge, daß die Chinesen ihr Erstaunen über die „Fanki's" oder „fremden Teufel" nicht unterdrücken konnten. Dabei leiteten sie auch einige wohlthätige Anstalten für arme und kranke Chinesen, wie das Hospital für Augenkranke zu Macao, woselbst im Febr. 1838 auch eine ärztliche Missions-Gesellschaft für China[1]) sich bildete, in deren Spitälern zu Macao und Kanton der bereits seit 1834 in Kanton thätige Missionsarzt Dr. Parker, der später an Dr. Diver einen Gehülfen erhielt, in wenigen Jahren über 10,000 Kranke behandelte, welche alle das Evangelium hörten, das Wort Gottes und Traktate erhielten. Bald trat auch die Londoner Missions-Gesellschaft durch die Sendung des ebenso geschickten als frommen Arztes Dr. Lockhart, den ein mit Medhurst nach London gegangener und daselbst getaufter junger Chinese, Tschu-ti-lang, begleitete, auf's neue in dies schöne Missionsfeld ein, während die Amerikanische Mission den Tod des auf einer Reise nach Singapore verschiedenen Missionar Stevens zu beweinen hatte. Gützlaff, der in Macao ganz besonders einer Schule für chinesische Kinder unter einer englischen Lehrerin vorstand, machte mittlerweile dann und wann Ausflüge in das Innere des Landes, und erhielt in einer Stadt sogar das Bürgerrecht. Von drei schiffbrüchigen japanischen Matrosen, die in seinem Hause lebten, lernte er auch das Japanische; als er aber 1837 mit ihnen und den Missionaren Parker und Williams Japan besuchen wollte, wurden sie mit Kanonenschüssen am Landen verhindert. Inzwischen stieg die Feindschaft zwischen Engländern und Chinesen immer höher und nie

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 13.

waren die Missionare so behindert als im Jahre 1838 [1]), in welchem Gützlaff wegen seiner gründlichen Kenntniß der chinesischen Sprache und Sitte von der englischen Gesandtschaft zu Macao als zweiter Sekretär mit einem Gehalt von 4800 Thalern angestellt wurde, den er größtentheils der Mission zu Gute kommen ließ und nebenbei selbst immer Missionar blieb, des Sonntags allein 6 mal predigte (3 mal chinesisch, 2 mal japanisch, 1 mal englisch), und dadurch den Unwillen der englischen Kaufleute erregte, daß er, statt blos ihre Handelsinteressen wahrzunehmen, so viel Zeit mit Durchsicht der chinesischen Bibel und mit Schreiben von Traktaten und Zeitschriften zubrächte.

Da brach im Jahre 1839 der **Krieg zwischen England und China** aus, dessen Ursachen und Verlauf wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen und dessen Folgen für die chinesische Mission so wichtig geworden sind. Schon am Ende des 17. Jahrhunderts fand ein schwankender, seit 1720 ein festerer, wenngleich durch viele Hindernisse erschwerter Handel zwischen Engländern und Chinesen Statt, zu dem in England die Ostindische Kompagnie das Monopol besaß, und der 1757 auf Kanton unter der Vermittelung officiell anerkannter chinesischer Mäkler, der s. g. Hongs [2]), beschränkt wurde. Dieser Handel dauerte unter mancherlei Wechselfällen und Störungen, die theils durch die übertriebenen Ansprüche der in Kanton und Macao residirenden Engländer, theils durch den eifersüchtigen Nationaldünkel und die Gewaltsamkeiten der Chinesen herbeigeführt, immer aber durch die kluge Politik der Englisch-Ostindischen Kompagnie wieder beigelegt wurden, zu immer steigendem Vortheil der Engländer ohne gefährliche Konflikte und nachhaltige Unterbrechungen bis zur völligen Aufhebung des Monopols der Englisch-Ostindischen Kompagnie fort. Lord Napier aber, der nach den Bestimmungen der Parlamentsakte vom 28. August 1833 als erster Oberaufseher (Superintendent) mit der Befugniß, alle Handelsverhältnisse der Engländer in China zu reguliren und alle Gerichtsbarkeit über sie auszuüben, nach Kanton gesandt worden war, kam gleich bei seiner Ankunft daselbst im Juli 1834 in Streit mit den chinesischen Behörden, die ihn in seiner Stellung nicht anerkannten, und da er mit den ihm zu Gebote stehenden Gewaltmitteln nichts auszurichten vermochte, zog er sich nach Macao zurück, wo er im October dieses Jahres starb. Auch seine Nachfolger, Davis und dann Elliot, wurden in Kanton nicht anerkannt, weßhalb der Letztere 1837 ebenfalls nach Macao sich begab, um von hier aus seine Funktionen, so gut es ging, auszuüben. Unter ihm entwickelte sich die Opiumangelegenheit zu der Krise, die den unmittelbaren Ausbruch des

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1843, p. 31.

[2]) Jeder in Kanton sich aufhaltende Fremde wird nämlich als Kaufmann angesehen und muß in einer abgesonderten Vorstadt, wo die Handelsfaktoreien der Europäer sind, wohnen. Dort lebt er unter der Bürgschaft eines „Hong" oder chinesischen Kaufmanns; dieser versieht ihn mit einem s. g. „Comprador," ohne dessen Vermittlung er weder Lebensmittel kaufen, noch sich Diener verschaffen, noch einen Dolmetscher oder Sprachlehrer finden kann. Der Hong ist für die gute Aufführung des Fremden verantwortlich; sobald dieser von der Polizei angeschuldigt wird, wird der Hong seines Vermögens beraubt und geprügelt, welche Strafe er seinerseits wieder alsbald über die ihm untergeordneten Comprador's oder Geschäftsträger verhängt.

Krieges veranlassen sollte, welcher deßhalb auch gewöhnlich **der Opiumkrieg** genannt wird. Der Handel mit Opium[1]), über dessen Bereitung und Genuß wir schon andernorts das Nöthige beigebracht, befand sich bis zum Jahre 1767 in den Händen der Portugiesen, welche die Waare aus der Türkei erhielten und nach China zu medizinischen Zwecken unter einem unbedeutenden Zoll einführten. Im Jahre 1773 fing auch die Englisch-Ostindische Kompagnie diesen Handel an, der indeß nicht einträglich genug gewesen zu sein scheint, so daß sie um's Jahr 1800 ganz aufhörte, diese Waare auf eigenen Schiffen auszuführen. Dagegen begann um diese Zeit der abscheuliche Opiumschmuggel. Die chinesische Regierung nemlich, als sie die gefährlichen Folgen des sich ausbreitenden Opiumgenusses bemerkte, erließ seit 1796 strenge Verbote gegen den Verkauf und Gebrauch desselben, die von Jahr zu Jahr verschärft wurden, so daß der einzige Weg, diese Waare in die Häfen China's zu bringen, der Schmuggel war. Die Kompagnie ließ nun zwar keines ihrer Fahrzeuge mehr an diesem Handel theilnehmen, entblödete sich aber nicht, die Schmuggelwaare in Indien selbst zu bereiten, ja sie zu monopolisiren, und sie dann an Privatschiffe, denen sie dafür Freihandelscheine ausstellte, zum Behuf des Schmuggelns nach China zu verkaufen. Unter erfolglosen Maßregeln und unwirksamen Remonstrationen auf der einen, und frechen, ruchlosen Gesetzesübertretungen auf der andern Seite ging der Handel ungeschwächt und in so steigendem Maße fort, daß die im Jahre 1824 bereits 12,639 Kisten[2]) zählende Einfuhr nach 10 Jahren auf 21,785 Kisten gestiegen war, und im Jahre 1837 nicht weniger als 39,000 Kisten im Werth von 25 Millionen spanischen Thalern (Dollars) eingeschmuggelt wurden. Alle Anstrengungen der Regierung erwiesen sich als fruchtlos; unzählige bis an die Zähne bewaffnete Schiffe waren an der ganzen Küste mit diesem ruchlosen Schmuggel beschäftigt, der Genuß des verführerischen Giftes griff in erschreckendem Maße um sich und alljährlich gingen 500,000 Pfund Sterling als Zahlung für diese verderbliche Waare aus dem Lande. Trotzdem hatte der Kaiser schon 1830 den Vorschlag, die Opiumeinfuhr gegen einen hohen Zoll gesetzlich zu gestatten, mit Entrüstung von sich gewiesen, obschon dadurch dem Schatz eine Einnahme von fast 4 Millionen Thalern erwachsen sein würde. Als nun aber auch die strengsten Verordnungen und Strafen nicht mehr halfen, wurde endlich die Geduld des Kaisers erschöpft, und er beschloß Ende 1838 zum Aeußersten zu schreiten. Der kaiserliche Kommissar Lin ward mit außerordentlichen Vollmachten nach Kanton gesandt, um dem Opiumschmuggel definitiv ein Ende zu machen. Am 10. März 1839 kam er in Kanton an und verkündigte am 18. März einen kaiserlichen Befehl, der den Fremden förmlich zur Pflicht machte, ihm das Opium, das sich an Bord ihrer Schiffe befand, ohne Rückhalt auszuliefern und eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche sie versprachen, solches nie mehr in

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1857, p. 203 ff.; 1848, III, p. 46 f. 107. Ausland 1846, p. 497 f. 416. Calw Missionsbl. 1844, p. 71.

[2]) Der verdickte und mit allerlei Zuthaten für den chinesischen Geschmack verarbeitete Mohnsaft wird schließlich in Kugeln von etwa 3¼ Pfund geknetet die in Blätter der Mohnpflanze eingewickelt und in Kisten von 125—133 Pfund verpackt werden.

diese Gegend zu bringen. Der Oberaufseher Elliot, aus Furcht, wie man sagt, durch Widerstand die Abfahrt der mit Thee beladenen Schiffe zu hindern, von welchen die englische Regierung beträchtliche Summen an Accise voraus zu erheben hatte, forderte die englischen Kaufleute auf, alles für den Schmuggel bestimmte Opium als Eigenthum der Regierung, in deren Namen er zur Entschädigung sich verpflichtete, ihm zu übergeben, worauf ihm 20,283 Kisten im Werth von etwa 29 Mill. Gulden ausgehändigt wurden, die er unter Protest der chinesischen Regierung überlieferte. Der ganze ungeheure Vorrath wurde auf Befehl des Kaisers in großen Wannen mit Kalk und Salz vermengt und dann in's Meer geschüttet, ein Geschäft, das volle 20 Tage dauerte. Folge davon waren allerlei Feindseligkeiten und endlich offner Krieg mit England. Sämmtliche Engländer wurden auch aus Macao vertrieben, am 28. Juni 1840 aber blokirte eine englische Flotte den Tigerfluß vor Kanton, eine andere Heeresabtheilung nahm anfangs Juli die Insel Tschusan und besetzte deren Hauptstadt Ting-hai, beschoß Amoy, vernichtete seine Festungswerke und fuhr am 11. August in den nach Peking führenden Peiho ein. Jetzt begannen Unterhandlungen, zu deren Fortführung ein kaiserlicher Kommissar nach Kanton gesandt wurde, wohin auch die englische Flotte zurückkehrte und, um ihren Forderungen mehr Nachdruck zu geben, am 9. Jan. 1841 die Forts an der Tigermündung nahm und den Chinesen großen Schaden zufügte. Dies half, und am 20. Januar ward ein vorläufiger Friedensvertrag abgeschlossen, wonach der Hafen von Kanton wieder eröffnet, der Handel wieder hergestellt, Hongkong den Engländern abgetreten und 6 Millionen Dollars Kriegsentschädigung gezahlt, auch die offiziellen Verhältnisse zwischen der englischen und chinesischen Regierung auf den Fuß völliger Gleichheit gestellt werden sollten. Die englische Flotte zog sich nach Hong-kong zurück, aber da der Friede bis zum 24. Februar von der chinesischen Regierung nicht gutgeheißen war, begannen die Feindseligkeiten am folgenden Tage auf's neue. Nachdem die Engländer am 18. März die Vorstadt der Faktoreien in Kanton eingenommen, baten die Chinesen um Waffenstillstand, rüsteten aber desto eifriger zum Kriege, und so zogen Unterhandlungen und Kämpfe abwechselnd sich hin, bis die Engländer unter neuen Anführern und mit verstärkter Macht vom August 1841 an endlich vollen Ernst machten. Amoy, das die Chinesen für unbezwinglich hielten, ward genommen, auf der davor liegenden Insel Ku-lang-su eine kleine Besatzung gelassen, und am 30. September auch Tschusan nach einem kurzem aber hartnäckigen Gefecht wieder besetzt. Am 10. October ward das feste, von den tapferen Tartaren vertheidigte Tschin-hai nach kurzen Kampfe, und 2 Tage darauf Ning-po ohne Schwertstreich genommen. Nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen nahmen die Engländer am 18. Mai 1842 Tscha-pu, den Hauptstapelplatz des chinesischen Handels mit Japan, drangen durch die stark befestigte Mündung des Yan-tse-kiang, nahmen am 19. Juli Schanghai, endlich am 21. Juli fiel auch Tschin-Kiang-fu (Tsche-Kiang), wo der Kaiserkanal den Yan-tse-kiang kreuzt, nach dem tapfersten Widerstand der tartarischen Truppen in ihre Hände, wodurch Nanking selbst bedroht ward, vor welchem die

Engländer am 6. August ankamen. Jetzt baten die Chinesen ernstlich um Frieden, die Unterhandlungen mit drei kaiserlichen Kommissaren begannen am 15. August, und am 29. August 1842 ward an Bord des „Cornwallis," im Angesicht von Nanking ein Friedensvertrag, der **Vertrag von Nanking** abgeschlossen, in welchem den Engländern die Insel Hongkong förmlich abgetreten, außer Kanton auch die Häfen Amoy, Schanghai, Ningpo und Futschau für den Handelsverkehr eröffnet, Regulirung der Zölle, Zulassung von Consuln in den fünf Häfen, Behandlung auf gleichem Fuß und Zahlung von 21 Millionen Dollars (1,800,000 Pf. Sterling, etwa 53,000,000 Gulden) Kriegsentschädigung, bis zu deren Abtragung die Engländer Tschusan und Kulangsu besetzt halten sollten, versprochen wurde; von dem Opiumhandel aber, der doch den ganzen Krieg veranlaßt, stand leider kein Wort darin. Der Vertrag ward später vom Kaiser genehmigt und von beiden Seiten ratifizirt; an demselben Tage aber, da er abgeschlossen ward, grub ein evangelischer Missionar in den berühmten Porzellanthurm zu Nanking die Worte: Karl Gützlaff, vom Ufer des baltischen Meeres.

Während des Krieges nämlich hatten sich **die Missionare** meist nach Macao zurückgezogen, wo ihre Arbeit, obgleich beschränkt, doch nicht unfruchtbar war. Gützlaff, der beim Ausbruch des Krieges 1839 Haus und Habe verlassend auch aus Macao hatte flüchten müssen, und mit seiner Familie nach den Philippinen gesegelt war, durfte es bei der großen Liebe und Achtung der Chinesen gegen ihn dennoch bald wagen, nach Macao zurückzukehren und seine Missionsarbeit wieder zu beginnen, auf welcher gerade jetzt großer Segen ruhte. In den Versammlungen zu Macao erwachte ein mächtiger Gebetseifer und ein ernstes Streben nach Gnade: 6 Japaner und 17 Chinesen waren um die Mitte des Jahres 1840 als Christen um Gützlaff versammelt, mehrere Andere begehrten ernstlich die Taufe. Da eroberten die Engländer Tschusan, wohin Gützlaff mit seiner Familie sich alsbald begab und die Insel mit ihren fast 470,000 Einw. von diebischem und lügnerischem Schlage 7 Monate lang mit der Predigt des Evangeliums durchzog, bis sie im Frühjahr 1841 wieder an die Chinesen kam, und er selbst nach Macao zurückkehrte. Hier fand er seine kleine Gemeinde ganz zerstört, sammelte sie aber bald wieder, während seine Frau eine kleine Schule zu halten begann, und fing an, eine kleine Zahl bekehrter Chinesen in das Innere des Landes zu senden, um Schriften zu verbreiten, für welche Unternehmungen er damals von Amerika, Holland und Deutschland aus mit Geld unterstützt wurde. Als dann die Engländer Ningpo erobert hatten, machten sie Gützlaff, den Chinesenfreund, zum Statthalter daselbst, um das Volk für sich zu gewinnen, und er benutzte diesen von ihm 7 Monate lang zu allseitiger Zufriedenheit verwalteten Posten mit Treue und Eifer auch zur Verkündigung des Evangeliums und zur Verbreitung der Schrift. Vom Mai 1842 an mußte er aber wieder dem englischen Kriegsheer folgen, wobei es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, den Gefangenen und Verwundeten das Evangelium zu verkündigen. Bei den Friedensverhandlungen selbst war er sehr thätig und mit den kaiserlichen Bevollmächtigten genau bekannt, weshalb er sich am Ende noch die Freiheit nahm, einem

Jeden derselben ein Exemplar des Neuen Testamentes mit dem Bemerken zu übersenden, das sei die Offenbarung Gottes, des Herrn Himmels und der Erde, der seinen eingebornen Sohn zur Erlösung aller Völker in die Welt gesandt habe; er wolle sie daher bitten, dieses Buch als den wahren Weg zum Leben mit großer Aufmerksamkeit zu lesen. Nach dem Abschluß des Friedens aber schrieb Gützlaff: „Mein Herz bebt mir vor großer Freude, daß nun der Weg nach China offen steht. Wenn man die Vorurtheile dieser Leute betrachtet, ihre große Anhänglichkeit an ein Gesetz, welches sie fortwährend von der ganzen Welt abschnitt, und sieht sie dann der Nothwendigkeit sich unterwerfen, dann erscheint das Tagewerk des 29. August als ein bloßer Traum, den selbst die stärkste Einbildungskraft feuriger Hoffnung nie hätte hervorrufen können. Aber es ist geschehn, und möge der Herr aller Gnade dieser neuen Uebereinkunft Dauer und Stärke verleihen! Ich stütze mich nicht auf den Arm des Fleisches, denn er hat mich immer betrogen. Allein dem Herrn Jesu hoffe ich zu dienen mit Leib und Leben bis zum letzten Tage meines Seins. O, unter Seinem Banner lebt man so sicher, und durch Seine Kraft erhält man den Sieg!"

§. 7. Vom Frieden zu Nanking bis zu Gützlaffs Ende.

Allgemeines: Basler Missionsmagazin 1842, IV, p. 176; 1843, II, p. 145; 1844, II, p. 147; 1847, IV, p. 262; 1848, III, p. 34 ff.; 1849, IV, p. 140 f.; 1852, III, p. 179. IV, p. 314. — Calw. Missionsblatt 1843, p. 99; 1844, p. 36. 51 f. 58 f.; 1846, p. 133. Monatsblätter 1850, p. 101. — Missionsfreund 1848, p. 101 f.; 1850, p. 94. — Ausland 1851, p. 881. 886. 889. 894. 897.

Londoner M.-G.: Basler Missionsmagazin 1841, IV, p. 155; 1842, I, p. 150; 1844, I, p. 181. III, p. 195; 1845, II, p. 154. IV, p. 152; 1846, II. p. 128; 1847, I, p. 174. II, p. 180; 1848, I, p. 128 f. III, p. 50 f, 61 f. 89 f. 152 ff. IV, p. 202 f.; 1849, II, p. 181. IV, p. 141; 1850, III. p. 161 f.; 1851, II, p. 283. — Calw. Missionsblatt 1844. p. 26; 1846, p. 134; 1849, p. 49. 53; 1850, p. 65. — Beleuchtungen 1849, p. 3. 33. — Goßner, Biene 1848, p. 30 f. 44 f.; 1849, p. 11 f. 19 f. 45; 1850, p. 56. 1851, p. 22.

Amerikanische M.-G. (Board): Basl. Missionsmagazin 1843, II, p. 144; 1844, II, p. 146 f. III, p. 194 f.; 1845, I, p. 118. II, p. 154. III. p. 137, IV, p. 152; 1846, I, p. 217. IV, p. 189; 1847, II, p. 180; 1848, I, p. 128. II, p. 149. III, p. 34 f. 90 f. 114 f. 121 f. 134 f. 142. IV, p. 203; 1849, I, p. 123. II, p. 181; 1851, IV, p. 172. — Calw. Missionsblatt 1844, p. 135; 1846, p. 133 f. Monatsblätter 1848, p. 116 f. — Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 118 f. 129 f. — Goßner, Biene 1848, p. 94 f.; 1849, p. 30; 1850, p. 26 f.

Gützlaff und der chinesische Verein: Basl. Missionsmagazin 1844, IV. p. 207; 1846, II, p. 128 f. III, p. 95 f. IV. p. 189; 1847, I, p. 147. II, p. 180 f. III, p. 199 f. IV, p. 262 f.; 1848, I, p. 128 f. II, p. 149 f. III, p. 145 f.; 1850, I, p. 179. — Calw. Missionsblatt 1843, p. 79 f.; 1844, p. 25 f. 82 f.; 1845, p. 17. 23. 30. 53. 57. 81. 89. 102; 1846, p. 7. 14. 25. 36. 45. 58. 70. 83. 93. 105. 113; 1847, p. 1. 10. 18. 25. 37. 50. 67. 77. 86. 106. 117; 1848, p. 8 ff. 22. 34. 41. 49. 65. 77. 85. 94. 104; 1849, p. 12. 27. 35. 49. 53. 73. 86. 103; 1850, p. 7. 10. 15. Monatsblätter 1850, p. 103 ff. Beleuchtungen 1851, p. 24. 29 — Gaehan's Chinesische Berichte 2c. Kassel 1848 ff. — Evang.-luth. Missionsblatt 1852, p. 235 f. 260. 266. 275. 298. — Basl. Heidenbote 1850, p. 23 f. — Gützlaff, Bericht seiner Reise von China nach England 2c. Kassel 1850. — Missionsfreund 1851, N. 25 und 26.

Englisch-Kirchliche M.-G.: Basl. Missionsmagazin 1843, II, p. 142; 1846, I, p. 216; 1848 H. 3. — Calw. Monatsblatt 1853, p. 116 f. 123 f.

Englische Baptisten: Basl. Missionsmag. 1843, II, p. 140. 144; 1847, I, p. 174. — Calw. Missionsbl. 1846, p. 134.

Amerikanische Baptisten: Basl. Missionsmag. 1844, III, p. 195; 1846, I, p. 216 f.; 1850, I, p. 178. — Calw. Missionsbl. 1846, p. 133 f.

Amerikanische Presbyterianer: Basl. Missionsmag. 1843, I, p. 212. III, p. 150; 1845, I, p. 118. IV. p. 152; 1846, IV, p. 180; 1847, I, p. 174. II, p. 180. IV, p. 262; 1848, IV. p. 202. Calw. Missionsbl. 1846, p. 134. — Ev.-luth. Missionsbl. 1850, p. 29.

Amerikanisch-Bischöfliche M.-G.: Basl. Missionsmag. 1845, IV, p. 152; 1846, II, p. 128; 1847, I, p. 174. III, p. 199; 1848, II, p. 149. III, p. 161. — Evang.-luth. Missionsblatt 1850, p. 88.

Chinesische Stiftung: Missionsfreund 1845, p. 49; 1847, p. 40. 77. — Brauer, Missionswesen u. s. w. II, p. 717 f. — Ev.-luth. Missionsbl. 1849, p. 107; 1852, p. 284. — Rheinische Berichte 1857, p. 31 f. — Nachrichten der O.-J. M.-A. zu Halle 1859, p. 72 f. — Monatsberichte der chinesischen Stiftung. Kassel 1847—49. Quartalberichte derselben. Ebendaselbst 1850 ff.

Rheinische Mission: Basler Missionsmag. 1846, III, p. 199; 1848, IV, p. 202; 1850, II. p. 288. — Missionsfreund 1846, p. 49; 1847, p. 27. — Calw. Missionsblatt 1851, p. 26. — v. Rhoden, Geschichte der rheinischen Miss.-Gesellsch. p. 79 f. 218 ff. — Wallmann, Leiden und Freuden rheinischer Missionare p. 42 ff.

Basler Mission: Basl. Missionsmag. 1847, III, p. 199. IV, p. 154; 1848, I. p. 128. IV, p 154 ff.; 1849, III, p. 140 f.; 1850, I, p. 179. II, p. 214 f. 234 f. 247 ff. — Heidenbote 1846, p. 76; 1847, p. 69. 85; 1848, p. 5. 17. 31. 67; 1849, p. 79; 1850, p. 75. 83; 1851, p. 19, 63. — Calw. Beleuchtungen 1847, p. 17 f. 34 f.; 1852, p. 1 f.

China offen! — das war die Freudenkunde, welche nach dem Frieden von Nanking, dessen Zugeständnisse später auch den Nordamerikanern und Franzosen eingeräumt wurden, durch die Christengemeinden in Europa und Amerika erscholl, und nicht blos die schon vor dem Kriege und während desselben in China thätige Londoner und Amerikanische Missionsgesellschaft zu neuen und umfassendern Anstrengungen ermuthigte, sondern auch von England und Amerika aus eine ziemliche Anzahl neuer Missionsunternehmungen in's Leben rief, um nach den Schrecken des Krieges dem nun zugänglicheren Volke im Reiche der Mitte das Evangelium des Friedens zu bringen. Fast gleichzeitig traten von England aus die Englisch-Bischöfliche Kirche und die (Allgemeinen) Baptisten auf den Plan, und Hongkong, wo auch Gützlaff den Chinesischen Verein begründete und China durch Chinesen in Masse zu bekehren unternahm, ward der Mittelpunkt für die englisch-chinesische Mission; von Amerika her wurde die Zahl der Missionare durch Sendboten der Baptisten, der Presbyterianer, der Episcopalen (Bischöfliche) und Methodisten vermehrt, und nächst Macao Amoy zum Hauptsitz der amerikanischen Mission gemacht. Nachdem dann der Kaiser im Jahre 1845 auf Ansuchen des französischen Gesandten eine Verordnung erlassen [1]), in der völlige Duldung des Christenthums als der „Religion des Himmelsherrn" verkündigt ward, und dieser Duldungserlaß, welcher zunächst der römischen Kirche galt, auch auf die evangelische ausgedehnt worden war [2]), fing auch Deutschland, wo in demselben Jahre die Chinesische Stiftung begründet wurde, zunächst in Anschluß an Gützlaffs Wirken an, sich bei der chinesischen Mission lebhafter zu betheiligen, und die Rheinische und die Basler Missionsgesellschaft sandten ihre ersten Friedensboten nach dem himmlischen Reich, dem der Eingang ins Himmelreich nicht länger verschlossen bleiben sollte.

---

[1]) Das Dekret selbst ist vom 28. December 1844, ward aber erst im folgenden Jahre bekannt gemacht. [2]) cf. Ev.-luth. Missionsbl. 1848, p. 130 ff.

Verfolgen wir nun etwas genauer das Wirken zunächst der englischen, dann der amerikanischen, endlich der an Gützlaffs Thätigkeit sich anschließenden deutschen Mission bis zu dessen Tode im J. 1851, und suchen schließlich einen Ueberblick über den Stand der ganzen chinesischen Mission in diesem auch sonst bedeutungsvollen und gewissermaßen einen neuen Wendepunkt bildenden Jahre zu gewinnen.

Von der **Londoner Missionsgesellschaft** durchreiste Dr. Lockhart schon während des Krieges theils allein, theils mit Gützlaff, die Insel Tschusan und Theile der Küste von China um Tschusan und Ningpo als Arzt, heilte viele Kranke, predigte und vertheilte christliche Bücher, kehrte aber bei Räumung der Insel im Februar 1841 nach Macao zurück. Missionar Dr. Will. Ch. Milne, ein Sohn des Genossen Morrisons, begab sich im Dezember 1842 von der zum zweitenmal besetzt gewesenen Insel Tschusan nach **Ningpo**, wo er, als Chinese gekleidet, mitten in der Stadt als der erste Europäer Wohnung nahm, um sich mit der Sprache und den Sitten der Chinesen möglichst vertraut zu machen, im Juli 1843 aber zu Lande durch die Provinzen Tschekiang, Kiangsi und Kwangtung 1300 englische Meilen weit nach Kanton und von da zu einer Missionskonferenz in Hongkong reiste, das er von Ningpo aus in 38 Tagen erreichte. Die Gesellschaft hatte nämlich um diese Zeit eine ansehnliche Erweiterung ihrer Missionen beschlossen, und für diesen Zweck besondere Sammlungen angestellt; in Folge davon vertheilten sich nun ihre Missionare auf verschiedenen Stationen. Walter H. Medhurst und Dr. Will. Lockhart machten **Schanghai** zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit, wo sie gegen Ende 1843 anlangten und später auch eine Presse aufstellten; **Hongkong** (Viktoria) besetzten 4 Missionare, darunter Dr. Legge, Milne und der Arzt Dr. Benj. Hobson; auch in **Amoy** (Emui) ließen 2, unter ihnen Missionar Stronach, sich nieder.

Zu **Ningpo** begründete Miß Aldersey [1]), die früher in Surabaya auf Java arbeitete, eine Mädchen-Erziehungsanstalt, wo sie zwei chinesische, auf Java durch sie bekehrte und von Medhurst getaufte Mädchen, Ati und Kit, zu Gehülfinnen hatte, und wirkte hier längere Zeit ganz allein und selbstständig.

Zu **Schanghai** ward durch Dr. Lockhart ein Hospital und eine Apotheke errichtet, wohin innerhalb 8 Monaten an 8000, durchschnittlich aber täglich 100 — 120 Leidende kamen, denen Medhurst zweimal wöchentlich eine Anrede hielt und religiöse Schriften unter sie vertheilte, welche sie dann nach ihrer Heimath trugen. Auch die Städte und Dörfer der Umgegend wurden besucht und Tausende von Traktaten, die begierig aufgenommen wurden, vertheilt. Bald konnten zwei bekehrte Chinesen getauft werden, und im Jahr 1847 wurden sonntäglich zwei, und ebensoviel Wochen-Abendsgottesdienste in der Missionskapelle [2]) vor 3 — 500 Zuhörern, außerdem jeden Sonntag Abend und für die Kranken alle andern Tage am Mittag eine Versammlung im Saale des chi-

---

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1844, p. 25. Basler Miss.-Mag. 1848, III, p. 89.

[2]) Das Recht Kirchen zu bauen war auch eine Folge des Friedensschlusses von 1842 und des Duldungsediktes von 1844.

nesischen Spitals, wobei 2 — 400 Zuhörer sich einfanden, gehalten. Im März des folgenden Jahres aber wurden die Missionare Lockhart, Medhurst und Muirhead, als sie von einer Besuchsreise nach Tsing-po (Zing-pu) Traktate vertheilend zurückkehrten, von einem Haufen roher Schiffer verfolgt, schwer gemißhandelt [1]) und nach dem Orte zurückgeschleppt, vermuthlich um ein gutes Lösegeld von ihnen zu erpressen; hier jedoch nahmen sich einige wohlgesinnte Chinesen ihrer an und ließen sie durch Vermittelung einer Magistratsperson nach ihrem Boote zurückbringen, der britische Consul von Schanghai aber that sogleich kräftige Schritte, um Genugthuung zu erhalten, was ihm auch vollkommen gelang. So wurden denn auch später die Besuchsreisen in der Umgegend fortgesetzt, und das Volk zeigte sich überall willig und bereit, das Wort zu hören und Bücher anzunehmen. „Es ist ein weites und einladendes Feld", sagt Milne, „und wenngleich Ausländer sich nicht in's Innere wagen dürfen, so können doch die eingeborenen Gehülfen nicht nur ungehindert, sondern willkommen das Wort des Lebens ungezählten Schaaren verkündigen. Hätten wir nur genug solcher tüchtigen Gehülfen, ich bin völlig überzeugt, ganz China würde bald zu Gott bekehrt und mit dem Evangelium erfüllt sein." In Schanghai selbst ward die Kirche (1850) schon zu klein, und die Missionare fühlten das Bedürfniß, eine größere für wenigstens 1000 Personen zu bauen; das Neue Testament war ganz übersetzt, sehr schön gedruckt, und wurde für etwa 3 Sgr. verkauft. Unterm 18. Februar 1851 aber konnte (der von Amoy hierher versetzte) Missionar Stronach von 8 Fokien-Chinesen melden, die er im Laufe von 10 Monaten getauft hatte, und die alle durch ihren Wandel Hoffnung gaben, daß sie wirklich vom Tode zum Leben hindurchgedrungen seien.

In **Amoy** konnte die Gattin des Missionar Young bereits im Mai 1846 eine Mädchenschule eröffnen, nachdem kurz zuvor 2 bejahrte Chinesen getauft worden waren. Der Besuch der täglichen und sonntäglichen Gottesdienste in der Missionskapelle war sehr ermuthigend, und oft und zahlreich fanden auch Eingeborne aus der Nachbarschaft und auswärtige Handelsleute sich dazu ein, hörten das Wort und empfingen Traktate [2]). Das Christenhäuflein mehrte sich, erlitt aber im Dezember 1848 einen schmerzlichen Verlust durch den Tod des treuen Nationalgehülfen Go-to [3]), dessen Herz von Liebe zu Christo brannte und der sehnlich wünschte, daß alle seine Landsleute Ihn kennen und lieben möchten. Auch von Amoy aus wurden Besuche in der Umgegend gemacht, die sich 1850 selbst bis Tschang-schu, der Hauptstadt von Fo-kien, 18 Stunden landeinwärts, erstreckten.

In **Hongkong** unterhielt die Lond. M.-G. im Jahre 1845 die drei Missionare Dr. Legge, B. Hobson und J. Gillespie, die beiden letzteren waren indeß wegen Krankheit nach England gereist. Sie hatten in Hongkong (Viktoria) eine kleine chinesische Kirche und eine Kostschule für Knaben. Die Morrison'sche Erziehungs-Anstalt

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1849, p. 33 f. Goßner Biene 1849, p. 19 f.
[2]) cf. Goßner Biene 1849, p. 30. [3]) cf. Calwer Missionsbl. 1850, p. 65 f.

unter der Pflege der zwei amerikanischen Missionare Brown und Bonney hatte eine Kostschule von über 30 Schülern, deren Zahl nach Herstellung der nöthigen Baulichkeiten bis auf 50 vermehrt werden sollte. Das Missionshospital stand unter Hobsons Leitung; das von Malakka 1842 hierher verlegte anglo-chinesische Kollegium ward als chinesische Schule von Dr. Legge, dessen Gattin auch eine Mädchenschule hielt, fortgeführt.[1]) Als derselbe im Jahr 1846 wegen seiner Gesundheit nach England reisen mußte, nahm er drei Zöglinge seiner Anstalt, die ihm von Malakka gefolgt waren, mit dahin, wo sie im Oktober 1847 getauft wurden, später aber mit Legge nach Hongkong zurückkehrten, um als Evangelisten unter die großen Schaaren ihrer Landsleute gesandt zu werden.[2]) In Hongkong selbst wurden Mitte 1846 zwei bejahrte Chinesen getauft, denen im August 1847 zwei andere, Laon-thing-schan und Kwan-Sang, an deren Bekehrung der alte ehrwürdige Helfer A-sun, einer der ersten durch L. Afa Bekehrten, großen Antheil hatte[3]), nachfolgten, während noch mehrere um die Taufe sich bewarben. Und als im Mai des folgenden Jahres eine neue Kapelle mit Sitzen für etwa 300 Personen ausschließlich für den chinesischen Gottesdienst eröffnet wurde, hielten auch 2 Chinesen, A-gong und Tschin-sin, Ansprachen[4]) an die 500 Versammelten, unter denen auch 20 Frauen — ein seltener Anblick — sich befanden. Weitere Taufen folgten im November 1848, und von den 36 Knaben der „Chinesischen Schule" waren im Mai 1849 bereits 8 anerkannte Glieder der Kirche Christi, und 3 von diesen im Begriff, Nationalprediger zu werden. Dr. Hirschfeld aber, Nachfolger des nach Kanton versetzten Dr. Hobson an dem von Macao nach Hongkong verlegten Hospital, erzählt unterm 25. September 1850 folgende merkwürdige Bekehrung eines Chinesen[5]):

A-Pun, ein Wahrsager seines Berufs, hatte schon vor sieben oder acht Jahren in Kanton das Evangelium verkündigen gehört, aber ohne einen fruchtbaren Eindruck davon zu empfangen. Vor etwa vier Jahren zog er nach Viktoria und besuchte öfter die Bazaar-Kapelle. Allmählich fing die Wahrheit in ihm zu wirken an, und er wurde von seiner Sündhaftigkeit überzeugt; aber das Fleisch stritt wider den Geist und ließ diesen nicht zur Herrschaft kommen. Jetzt bildete sich eine Geschwulst auf seinem Rücken, die schnell wuchs und ihn antrieb, den Missionsarzt um Heilung anzugehen. Das war vor etwa zwei Jahren. Der Arzt sagte ihm, diesem Uebel werde nur eine schmerzliche Operation abhelfen können, und da der Mann sich nicht dazu entschließen konnte, entließ er ihn mit der Ermahnung, zu Jesu zu beten, und gab ihm einige Traktate. Nach einigen Wochen kam A-Pun wieder in's Hospital und bat den Arzt, die Operation nun vorzunehmen. Aufgefordert, sich zu setzen, da dieselbe ihm Schmerz verursachen würde, sagte er: „thut nichts: ich will lieber dabei stehen" und lehnte sich über einen dastehenden Stuhl. Zweimal während der Operation fragte der Arzt, ob es ihm weh thue, und erhielt jedesmal ein entschiedenes Nein zur Antwort. — Hierauf wohnte der Mann regelmäßig den Gottesdiensten in der Spital-Kapelle bei, und die Wunde heilte bald. Eines Sonntags nun, als am Schluß der Predigt Dr. Legge die Worte sprach: „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils; wer will heraustreten und sich frei zum Herrn bekennen?" da trat der Operirte hervor und erzählte seine ganze Geschichte, welche damit schloß: „Als der Arzt mir sagte, ich müsse

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 155 f. [2]) cf. Goßner Biene 1848, p. 30 f. Calwer Missionsbl. 1849, p. 49. [3]) Goßner, Biene 1848, p. 44 f. [4]) cf. Ebend. 1849, p. 11 f. 45 f. Calwer Missionsbl. 1849, p. 53. [5]) cf. Heidenb. 1851, p. 22. Missionsfreund 1852, p. 15.

mich einer Operation unterziehen, da betete ich und sprach: Bist Du, Jesu, der allmächtige Gott, für den Dich die fremden Lehrer verkündigen, so halte mich schmerzenfrei. Ich gehe nun in das Spital, und habe ich während der Operation keine Schmerzen, so will ich an Dich glauben und Dich als den wahren lebendigen Gott verehren." Von da an kam er jedesmal zu den Kranken in die Bazaar-Kapelle, wenn der Arzt hinging, sie zu besuchen, und predigte ihnen Jesum. Bald empfing er auch Kraft, sein bisheriges Truggeschäft aufzugeben, ward getauft und wandelte recht.

In **Kanton** ließ Mitte 1848 der von einer Reise nach England zurückgekehrte, früher am Hospital zu Hongkong[1]) thätige Dr. Hobson als Hospitalarzt sich wieder nieder. Trotzdem gerade hier bei dem mehr als anderwärts sich äußernden Fremdenhaß ein harter Boden war, befand sich doch eine kleine Gemeinde bekehrter Chinesen daselbst, deren der bereits früher nach Kanton zurückgekehrte Leang-Afa[2]) sich treulich annahm und mit Gefühl und Würde ihre Gottesdienste hielt. Viele Leidende kamen, und meldeten sich um ärztliche Hülfe; es ward ihnen noch mehr. „Ich empfange", schreibt Dr. Hobson, „die Kranken drei Mal wöchentlich, wozu jedesmal 5 — 6 Stunden hingehen. Vormittags 9 Uhr kommt Afa, worauf sich dann die Nationalgehülfen in meinem Arbeitszimmer zum Gebet und Lesen der heiligen Schrift versammeln. Dann gehen wir hinunter, wo die Kranken sind, und Afa trägt ihnen die praktischen Wahrheiten des Evangeliums vor. Jeder Kranke erhält einen Traktat, und hierauf werden abwechselnd Männer und Frauen, 8 — 10 auf einmal, zur Untersuchung hinzugelassen. Während ich ihnen leiblich diene, sitzt Afa bei mir und spricht auf angemessene Weise zu denen, die auf meine Hülfe warten."

Die Englisch-Kirchliche Missionsgesellschaft dachte bereits im Jahr 1843 an eine Mission in China, nachdem ein Ungenannter für diesen Zweck schon im Voraus 6000 Pfd. geschenkt hatte. Die ersten Mission. derselben, G. Smith und Mac-Clatchie, kamen bereits Ende Sept. 1844 in Hongkong an, von wo sie, oder eigentlich nur Smith, da sein Begleiter in Kanton zurückblieb, 8 Tage später eine Rundreise[3]) durch Kanton, Schanghai, Ningpo, die Insel Tschusan, Futschau und Amoy antraten, um den geeignetsten Ort für eine Missions-Niederlassung zu erkunden. Auf dieser Reise sprachen sie zu Kanton auch den alten Leang-Afa, dessen bei den Engländern als Dolmetscher angestellter und so dem Missionswerk verloren gehender Sohn Atuh sich eben nicht sehr freundlich über deren anmaßendes Wesen gegen seine Landsleute, was diesen die Annahme des Christenthums verleide, aussprach. Leang-Afa bestätigte dies zwar im Allgemeinen, gab aber doch mehr Milde und Sanftmuth kund. Als ihm Smith sagte, er hoffe, daß er (Afa) viele Seelen zum Lohne bekommen werde, und bemerkte, daß sie, die Erstlinge des Evangeliums in China, auf eine besondere Weise aus den Schaaren der sie umgebenden Heiden ausgewählt seien, erwiderte er sehr gefühlvoll: „Wenn fremde Christen eine so große Liebe zu den Seelen haben, daß sie kommen, den Chinesen, die sie hassen, das Evangelium zu verkündigen, wie viel mehr sollte ich, ein Chinese, mich be-

---

[1]) cf. Calwer Beleuchtungen 1849, p. 3 f. [2]) cf. Basl. Miss-Mag. 1848, III, p. 8 ff. 25. 27. [3]) Ebendas. H. 3.

mühen, die Bekehrung meiner Landsleute zu bewirken.“ Auf Smiths weitere Frage, worin die Hindernisse der Mission eigentlich bestünden, antwortete er: „Die Herzen der Chinesen sind sehr hart; sie hören europäischen Missionaren zu, ohne etwas einzuwenden, bis sie fort sind; mir aber sagen sie etwa: diese englische Lehre mag wohl gut sein; aber ihr solltet sie zuerst an den Engländern selbst versuchen, denn das sind gottlose Leute; hat diese Lehre sie besser gemacht, dann kommt und redet mit uns.“ — Manchmal, sagte er, kämen Leute zwei oder drei Tage hinter einander zu ihm, um auf seine Unterweisung zu hören; aber häufig sei ihre letzte Frage die: „wie viele Thaler erhalten wir monatlich, wenn wir Christen werden?“ Leang-Afa fügte jedoch hinzu: „Gott kann auch solche Herzen erweichen, aber sonst Niemand.“ Ehe er sich entfernte, sagte ihm Smith noch, sein Name sei vielen Christen in England wohl bekannt, und man beobachte sein Wachsthum mit inniger Theilnahme. Der Alte konnte sich der Thränen nicht erwehren, und sagte, gen Himmel weisend, er bete herzlich, das sein zu können, was er solle; er fühle aber, wie schwach er sei. — Am 3. Dezember 1844 kehrte Missionar Smith von dieser Reise nach Hongkong zurück und am 20. Dezember stieß sein Freund, Mac-Clatchie, von Kanton kommend, zu ihm, reiste aber am 20. Februar 1845 wieder ab, um in **Schanghai** die erste Station seiner Gesellschaft zu begründen, während Smith, der nachmalige Bischof von Viktoria, wegen leidender Gesundheit auf Hongkong zurückblieb. Hier hatte auch der englische Regierungskaplan V. Staunton, Gützlaffs ehemaliger Zögling, eine Schule für chinesische Knaben zu bauen angefangen; da aber seine Amtsgeschäfte: Besuch der Kranken in den Spitälern, Verrichtung der Gottesdienste 2c. seine und des Militairkaplans Kräfte mehr als in Anspruch nahmen, so mußte der Schulunterricht einem eigentlichen Missionar übertragen werden. — Erst i. J. 1849 ward **Futschau** als zweite Station der Gesellschaft von den Missionaren Welton und Jackson bezogen, deren Niederlassung die vielen Gelehrten daselbst auf alle Weise zu hintertreiben suchten. [1]) Aber die ärztliche Thätigkeit Welton's vereitelte den Plan, und nach manchen Schwierigkeiten und Gefahren wurde doch den Missionaren eine sichere Wohnung innerhalb der Stadt zu Theil. Als dritte Station der Kirchlichen Missions-Gesellschaft ward endlich **Ningpo** besetzt.

Ende März 1843 beschloß auch die (Allgem.) **Baptisten-Missions-Gesellschaft** in England, eine Mission in China anzufangen, nachdem ein Baptistenprediger, Schuck, bereits im Mai 1842 die erste Baptisten-Kapelle auf Hongkong mit 7 Gemeindegliedern eröffnet hatte. Missionar Hudson ward nach **Ningpo** gesandt, wo er im Mai 1846 eine Schule mit 7 Knaben eröffnete, auch mit dem Beistand seines chinesischen Lehrers einen ziemlich zahlreich besuchten chinesischen Gottesdienst anfing, und im Juni d. J. an dem von Hongkong kommenden Missionar Jarron einen Mitarbeiter bekam.

---

[1]) cf. Calw. Monatsbl. 1853, p. 116.

Von der großen **Amerikanischen Missionsgesellschaft** (Board), die bereits seit 1830 in China thätig war, schiffte Missionar Abeel schon im Februar 1842 von Macao nach **Amoy** sich ein, um zu sehen, was in dieser Gegend für die Mission geschehen könnte, während Missionar Williams in gleicher Absicht nach **Hongkong** sich begab. Abeel ließ mit dem Missionar der Amerikanischen Episcopalen, Boone, zuerst auf der Insel Kulangsu sich nieder[1]), von wo er später nach dem gegenüberliegenden Amoy zog und hier eine Kapelle erbaute. Auf einer im Juli 1843 zu Hongkong abgehaltenen Missionsconferenz, der später eine andere von 12 Missionaren aus 4 Evangelischen Confessionen über die Bearbeitung einer dritten Bibelausgabe [2]) folgte, ward beschlossen, auch in Ningpo und Schanghai Missionen zu begründen, während in dem unter Dr. Parker stehenden Spital der Amerikan. M. G. zu **Kanton** vom 1. Juli bis Ende 1843 über 2100 Kranke aufgenommen wurden und die Anstalt immer mehr das Zutrauen der Chinesen jeden Ranges gewann. Biblische Bücher und Traktate in reicher Anzahl wurden hier vertheilt, und in den letzten 6 Monaten des Jahres 1844 deren mehr weggegeben, als zuvor in so viel Jahren. Nach Kanton siedelten daher auch die Missionare von dem benachbarten Hongkong im Sommer 1845 über. Trotz ihres wohlthätigen Wirkens trafen sie indessen hie und da auf erbitterten Widerstand [3]), ja bei einem Ausfluge nach Honan, im Jahr 1846, waren sie nahe daran, in einem Steinregen das Leben einzubüßen; sie entkamen nur mit knapper Noth, während der Pöbel, von dem der Steinregen kam, aus allen Kräften schrie: „die fremden Teufel haben unser Volk getödtet, nun wollen wir euch tödten, und das uns gethane Unrecht rächen." Doch galt der Volkshaß mehr den Ausländern, als den Predigern des Evangeliums, da die ansässigen Fremden, und zwar großentheils durch eigne Schuld, in Kanton schlecht gelitten waren." „Hätten die Eingebornen", heißt es in den Berichten des Board selber, „nie andere, als gewissenhafte und ehrenwerthe Fremde gesehen, so würden wir auch nichts von den Gewaltthätigkeiten zu berichten gehabt haben, die in den letzten paar Jahren so häufig vorgefallen sind." — Zwar taufte Missionar Bridgman im Mai einen Chinesen von 46 Jahren, Jang Lanjen, der fast 2 Jahre christlichen Unterricht empfangen hatte; doch wollte es den Missionaren nicht gelingen, eine geordnete Gemeinde aus den Eingeborenen zusammen zu bringen; das Größte, was sie ausrichteten, bestand darin, daß Hunderttausende von Chinesen einige Wahrheiten des göttlichen Wortes kennen lernten. Wenn übrigens die Missionare selbst als das erste von ihnen allezeit verfolgte Ziel in jener Zeit die Predigt nennen, so stand doch im Vordergrund ihrer Thätigkeit offenbar das Hospital, in welchem während eines einzigen halben Jahres

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1848, III, p. 114 f.

[2]) In dieser vom 22. August bis 4. September 1843 währenden Konferenz ward der Beschluß gefaßt, diese Arbeit nicht zu übereilen, sondern alle vorhandenen Kenntnisse der chinesischen Sprache auf's sorgfältigste zu benutzen und dabei allein den hebräischen und griechischen Text, keine Uebersetzungen, zu benutzen. Calw. Beleucht. 1849, p. 37 ff. [3]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1846, I, p. 217 f.

1347 Kranke verpflegt wurden; — die Druckerei, welcher die Englische Regierung daselbst einen ansehnlichen Guß chinesischer Typen zu dem ursprünglichen Werthe von 5000 Pfd. gegen gewisse Bedingungen überlassen hatte, — und die damit verbundene Vertheilung christlicher Schriften: namentlich aber das Hospital, in welchem bis Ende 1847 beinahe 25,570 Kranke, davon etwa 3000 im letzten Jahre, aufgenommen wurden, wie denn auch von den 3 Hauptmissionaren zu Kanton 2 zugleich Aerzte waren. Neben dem allen her ging dann natürlich die Predigt des Evangeliums, wobei Dr. Parker regelmäßig von Leang-Afa und gelegentlich auch von andern Missionaren unterstützt wurde, und zwar im Hospital als häusliche Andacht und persönliche Unterredung, draußen aber, bei Gelegenheit der Schriftenvertheilung, als allgemeine Ansprache und daran sich schließende Besprechung.

Von **Amoy** schrieb Missionar Abeel schon 1844: „Ich kann mir kaum denken, daß irgend ein Ort bequemere Gelegenheit darbieten sollte, die Wahrheiten des Christenthums weit und breit auszustreuen, als die Station in Amoy. Man braucht gar nicht vor's Haus hinauszugehen; ja es ist fast unmöglich: denn es kommt eine Schaar um die andere herbei, und beschäftigt uns fast jeden Tag mehrere Stunden lang, bis wir oft ganz erschöpft sind." Ein anderer Vortheil für die dortige Mission war die außerordentliche Freundlichkeit, mit welcher die Behörden-Welt den Missionaren entgegenkam. So wurden auch die Missionare des Am. Board im Jahre 1845 nebst den englischen Missionaren in Amoy alle zu einem ausdrücklich für sie veranstalteten Festmahle vor die fünf höchsten Beamten der Stadt eingeladen, — eine Aufmerksamkeit, die noch keinem der dort ansässigen Kaufleute zu Theil geworden. Eine noch größere Ehre widerfuhr ihnen anfangs 1847: sie durften dem Vicekönig selbst einen freundschaftlichen Besuch abstatten, — dem Vicekönig, der von Futschau, seiner Residenz aus, über eine Bevölkerung von vierzehn Millionen gebietet, und der, wenn er alle drei Jahre die ihm untergebenen Provinzen durchreist, den „Drachenthron" vollkommen vertritt, indem bei solchen Gelegenheiten sein Wort Gesetz ist. Sonntags- und Wochengottesdienste wurden demnach unbehindert von den Missionaren Pohlmann und Doty gehalten und von vielen Zuhörern regelmäßig besucht, ein Hospital errichtet, in den Tempeln und auf den Straßen das Evangelium verkündigt, und bald kürzere, bald längere Predigtreisen[1]) in die Umgegend unternommen. Die beiden ersten Getauften waren im April 1846 zwei hochbetagte Chinesen; eine Kirche mit einem Thurm ward im Jahre 1848 gebaut, auch besondere Gebetsversammlungen eingerichtet, und die Aussichten für diese Mission, obschon auch hier mehr eine regelmäßige Zuhörerschaft, als eine wirkliche Gemeinde gesammelt ward, gestalteten sich immer erfreulicher, trotzdem daß in Amoy auch alljährlich 1 Million Dollars für eingeschmuggeltes Opium ausgegeben ward und an 1000 Opiumläden die unglückseligen Opfer zum sinnbetäubenden Genuß einluden.

---

[1]) cf. Calw. Monatsbl. 1848, p. 121 f.

Nach **Futschau** am Min-Fluß zog im Jahre 1847 aus **Kanton** Missionar Johnson, um in dieser großen und volkreichen Stadt das Wort vom Kreuz zu predigen. Er fand seine Wirksamkeit meist unter den ärmsten Klassen der dasigen Einwohner, nachdem er am 1. Juni 1848 eine chinesische Schule, sowie Predigen und Traktatvertheilung begonnen, und seine anfangs unordentliche, später aber ziemlich stille und aufmerksame Zuhörerschaft schwankte zwischen 50 bis nahe an 100 Seelen.

Die Amerikanischen Baptisten hatten bereits 1842 mehrere Bekehrte auf **Hongkong**, wo Missionar Roberts, dem sich längere Zeit Gützlaff eng anschloß, in dessen chinesischen Berichten er Aloko genannt wird, auch ferner mächtig predigte; auch Missionar Schuck trat in die Dienste dieser Gesellschaft, die im Jahre 1846 auf Hongkong eine kleine, von Missionar Dean besorgte, und während dessen zeitweiliger Abwesenheit in Nord-Amerika unter der Pflege eingeborner Evangelisten stehende Kirche, und außer Viktoria noch 3 Nebenstationen hatte. Missionar Schuck und Dr. Devan begaben sich 1845 nach **Kanton**, von wo der Erstere nach dem Tode seiner Gattin mit seinen Kindern nach Amerika ging, nachdem er bis Mitte 1845 binnen 2½ Monaten 9 Chinesen und 3 Ausländer getauft, und mit Dr. Devan zusammen an 10,000 christliche Schriften in Umlauf gesetzt hatte. Die Mission hatte hier (in Kanton) eine kleine chinesische Kirche, welche für die Zuhörer bald zu enge wurde, weßhalb man sich nach größern Räumlichkeiten umsah. — In **Ningpo** hatte die Baptisten-Missions-Gesellschaft seit 1844 den Dr. M. Gowan, der ein Hospital besorgte; später ward auch **Schanghai** besetzt und im Jahre 1850 eine Kirche daselbst erbaut.

Die **Amerikanischen Presbyterianer** beabsichtigten bereits im Jahre 1842 ihre chinesische Mission in Singapore[1]) an die Küsten von China zu verlegen, und nachdem Missionar Lowrie einen Besuch daselbst gemacht, wobei er in einem Schiffbruch beinahe das Leben verloren hätte, sandte die Gesellschaft ihre ersten Boten noch in demselben Jahre über Kanton nach **Macao**, wo im Jahre 1847 drei Missionare arbeiteten; 1844 ward **Amoy** mit einem Hospital, und in demselben Jahre auch **Ningpo** und die Insel **Tschusan**, welche letztere 1846 wieder geräumt werden mußte, besetzt. Im Hospital zu Amoy ward im März 1844 die erste Betstunde gehalten, bis gegen Ende Oktober aber an 2400 Kranke meist aus den niederen Ständen bedient. In Ningpo ward 1846, wo bereits eine Schule von 30 Knaben bestand, ein Platz zu einem Gottesacker gekauft, unter dem 4. Mai 1847 aber, in welchem Jahre 3 Missionare nebst einer fleißig arbeitenden Buchdruckerpresse sich daselbst befanden, einer ihr Schüler, Aku, getauft. Jeden Sonntag waren in der Stadt vier Kapellen und eine in der Woche zum Gottesdienst offen und wurden zahlreich besucht; einer der Bekehrten aber, Apu, half mit Vertheilung der Bücher und im Sprechen mit den Leuten.

Die **Amerikanischen Episcopalen** oder die **bischöfliche Kirche Amerika's** begann ihre Missionsthätigkeit in China erst im Jahre 1845. Im Juni dieses Jahres langte der schon früher in China gewesene und nun

---

[1]) Kl. Missionsbibl. III, 2, p. 172.

zum Bischof geweihete Missionar Boone (Buhn) mit seiner Familie und den Jungfrauen Jones und Morse zu **Schanghai** an, wo er die Missionare Medhurst, Milne und Dr. Lokhart von der Londoner Gesellschaft und den englisch bischöflichen Missionar Clatchie vorfand. Es folgten ihm noch die Missionare Woods und Grahem, von denen jener zwar wegen Kränklichkeit alsbald zurücktrat, aber sofort durch Missionar Syle (Seil) ersetzt wurde. Sie begannen alsbald die Erlernung der dasigen Mundart und die Uebersetzung der Hauptstücke ihres Katechismus und ihres kirchlichen Gebetbuchs, welche sie zu ihrer Uebung einigen Schülern einzuprägen suchten, so daß sie schon im Februar 1846 eine Schule eröffnen konnten. Im April wurde als Erstling der junge mit in Amerika gewesene Tschai getauft. Im November 1846 begannen sie in einer kleinen Kapelle regelmäßigen chinesischen Sonntagsgottesdienst, der immer von mindestens 150 Personen besucht blieb. Es hörten bei den verschiedenen Missionaren sonntäglich an 1000 Personen das Evangelium in dieser Stadt und ihre Zahl würde sich verdreifacht haben, wenn die Kapellen geräumiger gewesen wären. Leider ward im Jahre 1847 Grahem durch seine Gesundheit zur Heimkehr genöthigt, und bald darauf befiel den Bischof Boone ein schweres Nervenleiden, welches ihm alles Predigen unmöglich machte und seine Thätigkeit auf die Theilnahme an der gemeinschaftlichen Arbeit aller protestantischen Missionare, der Verbesserung der chinesischen Bibelübersetzung, beschränkte. Syle mußte nun die Predigten übernehmen, war aber der Sprache noch nicht mächtig genug, so daß die Zuhörerzahl rasch abnahm und sich erst allmählich wieder hob. Im August 1847 kam dann ein neuer Gehülfe, Spalding, der alsbald mit großem Eifer auf die Erlernung der Sprache sich legte; doch ist leicht zu ermessen, wie hinderlich dieser beständige Wechsel der Arbeiter dem Fortgange des Werkes sein mußte, das im Uebrigen durch das gesunde Klima und das freundliche Entgegenkommen der Bevölkerung zu Schanghai begünstigt wurde.

Die Amerikanischen Methodisten (Methodist Episcopal Church), welche bereits seit 1844 in **Schanghai** thätig waren [1]), besetzten nach 1847 auch **Futschau,** wo sie ebenfalls mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatten. In derselben Stadt machten im Jahre 1849 auch zwei **schwedische Missionare** [2]) einen Versuch, Fast und Elquist, von denen der Letztere vor seiner Aussendung noch eine Zeit lang in der lutherischen Missionsanstalt (damals noch) in Dresden gewesen war. Leider schloß Fast seine Missionslaufbahn in China schon im Jahre 1850 — unter den Händen chinesischer Seeräuber. Elquist, der ihn begleitete, obwohl von einem großen Steine an die Stirne getroffen, hatte Geistesgegenwart genug, sich in's Wasser zu stürzen, und es gelang ihm, tief untertauchend das Ufer zu erreichen. Er kehrte aber, ganz entmuthigt, bald darauf nach Schweden zurück. — Und nun wollen wir sehen, was unser Landsmann von den Ufern des baltischen Meeres, Gaëhan, der Chinesenfreund, seit dem Frieden von Nanking in China ausgerichtet.

---

[1]) cf. Goßner Biene 1853, p. 76. [2]) cf. Basler Missions-Mag. 1850, IV, p. 123. Missionsfreund 1852, p. 10. Basler Heidenbote 1853, p. 31.

Nach dem Frieden lebte **Gützlaff** etwa ein Jahr lang als englischer Statthalter auf der von den Engländern als Unterpfand noch besetzten Insel Tschusan, wo er nach Kräften für das Evangelium wirkte, im Lande herumreisend Vornehmen und Geringen Christum predigte, Schulen anlegte und Bücher schrieb, drucken ließ und vertheilte. Im November 1843 begab er sich nach **Hongkong**, wo in der neugegründeten Stadt Viktoria schon ein reges Leben erwacht war und Londoner und Baptisten-Missionare bereits für die Ausbreitung des Reiches Gottes wirkten. Hier auf Hongkong wandte sich Gützlaff besonders zu den sich dort zahlreich ansiedelnden ärmeren Klassen der chinesischen Bevölkerung, Fischern, Steinhauern u. s. w., unter denen er einen von den übrigen Missionaren wenig beachteten nordamerikanischen Baptisten-Missionar, Roberts, von den Chinesen Aloko, auch Laohau genannt, in gesegneter Wirksamkeit fand, an den zwei bekehrten Chinesen, Chow und Chun, sich angeschlossen hatten. Er gesteht, noch nie einen Mann gefunden zu haben, der mit solcher Hingabe und Demuth ganz seinem Missionsberuf lebe, zu welchem er auch, obgleich er kein Sprachtalent habe, durch die Fülle, mit welcher er den chinesischen Punti-Dialekt zu sprechen vermöge, besonders ausgerüstet sei. Ihm und seinen beiden Gehülfen schloß Gützlaff sich daher zunächst an und bewahrte ihm fortwährend alle Liebe und Treue, bis erst in späterer Zeit seine baptistischen Irrthümer sich geltend machen wollten und Gützlaff nöthigten, die frühere Stellung zu ihm aufzugeben. Bald kamen auch etliche Glieder seiner früheren kleinen Gemeinde in Macao zu Gützlaff nach Hongkong herüber und sammelten sich um ihn und die drei Anderen. Unter ihnen zeichnete namentlich Tsang sich aus, ein junger frischer Mann, der seinen Landsleuten in zwei Mundarten gar fließend und brünstig predigen konnte; zwei Andere, Ming und Koe, besuchten besonders die Schiffe in den benachbarten Hafenorten und brachten ihnen die Schätze der ewigen Liebe; noch Andere reisten tiefer in's Land und vertheilten christliche Schriften unter das Volk. Ueberhaupt trat die große Befähigung vieler der getauften Chinesen zur Verkündigung des Evangeliums immer mehr hervor, womit denn auch zugleich das Verlangen Gützlaffs und seiner Freunde wuchs, die Zahl der eingeborenen Lehrer zu vergrößern und sie sofort angemessen zu beschäftigen. Hieraus bildete sich nun fast von selbst eine nähere Vereinigung der um Gützlaff versammelten bekehrten Chinesen zum Zweck der Verbreitung des Evangeliums in China durch eingeborene Missionare, welche sich daher als **Christlicher Verein zur Ausbreitung des Evangeliums** (Tschoan-fuh-jin-tshihwui) bezeichnete. Unterm 16. Juni 1844 übersandte Gützlaff, der als Gaëhan, Freund China's, der Secretär dieses Vereins wurde, während die Chinesen Chun und Ming als Vorsteher bezeichnet werden, den ersten Bericht dieses chinesischen Vereins auf Hongkong an Dr. Barth in Calw, in dessen Missionsblatt seitdem fast monatlich chinesische Berichte Gaëhans erschienen. Die Zahl der Mitglieder war damals 21.

Gützlaff ging dabei von der Voraussetzung aus, die Evangelisirung China's werde nur durch Chinesen gelingen. Denn die Chinesen ver-

achteten nun einmal alles Fremde; so würde auch das Evangelium, wenn es ihnen als eine Gabe Fremder erschiene, mit mißtrauischen Augen von ihnen betrachtet werden. Zwar werde allerdings das Werk nicht ohne die Hülfe europäischer, theologisch durchgebildeter Missionare zu Stande kommen können, allein diese müßten so viel Selbstverleugnung haben, ganz zu Chinesen zu werden, sich in Kleidung und Sitte ihnen anzubequemen. Auch sollten seiner Meinung nach die europäischen Missionare von vorn herein mehr die Stellung von Superintendenten einnehmen, sich der Fortbildung und Ueberwachung der eingebornen Prediger unterziehen, die Predigt an's Volk selbst aber sollte vornehmlich durch Eingeborne geschehen. Und eben dazu sollte nun der chinesische Verein zu Hongkong dienen. Es wurden also die Mitglieder des Vereins bedeutet, nachdem sie die unendliche Gnade des Heilandes erfahren hätten, der sie aus den Götzendienern heraus zu seinem wunderbaren Licht und zur Erkenntniß seines Namens gerufen habe, solle es ihr ernstliches Anliegen sein, sich dem barmherzigen Erlöser zu weihen, und Jedes in seinem Kreise und nach seinen Mitteln die frohe Botschaft der Erlösung ihren verblendeten Landsleuten zu predigen, wie der Herr ihm Gnade und Gelegenheit dazu geben werde. Wer an sein Haus gebunden sei und nicht fortkönne, wie z. B. ein Schulmeister an seine Schule, der solle sehen, wie er in seiner Schule, in seiner Werkstatt, auf seinem Acker u. s. w. das Evangelium treiben möge; wer aber irgend fortkönne, der solle reisen. Das wurde zur Hauptsache gemacht: überall herumzuwandern ohne Rast, damit der Name des gekreuzigten Herrn und Heilandes überall im Lande bekannt würde. Doch wird dazu kein Mitglied des Vereins gezwungen; es geht Keiner, ohne darum gebeten zu haben, und wenn er geht, wird ihm gesagt, daß er allein dem Herrn verantwortlich sei, dessen Gegenwart ihn umgebe. Als Probe der Tüchtigkeit werden die Seelen betrachtet, welche durch seinen Dienst zu Gott bekehrt werden.

Die Wirksamkeit des chinesischen Vereins gestaltete sich also folgendermaßen: Der Mittelpunkt und die Leitung des ganzen Werkes befand sich in Hongkong. Hier war Gützlaff selbst, betete mit seinen Chinesen und unterrichtete sie, so weit seine Berufsgeschäfte es ihm verstatteten. Fand sich nun Jemand, der willig war und für tüchtig gehalten ward, der ward mit dem nothwendigen Reisegelde versehen und zur Predigt des Evangeliums hinausgeschickt; erst nur versuchsweise auf kürzere Zeit in die nächste Umgegend. Es ward ihm seine Reiseroute vorgeschrieben und die von ihm zu berührenden Orte bezeichnet. Fand er Etliche, die sein Wort gern annahmen, so brachte er sie wo möglich mit nach Hongkong. Dann wieder eine Zeit lang unterrichtet, ward er auf weitere Reisen gesandt. Die von ihm Mitgebrachten wurden inzwischen auch unterrichtet und sobald als möglich zu ihren Familien als Missionare zurückgeschickt. Auf diese Weise mehrte sich die Zahl der Lehrer natürlich schnell. Hatte Jemand eine Gemeinde von wenigstens 50 Gliedern gesammelt, so konnte er ordinirt, also ein ordentlicher Prediger werden. Die Zahl der Prediger war in den ersten zwei Jahren schon auf 40 gekommen, welche in 15 Städten festen Fuß gefaßt, kleine Gemeinden um sich gesammelt und

13 Kirchen eingerichtet hatten. Die Zahl der Getauften war zu derselben Zeit 179. Nur sehr selten trafen die Prediger im Volke auf Widerwillen. In Kanton kam es einmal vor, daß einige Lotterbuben zwei von ihnen beschimpften und ihnen all ihre geringe Habe wegnahmen. In der Regel aber war Jedermann bereit, wenn sie es verlangten, sein Haus zu einer Betstunde einzuräumen, ja man überhäufte sie oft mit Höflichkeiten, wenn sie kamen und darum baten. Und so begierig war das Volk manchmal, ihre Predigten zu hören, daß Einige von ihnen in einem Orte an einem einzigen Tage 14 Versammlungen halten konnten. Zuerst waren ihre Zuhörer Schiffszimmerleute, dann Fischer, nachher Krämer, hierauf eine große Versammlung bei einem Barbier; hernach eine Menge schlechter Weiber; dann Bäuerinnen mit ihren Kindern; zuletzt hielten sie eine Ansprache in einer Schule[1]). Die Schulen waren es besonders, auf welche sie ihr Augenmerk zu richten pflegten, und selten findet sich, wie schon früher bemerkt, in China ein Dorf oder ein Vorwerk, wo die Kinder nicht unterrichtet würden. Es wurde daher gemeiniglich beim Schulmeister angefangen, ein Neues Testament ihm eingehändigt und in der Schulstube gepredigt. In einem kleinen Dorfe von 80 Seelen warfen in Folge solcher Predigt einmal alle Bewohner die Götzen weg und baten dringend um Unterricht. Einige Einwohner der Stadt Schiklung, die mit zwei Predigern, Pia und Hienlang, nach Hongkong kamen, schrieben an Gützlaff: „Wir sind der Gnade und dem großen Erbarmen Gottes auf's höchste verbunden, daß Pia und Hienlang uns die heiligen Bücher und die Wahrheit in Jesu mitgetheilt haben, wodurch unser Unverstand hinweggenommen ist. Es war uns daher die Mühe nicht zu groß, eine Reise von 1000 Li (chines. Meilen, deren 1000 = 60 deutschen Meilen oder 120 Stunden sind) zu machen, und wir hegen die Hoffnung, daß Du, Lehrer, uns Morgens und Abends unterrichten werdest. Wir tragen von ganzem Herzen Reue über unsere Sünden und wünschen unsere Besserung mit dem Verlangen, bald der Taufe theilhaftig und Jünger Jesu zu werden." Es waren aber nicht blos Handwerker, Bauern, Weiber und Kinder, mit welchem sich der Verein befaßte; Gützlaff und die begabtesten Mitglieder des Vereins waren zu Viktoria unabläßig bemüht, durch Abfassung geeigneter Schriften auch auf die gebildeten und gelehrten Chinesen zu wirken. So schrieb Gützlaff unter Anderem eine Erdbeschreibung, um die stolzen Chinesen ein wenig zu demüthigen, weil sie in ihrer Hoffart ihr Land für das größeste Stück der Erde halten, und von Europa in der Regel meinen, es sei eine kleine Insel, bewohnt von ein paar Kaufleuten, welche verschiedene Sprachen reden und sich hauptsächlich durch ihren Handel mit China nähren. Auch die Calwer biblischen Geschichten wurden übersetzt und 1846 die achte Ausgabe des Neuen Testamentes besorgt. Die Gelehrten fingen denn auch an, auf den Verein aufmerksam zu werden; in einer Stadt vereinigten sich deren 14, um das Evangelium gründlich zu studiren, und sandten einen aus ihrer Mitte, einen Mandarinen, nach Viktoria, um sich daselbst genau unterweisen und taufen zu lassen. Nach empfangenem

[1]) Calw. Missionsbl. 1846, p. 15.

Unterricht kehrte er in seine Heimath zurück und richtete sein Haus zu einem Tempel des Herrn ein. Von nah und fern aber erhielt Gützlaff Briefe von Chinesen der verschiedensten Stände, welche nach Unterricht verlangten [1].

Einer dieser Briefe z. B. lautet also: „Achtungsvoll! Schon lange ist uns Ihr werther Name bekannt, aber es ist uns noch nicht die Gelegenheit geworden, Ihr Angesicht zu schauen. Aus der Nacht berichten wir, unfähig zu denken. Jetzt aber, großer Lehrer, wollen wir aufrichtig zu Ihnen kommen und die Lehre des Evangeliums empfangen, aufblickend zu Gott, daß er uns unsre Sünden und Uebertretungen vergeben wolle. Wir wollen mit verlangendem Herzen kommen und nicht vergessen. Wir alle haben noch keinen, der uns treulich leitet, haben nicht eine halbe Stunde wahren Frieden. Jetzt hören wir in Tien-pack-jün, daß wir einen Freund haben uns angehörig, Namens Pang-a-kwong, 28 Jahr alt, der schon vor längerer Zeit zu Ihnen, großer Lehrer, gekommen ist, zu studiren, um das Evangelium verbreiten zu können. Wahrscheinlich hat dieser Freund sein Studium schon vollendet. Alle hoffen, großer Lehrer, daß Sie unser Gesuch aufnehmen und unfehlbar baldmöglichst Pang-a-kwong zu unsern Städten senden werden, damit er uns die Lehre des Evangeliums des Welterlösers Jesu verkündige und uns rufe, auch zu kommen, uns zu lehren, das Evangelium zu verbreiten und unsere Dummheit zu vertreiben. Wir wünschen nicht Mandarinen, nicht berühmte Leute zu werden in diesem Leben. Tausend bitten dringend; schieben Sie in keinerlei Weise auf. Wenn verzögert wird, Pang-a-kwong nicht kommt — drei Menschen, aufrichtigen und treuen Herzens, sind verloren. Wir wollen nicht weitere überflüssige Worte gebrauchen, um dieses weiter auseinanderzusetzen. — An Kock (Abkürzung für Kocksilab, d. h. Gützlaff), Pastor und Herr, großer Mann, Segenblitz. (Folgen die Unterschriften).“

Nur ungern versagen wir uns, um der nöthigen Kürze willen, Etliche der eingeborenen Prediger auf ihren Wanderungen zu begleiten, und verweisen deßhalb auf Gaëhans auch im Calwer Missionsblatt mitgetheilte Berichte. Die Wirksamkeit des Vereins, der anfangs längere Zeit nur in der großen Provinz Kwangtung thätig war, dehnte sich allmählich fast auf alle Provinzen des chinesischen Reiches [2], ja noch darüber hinaus, selbst nach Tonkin und Cochinchina, aus; auf die Hauptstadt Peking aber hatte er vornehmlich sein Augenmerk gerichtet. Denn hier strömen einmal im Jahre sämmtliche Mandarinen der höheren Ordnungen zusammen, um dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen, hier ist auch der Sitz des Han-lin, des höchsten Gelehrtenrathes. Mit dem Letzteren war Gützlaff früher schon in eine gewisse Verbindung getreten, indem er ihm mehrere wissenschaftliche Werke, z. B. seine Geographie, zur Beurtheilung und zur Verbreitung durch den Druck in China vorgelegt hatte. Auch war er mit mehreren höheren Beamten, namentlich mit Kijing, dem Generalstatthalter von Kwangtung, bekannt geworden, der seine chinesische Uebersetzung des Neuen Testaments und andere christliche Schriften zur Untersuchung nach Peking einsandte, und die hoch-
~~daß Niemand die Bücherverteilung oder Predigt des Litijuän stören~~
wichtige kaiserliche Erklärung, daß diese Bücher zur Tugend ermahnten und die von ihnen gelehrte Religion erlaubt sein solle, erwirkte. So wurde denn im Dezember 1847 der von dort gebürtige Professor Litijuän von dem Vereine nach Peking abgeordnet. Daselbst angekommen, wandte er sich an Fan, den Magistrat der Stadt, der einen Befehl erließ,

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1846, p. 38. 48. 62 u. a. [2]) cf. Ev. luth. Missionsbl. 1852, p. 275 ff.

daß Niemand die Bücheryertheilung oder Predigt des Litijuän stören dürfe. Dieser begann nun mit Eifer seine Wirksamkeit, und konnte bald 12 Personen taufen, Professoren, Mandarinen, mandschurische Krieger von der gelben Fahne, die Erstlinge der Mandschuren. Da ward ihm Tschang-juän-gai, ein erfahrener Prediger des Vereins, zur Hülfe gesendet, der bei seiner Ankunft eine schon mehr als 30 Mitglieder zählende Gemeinde fand. Zwei von ihnen wollten sich nach Hongkong begeben, fielen aber unterwegs Räubern in die Hände; Einer wurde getödtet, der Andere kehrte um. Seitdem wurden noch zwei andere Boten nach Peking geschickt.

Das beständige Hin- und Herreisen der vielen Sendboten, und wenn sie auch mit sehr geringem Reisegelde sich behelfen konnten, so wie der unablässige Druck der zu vertheilenden Bücher, obschon die neu gestifteten Gemeinden sehr bald selbst dazu beisteuerten, kostete natürlich sehr viel Geld, und selbst was Gützlaff dafür that, der sein ganzes sehr bedeutendes Einkommen als beeidigter Dolmetscher und Sekretair im Dienste des englischen Gouvernements gänzlich für die Mission verwendete, reichte natürlich nicht aus, und der Verein war genöthigt, bei immer wachsender Ausdehnung nach anderweitiger Hülfe sich umzusehen, wie er denn auch unterm 25. Januar 1846 einen „Aufruf [1]) an die Christen von Deutschland" deshalb erließ. Anfänglich hatte Gützlaff von Deutschland aus keine andere Unterstützung, als durch Dr. Barth in Calw, der Gützlaff's Berichte in seinem Missionsblatt veröffentlichte, dadurch Interesse für China erweckte und in Folge dessen auch manche Summe für den Verein in **Hongkong** hinübersenden konnte. Im Oktober 1846 aber nahm der Vorstand des Evangelischen Missions-Vereins in Kurhessen, der namentlich in einem seiner Mitglieder, dem Ober-Appellationsrath Elvers [2]), schon seit Ende 1845 es sich dringend angelegen sein ließ, eine von Deutschland ausgehende großartige Missionswirksamkeit für China unter gemeinsamer Betheiligung sämmtlicher deutscher Missions-Gesellschaften anzubahnen, der chinesischen Sache sich mit regem Eifer an, indem er die **Chinesische Stiftung** [3]) in's Leben rief, mit dem Zwecke, die milden Gaben der evangelischen Christenheit für die Evangelisirung China's und der benachbarten Länder des östlichen Asiens entgegenzunehmen und zur Unterstützung des chinesischen Vereins in Hongkong zu verwenden. Um die Bekanntschaft mit dieser Angelegenheit und die Liebe dafür anzuregen, wurden seit 1847 die „Monatsberichte" und seit 1850 die „Quartalberichte" der Chinesischen Stiftung herausgegeben, auch bereits im Jahr 1849 ein ordinirter Missionar, Vogel, ausgesendet, um in engem Anschluß an Gützlaff und den chinesischen Verein in Hongkong zu wirken.

Hatten nun auch die vom kurhessischen Verein hervorgerufenen Verhandlungen von Abgeordneten der verschiedenen Deutschen Missionsgesellschaften zu einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit derselben für China nicht geführt, so faßte doch, auch in Folge von Gützlaff selbst Ende

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1816, p. 48 f. [2]) cf. Evang. Reichsbote 1858, p. 73 f.
[3]) cf. Brauer Missionswesen rc II, p. 718 f.

1845 brieflich erhaltener Aufforderung, im Jahr 1846 ebensowohl die **Rheinische** [1]) als gleichzeitig die **Basler Missionsgesellschaft** den Beschluß, an der chinesischen Mission zunächst im Anschluß an jenen sich zu betheiligen, und wurden im Oktober 1846 von der **Rheinischen Gesellschaft** die Missionare Genähr und Köster, von der Basler die Missionare Hamberg und Lechler nach Hongkong abgeordnet, wo sie nach gemeinsamer Reise am 19. März 1847 anlangten, „von Gützlaff mit Freuden empfangen, in dem garstigsten Winkel der Stadt unter der verrufensten heidnischen Umgebung untergebracht, und sofort nach dem eigenthümlichen Missionsplan Gützlaffs durch beständiges Umherreisen mit den chinesischen Gehülfen in eine fast athemlose Thätigkeit gesetzt wurden", welcher die schwächere Gesundheit des für Gützlaff besonders begeisterten und übereifrigen Köster schon nach einem halben Jahre († 1. Oct. 1847) unterlag. An seine Stelle trat der neu ausgesandte Missionar Lobscheid, der, nachdem Genähr aus gleichen Gründen wie die Basler (s. unten!) bereits von Gützlaff sich getrennt und gegen Ende 1847 zu Taiping auf dem Festlande sich angesiedelt, nach halbjährigem Aufenthalte in Hongkong, wohin er am 23. Mai 1848 gelangte, Anfangs 1849 in dem Strandstädtchen Saiheong im Sanon-Kreise [2]) in der Provinz Kwangtung eine Station begründete, wohin auch Genähr von dem undankbaren Taiping sich begab. Dieses **Saiheong** (Sih —), wo bereits am Schluß des Jahres 1849 vier von Genähr's Schülern, Knaben von 15 — 19 Jahren, und etliche Erwachsene getauft werden konnten, ist seitdem die Hauptstation der Rheinischen M. G. geworden und der Stützpunkt aller Missionsthätigkeit im Sanonkreise. Weihnachten 1850 war schon ein Häuflein von 26 Kommunikanten daselbst gesammelt; doch hatten die Missionare mit den zum Theil sehr nichtsnutzigen chinesischen Gehülfen ihre liebe Noth, Genähr ward im Jahr 1849 sogar durch einen schändlichen Ueberfall, an dem einige derselben nicht unbetheiligt erschienen, all seiner Gelder beraubt, die meisten chinesischen Prediger mußten als untauglich entlassen werden. Dazu ward Lobscheid selbst sehr krank, und mußte endlich im Mai 1851 nach Europa zurückkehren, nachdem im Jahre zuvor eine zweite Station in **Fukwing** gegründet worden war. Hier konnte Lobscheid noch vor seiner Abreise 7 Erwachsene und 2 Kinder taufen, und Missionar Krone, der 1851 daselbst an seine Stelle trat, konnte sogleich fortfahren und 10 Personen taufen, so daß die dortige Gemeinde schon über 17 Personen zählte. Ein drittes Gemeinlein war durch Lobscheid und den Gehülfen Tai, den er dort zurückließ, gleichfalls seit 1850 in **Sankiu** gesammelt, wo Krone bei seinem ersten Besuch im Frühjahr 1851 bereits 20 Getaufte vorfand, einen öffentlichen Gottesdienst, an dem auch Frauen Theil nahmen, einrichten, auch selber 3 Erwachsene taufen und mehreren Taufkandidaten Unterricht ertheilen konnte. Die rheinischen Missionare in China trugen übrigens von Anfang an die chinesische Kleidung, auch den chinesischen Zopf, um den Eingebornen dadurch näher zu treten.

---

[1]) cf. v. Rhoden a. a. O. [2]) siehe über diesen Basler Miss.-Mag. 1854, I, p. 127 f.

Den Sendboten der **Basler Missionsgesellschaft**, welche zusammen mit den Rheinischen im März 1847 in Hongkong ankamen, Hamberg und Lechler, erging es anfangs nicht besser. Wie diesen der westliche, so ward ihnen der östliche Theil der Provinz Kwangtung überwiesen, um, nachdem sie kaum die Sprache erlernt, mit den chinesischen Predigern — der Verein zu Hongkong zählte damals 366 Mitglieder (eines für jede Million in China) mit einigen 50 Predigern, und in einem Monat waren von Gützlaff etliche 30 getauft worden — im Lande umherzuziehen und dieselben zu beaufsichtigen, wobei Gützlaff ihnen zur Pflicht machte, „das Evangelium in allen Städten und Dörfern der ihnen angewiesenen Distrikte predigen zu lassen und selbst wo möglich noch in diesem Jahre die Hauptorte zu besuchen, durch Gebet und Arbeit darauf hinzuwirken, daß das Evangelium auch in den benachbarten Provinzen gepredigt, und die heilige Schrift auch mitten im großen Reiche drucken zu lassen, damit das Wort Gottes überall verbreitet werde." Bald mußte es jedoch auch den Baslern Bedenken erregen, daß viele der ausgesendeten Eingebornen nur einen kleinen Theil des Neuen Testamentes kannten und gar schwach in der Erkenntniß des Heilsweges waren, Heidnisches und Christliches nicht selten in einander mischten und selbst die Heidensitte liebloser Verachtung von Weib und Kindern in ihren eigenen Familien festhielten. Doch trösteten sie sich besonders durch den Anblick der Bereitwilligkeit, mit welcher die bereits getauften Chinesen weitere Belehrung aus dem Evangelio annahmen. Mitte 1847 begaben sich die beiden Missionare von Hongkong, wo Lechler den Hokko-, Hamberg den Hakka-Dialekt erlernte, auf die ihnen angewiesenen Missionsfelder, ließen die Gehülfen predigen und verkündigten selbst von Ort zu Ort ziehend das Evangelium, bis sie im November d. J. die Stadt Tamschui zu ihrem Aufenthalt zu nehmen beschlossen, von wo sie ihre Missionsposten leichter als von Hongkong aus erreichen konnten. Aber auf dem Wege dahin wurden sie von Räubern überfallen, verwundet und all' ihrer Habseligkeiten beraubt, einer ihrer Sprachlehrer sogar getödtet. So waren sie wieder auf Hongkong angewiesen, wo sie in der nächsten Zeit sich aufhielten und im Krankenhause missionirten, von Gützlaff aber und seinem Chinesischen Verein sich trennten, weil sie sich nicht damit einverstanden erklären konnten, daß Nationalgehülfen mit so dürftiger Vorbereitung ausgesandt und die Taufe nach so geringer Vorbereitung ertheilt wurde. Im Jahr 1848 begaben sich beide wieder auf Missionsreisen, von etlichen Nationalgehülfen begleitet, Hamberg nach Tungfo, wo er predigte und Kranke heilte, bis Krankheit ihn selbst nach Hongkong zurücktrieb, Lechler nach der Insel Namo, von wo er eine Zeit lang auch tiefer in's Innere eindrang, aber wieder zurück mußte, bis er endlich in **Jamtsao** im Tioschio-Distrikt eine freundliche Aufnahme fand und hier (1849) vorläufig sich niederließ. Hamberg, der sich nach Tungfo zurückbegeben hatte, dasselbe aber wieder verlassen mußte, weil man da mit Gewalt Geld von ihm zu erpressen suchte, übernahm auf Gützlaffs Ersuchen, der eine Reise nach Europa machen wollte, allerdings ohne Wissen und Willen seiner Kommittee in Basel, 1849 die Leitung des

Chinesischen Vereins zu Hongkong, so doch, daß weder er noch seine Gesellschaft die Verantwortlichkeit für das Unternehmen übernahm.

Gützlaff selbst reiste am 1. Oktober 1849 von Hongkong ab, um nach einer Abwesenheit von 23 Jahren durch sein persönliches Erscheinen in Europa ein lebendigeres Interesse an der Bekehrung der Chinesen zu erwecken, durchflog England und Irland und, nachdem er London, wo er mit einer warmen Freundin der chinesischen Missionssache, Miß Gabriel, sich verheirathete, Ende März 1850 verlassen, Holland und Deutschland, auch Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, Oesterreich, die Schweiz, Süd-Frankreich und Nord-Italien, überall eifrig und unermüdlich predigend und werbend, Vereine bildend, unter welche er die Provinzen China's als Missionsgebiete vertheilte[1]), und die allgemeine Theilnahme für die große Sache der Bekehrung des Chinesen-Volkes, von der sein Herz brannte, erregend. Diese Vereine sollten nach seinem Wunsche ein großes Ganze bilden, und an der Direktion der Chinesischen Stiftung zu Kassel ihren Centralpunkt haben. Ihre vornehmste Sorge sollte sein, bald thunlichst für die ihnen empfohlene Provinz einen tüchtigen Missionar zu stellen, dessen Unterhalt sie natürlich zu übernehmen hätten. Die Direktion der Chinesischen Stiftung in Kassel sollte sich dann mit dem Vorstande des Vereins in Hongkong oder wo sonst sich in China ein General-Kommittee bilden möchte, in Verbindung setzen, damit alle Bestrebungen des evangelischen Abendlandes nach Einem Plane geschähen und zu einem Ziele strebten. Weil aber an Gottes Segen Alles gelegen, so sollten am ersten Montage jedes Monats die Mitglieder aller Vereine sich im Geiste vor Gott im Gebete vereinigen und gemeinschaftlich die Gnadengaben des heiligen Geistes für China und ganz Ost-Asien, sowie für alle Diener Gottes an diesem Werke erflehen. Von der Thätigkeit dieser größtentheils nur aus augenblicklicher Begeisterung entstandenen Vereine hat man jedoch seitdem wenig gehört. Nur der Berliner Verein legte alsbald Hand an's Werk und sandte einen von der Heidenmissions-Gesellschaft ihm abgetretenen, begabten und ausgebildeten Missionar, Neumann, nebst seiner Frau nach Hongkong ab, und die Königin von Preußen ward Vorsitzerin des Berliner Frauenvereins für China, auch der Pommersche Verein hielt aus (siehe §. 8.); in Holland aber schloß Igfr. Bakker als Missionarin seines Vereins sich an Gützlaff an, während in England zunächst zu seiner Unterstützung die Gesellschaft zur Evangelisation China's sich gebildet hatte. Ende 1850 verließ Gützlaff wieder Europa, kehrte über Aegypten, das Rothe Meer und das Indische Meer nach China zurück, und traf Anfangs Januar 1851 auf Hongkong ein, wohin Missionar Neumann und seine Frau im März d. J. ihm nachkamen.

Mittlerweile hatte Hamberg, der in Gützlaff's Abwesenheit dem **Verein zu Hongkong** vorstand, in Verbindung mit Anderen über den Zustand des Vereins genaue Nachforschung gehalten, und dabei gefunden, daß unter 200 ausgesandten chinesischen Predigern 60 Opiumrau-

[1]) cf. Basl.-Miss.-Mag. 1850, II, p. 296 f.

cher, 55 Lügner und Betrüger, 50 von denen man nichts wieder gehört habe, 15 Untaugliche und nur 20 ehrliche Leute seien. Die meisten Vereinsmitglieder erwiesen sich als feile Betrüger aus der Nähe, während sie sich Gützlaff als Angehörige ferner und fremder Provinzen genannt hatten. Solche Leute konnte Missionar Hamberg nicht ferner aussenden. „Ich komme", schreibt er, „auf meinen alten Satz zurück; wir müssen auf die Familien wirken. — Eine zu Christo bekehrte Familie wäre uns ein größerer Gewinn gewesen, als alle die 200 Katechisten." Dr. Barth, der alte Freund Gützlaff's, machte diesen Bericht in der evangelischen Kirchenzeitung (1850, Nr. 79.) bekannt, und setzte hinzu, daß Dr. Gützlaff allerdings in seinen Urtheilen und Hoffnungen viel zu sanguinisch, dazu durch sein politisches Amt gehindert sei, dem Missionswerk seine volle Kraft zu widmen; daher denn auch die Vorbereitung und Prüfung der chinesischen Sendlinge nicht mit der Gründlichkeit vorgenommen werde, die nöthig gewesen wäre, daß sich daher viel Unlautere darunter befänden, was aber Gützlaff in großer Gutmüthigkeit ganz übersehen habe. Missionar Vogel dagegen, der Sendling des Kasseler Vereins, schreibt, der fragliche Bericht rühre von persönlichen, mit der ganzen Art und Weise der Thätigkeit Gützlaff's nicht einverstandenen Widersachern her. Gützlaff selbst hat in der evangel. Kirchenzeitung geantwortet und die erhobenen Beschuldigungen abgelehnt. Er wollte auch, wie er auf einer Conferenz in Kassel am 17. Oktober 1850 erklärte, um den Völkern Ost-Asiens auf andere Weise nützen zu können, von seiner bisherigen Leitung des Chinesischen Vereins zu Hongkong zurücktreten und hoffte, daß schon Anfang 1851 dort ein General-Kommittee zusammentreten werde, welches aus etwa 6 Fremden und 12 geprüften Chinesen bestehen solle. Unter der Direktion dieser General-Kommitte sollten sich in den einzelnen Provinzen Ausschüsse bilden, welche an jene zu berichten und die Theilnahme für ihre Provinz rege zu erhalten hätten. Auf diese Weise würde dann künftig eine viel genauere Aufsicht über die umherreisenden Prediger geführt werden können. Die Sache selbst anlangend hat die Kommittee in Basel, auf weitere Erörterungen sich nicht einlassend, die Wahrhaftigkeit Hamberg's entschieden in Schutz genommen; er blieb auch nach seinem Rücktritt von der Leitung des Vereins zunächst in Hongkong, wo er als der einzige die Hakka-Sprache redende Missionar unter den diesen Dialekt sprechenden Chinesen seinen eigenen, abgeschlossenen und ausgebreiteten Wirkungskreis fand und in einer von den amerikanischen Missionaren ihm überlassenen, fleißig besuchten Kapelle mit seinen 4 Katechisten jeden Mittwoch und Sonntag das Evangelium in der Hakka-Sprache verkündigte.

Gützlaff selbst legte nach seiner Rückkehr in Hongkong von neuem in rastloser Thätigkeit Hand an das liebgewonnene Tagewerk, predigte das Wort der Wahrheit auf den Dschunken an die Matrosen, die es mit Freuden anhörten, besuchte mit der Botschaft des Heils selbst die Schlupfwinkel der Seeräuber, belehrte und befestigte die treugebliebenen Nationalgehülfen, bildete aus der Zahl der Prediger eine neue Kommittee, die als Vorstand mit den Fremden gemeinschaftlich die Verwaltung übernahm, vertheilte sich mit ihnen wieder, um an Sonntagen über die

ganze Insel und nach den benachbarten Dörfern zu gehen, und setzte wieder seine dreimaligen Zusammenkünfte mit ihnen ein. In Folge seiner großen Anstrengungen und Strapatzen aber, denen er sich mit schon kranken Füßen auf beschwerlichen Fußwanderungen bei Stürmen und Regengüssen wie in brennender Sonnenhitze unterzog, sank er, durch die Angriffe auf sein Werk auch innerlich erschüttert, mit gebrochener Kraft Ende Juli 1851 plötzlich auf's Krankenlager, auf dem er durch ein heftiges Fieber und durch rheumatische Gicht, welche endlich die Wassersucht herbeiführte, große Schmerzen und Leiden zu erdulden hatte. Noch in seinen Fieberphantasien beschäftigte ihn fortwährend die ihm so theure Sache der chinesischen Mission, und nachdem er durch den Genuß des heiligen Abendmahls auf seinen Abschied sich gerüstet und in Gottes Hände seinen Geist befohlen, hauchte er in der Nacht vom 8. zum 9. August 1851, nachdem er vier Wochen zuvor erst sein 48. Lebensjahr beschlossen, seine Seele aus mit dem letzten Seufzer: „Es ist vollbracht!" — Noch am Abend des 9. August ward er auf dem Gottesacker von Viktoria unter großer und allgemeiner Theilnahme von Engländern und Deutschen, Chinesen und Japanern begraben; Missionar Genähr hielt ihm im Punti-Dialekt die Grabrede, und zum Schlusse stimmte ein Chor bekehrter chinesischer Jünglinge einen Trauergesang an, während der bleiche Mond hinter den Bergen aufging und in der feierlichen Abendstille das einbrechende Dunkel mit seinem sanften Licht erhellte. Außerordentliche Liebe, fortwährende Gebetsübung, unermüdliche Arbeitslust, unbegränzte Freigebigkeit im Dienste des Herrn konnte der englische Geistliche Moncrieff, der dem Dahingeschiedenen im Trauergottesdienst des folgenden Tages die Gedächtnißpredigt hielt, ihm nachrühmen; mit Beziehung auf die mannigfachen Angriffe gegen die Art seiner Missionswirksamkeit aber sprach er, und dem dürften wir sicher beistimmen, sich dahin aus: „Der Plan, nach welchem Gützlaff durch bekehrte Heiden ihre eigenen Landsleute unterrichten ließ, war von großer Weisheit. Im Einzelnen mag man darüber streiten, aber das Prinzip kann man nur loben. Sein Hauptirrthum scheint der gewesen zu sein, welchen gewiß alle (?) Prediger des Evangeliums mit ihm theilen werden, daß er zu viel gehofft, zu viel von seinen Leuten geglaubt, und das muß man sagen, was auch immer sein Erfolg war: Der Versuch, den er bis zu seinem Tode fortsetzte und ausführte, war der großartigste, der bis jetzt gemacht worden ist, um eine große Nation in Masse mit dem Evangelium bekannt zu machen." — Gützlaff ist vielfach verkannt worden, er mag auch in manchen Dingen geirrt und gefehlt haben, aber er hat das Beste gewollt und dafür mit Freuden die größten Opfer gebracht, und der erst hat ein Recht, ihn zu beschuldigen, welcher selbst so viel gearbeitet, wie er, und mit demselben Aufwand eigner Kosten Besseres geleistet hat.

Und nun werfen wir von dem deutschen Grabe im chinesischen Meer schließlich noch einen **Blick über das ganze Feld der chinesischen Mission** bis zu dem Todesjahre des „Apostels von China", wie schon Manche ihn nicht ohne allen Grund genannt haben. Seit der Ankunft

des ersten protestantischen Missionars, Dr. Morrison, in China, im Jahr 1807, bis Ende 1851 haben ihrer 150 in diesem Lande gearbeitet. Von diesen sind 25 gestorben, 3 derselben durch Mörderhand und 4 sind ertrunken. Ihrer 48 haben China wieder verlassen, nachdem sie insgesammt 202 Jahre, also jeder Einzelne im Durchschnitt 4 1/5 Jahr, daselbst gearbeitet hatten. Anfangs 1851 war die Arbeit in der chinesischen Mission folgendermaßen vertheilt.

Missions-Gesellschaften:	Stationen und Arbeiter:	Im Ganzen Missionare:
Londoner Missions-Gesellschaft.	Kanton 1, Hongkong 3, Amoy 5, Schanghai 6.	15.
Amerikanische M. G. (Board).	Kanton 5, Amoy 2, Futschau 6.	13.
Rheinische Missions-Gesellschaft.	Sanonkreis (Saiheong, Fukwing, Saukiu) 3.	3.
Amerikanische Baptisten-Mission.	Hongkong 2, Ningpo 3.	5.
Englisch-kirchliche Missions-Gesellsch.	Futschau 2, Ningpo 3, Schanghai 2.	7.
Nordamerikanische bischöfliche Kirche.	Schanghai 2.	2.
Nordamerikanische Presbyterianer.	Kanton 3, Ningpo 8, Schanghai 1.	12.
Englische (Allgem.) Baptisten.	Ningpo 1.	1.
Basler Missions-Gesellschaft.	Hongkong 1, Jamtsao 1.	2.
Südl. Baptisten-Verein in Amerika.	Kanton 1, Schanghai 3.	4.
Sabbathianer-Baptisten-Gesellschaft in Amerika.	Schanghai 2.	2.
Bischöfl. Methodisten-Miss.-Gesellsch.	Futschau 3.	3.
Bischöfl. Methodisten-Miss.-Gesellsch. im Süden von Amerika.	Schanghai 2.	2.
Presbyterianische Kirche in England.	Kanton 1, Amoy 1.	2.
Schwed. Miss.-Gesellschaft in Lund.	Futschau 1.	1.
Unabhängig (Missionar Roberts).	Kanton 1.	1.

Insgesammt also 75 Missionare, davon 12 in Kanton, 6 in Hongkong, 8 in Amoy, 12 in Futschau, 15 in Ningpo, 18 in Schanghai. Ende 1851 aber lebten und standen mit der Mission in Verbindung 83 Arbeiter, von denen 5 aus Gesundheitsgründen abwesend waren. Die Arbeitsjahre dieser Missionare betrugen zusammen 474, so daß auf jeden durchschnittlich 5 2/3 Jahre kommen. Die Gesammtheit der Arbeitsjahre von sämmtlichen 150 Missionaren von 1807 bis Ende 1851 beträgt 810, so daß auf jeden einzelnen beinahe 5 1/2 Jahre kommen. Dennoch müssen wir sagen: Das Werk in China ist erst angefangen; sehen wir nun, wie es mit des Herrn Hülfe weiter fortgegangen.

§. 8. Von Gützlaffs Tode bis zum Vertrage von Tientsin.

Die Mission: Evangel. luther. Missionsbl. 1852, p. 299. — Evangel. Reichsbote 1852, Nr. 5, 10; 1853, Nr. 7, 8; 1856, p. 20, 46, 76. — Calwer Missionsbl. 1857, p. 77 f.; 1858, p. 16. — Basler Missions-Magazin 1855, IV, p. 60 f. 70 f.; 1858, p. 48, 424 f. — Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 49 f.

Engländer: Basler Missions-Magazin 1853, I, p. 21; 1854, IV, p. 82; 1855, I, p. 136 f. IV, p. 40 f.; 1856, III, p. 48 f.; 1858, p. 22 ff. 501 f. Calwer Missionsbl. 1855, p. 19; 1856, p. 73; 1857, p. 55, 58; 1858, p. 18. 501 ff.; 1859, p. 53 f. Monatsblätter 1858, p. 99 f. 109 f. Goßner, Biene 1853, p. 63; 1854, p. 13. 83; 1855, p. 40. 68 f.; 1856, p. 47. 53 f.; 1857, p. 24. 38. 59. 64. (Londoner Missions-Gesellschaft). — Basler Missions-Magazin 1853, I, p. 20; 1855, I, p. 108 f. 113; 1857, p. 317 f. Goßner, Biene 1854, p. 46. Calwer Monatsblätter 1853, p. 119. Missionsblatt 1859, p. 33. (Engl. kirchliche M. G.) — Basler Miss.-Mag. 1852, IV, p. 314. (Engl. Methodisten). — Goßner, Biene 1854, p. 54. Evang. Reichsbote 1857, p. 66. Basler Missions-Magazin 1858, p. 422, 426. (Chin. Evangelisationsgesellschaft).

Amerikaner: Basler Missions-Magazin 1855, II, p. 36 f.; 1856, I, p. 66; 1859, p. 530 f. Calwer Missionsblatt 1855, p. 19. Goßner, Biene 1852, p. 48; 1853, p. 14 f. 63 f. 72; 1855, p. 8. 24. 60 f. 80; 1856, p. 40. 88; 1857, p. 39 f. (American Board). — Goßner, Biene 1851, p. 16. Basler Missions-Magazin 1851, IV, p. 172; 1855, III, p. 45; 1858, p. 423 f. (Presbyterianer). — Goßner, Biene 1856, p. 80. (Methodisten.)

Deutsche: Basler Missions-Magazin 1852, I, p. 183. II, p. 133; 1855, I, p. 60; 1856, IV, p. 56; 1857, p. 157 f.; 1858, p. 460 f. Calwer Missionsblatt 1856, p. 74; 1858, p. 46. Wallmann, Leiden und Freuden rc. p. 189 f. 335 f. v. Rhoden, a. a. O. p. 223 ff. Rheinische Berichte 1857, p 5. 8. 35. 173. 325; 1858, p. 145. 257. 309; 1859, p. 32. 52. 76. 82. 173. 325. 360. 382. 391. (Rheinische Missions-Gesellschaft.) — Basler Miss.-Mag. 1851, II, p. 237 ff. 249 f. IV, 267 ff. 282 ff.; 1853, I, p. 17 f. II, p. 23 f. III, p. 32 f. IV, p. 39 f.; 1854, I, p. 37. 127 f. II, p. 39 f. III, p. 81 f. IV, p. 55. 63; 1855, I, p. 51 f. II, p. 32 f. III, p. 31 f. IV, p. 30 f.; 1856, I, p. 58 f. II, p. 38 f. III, p. 39 f. IV, p. 48 f.; 1857, p. 150 f. Calwer Missionsblatt 1852, p. 54 f.; 1855, p. 34. 107; 1857, p. 11. Basler Heidenbote 1852, p. 49. 62. 71; 1853, p. 30. 56. 68; 1854, p. 68. 77. 82. 86. 89; 1855, p. 31. 90; 1856, p. 68. 80; 1857, p. 9. 24. 89; 1858, p. 19. 71. 96. 107; 1859, p. 15. 17. 21. 91. (Basler M. G.) — Rheinische Berichte 1857, p. 79 f. Missionsfreund 1858, p. 84; 1859, p. 186. Evangel. Reichsbote 1851, Nr. 12; 1852, Nr. 11. 12; 1853, Nr. 1—3. 5—7 ff. 12; 1854, Nr. 1 ff. 9. 11. 12; 1855, p. 3 ff. u. a.; 1856, p. 22 f. 39 f. u. a. 94 ff.; 1857, p. 31 f. 43 ff. u. a.; 1858, p. 25. 33. 57. 65. 77. 81; 1859, p. 8. 17. 26. 44. 54. 81. 89. (Berliner Hauptverein.) — Rheinische Berichte 1857, p. 62 f.; 1859, p. 124. Missionsfreund 1858, p. 35. 132. 184; 1859, p. 186. Evangel. Reichsbote 1852, Nr. 10; 1854, Nr. 7. 12; 1856, p. 17 f.; 1858, p. 5. 10. 13. 84; 1859, p. 48. (Berliner Frauenverein.) — Rhein. Berichte 1857, p. 31 f. Missionsfreund 1858, p. 35. 132. 184; 1859, p. 42. 186. Evang. Reichsbote 1856, p. 87 f.; 1857, p. 8. 39. 57 f. 67. 89 ff.; 1858, p. 80; 1859, p. 22 f. (Pommerscher Hauptverein). — Evang. Reichsbote 1856, Nr. 5. 7. 10; 1857, p. 29. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle. 1859, p. 72 f. (Evang. Gesammtverein.) —

Die Revolution: J. Neumark, die Revolution in China. Berlin 1857. — Ausland 1851, p. 1240; 1856, p. 392 f.; 1853, p. 409 f.; 708. 925. 1065; 1854, p. 221. 541. — Calwer Missionsbl. 1853, p. 69. 77 (mit einer Karte). 93; 1854, p. 15. 29. 37. 52. 69. 98; 1856, p. 11. 47. 56. 86; 1857, p. 5. 39; 1858, p. 8. 18; 1859, p. 30. — Evang. Reichsbote 1853, Nr. 7. 9. 10—12; 1855, Nr. 8; 1856, Nr. 4; 1857, p. 23 f. 55 f. u. a. — Rheinische Berichte 1857, p. 306 ff.; 1858, p. 7 f.

Der Insurgentenkaiser: Calwer Missionsblatt 1852, p. 23; 1853, p. 91. 93. Goßner, Biene 1853, p. 62. Basler Heidenbote 1854, p. 9 f. Missionsmagazin 1853, III, p. 33; 1854, I, p. 146 ff.; 1855, I, p. 109 ff. 136 f.; II, p. 37 f. Evang. Reichsbote 1859, p. 71 f. Wallmann, Leiden u. Freuden p. 189 ff.

Die Religion der Rebellen: Basler Missions-Magazin 1853, III, p. 115 f. Calwer Missionsbl. 1853, p. 91 f. 93 f. Evang. Reichsbote 1853, Nr. 9. 12. Ausland 1854, p. 247 f.

Der Aufstand und das Christenthum: Calwer Missionsbl. 1853, p. 98; 1854, p. 67; 1857, p. 68. Monatsblätter 1854, p. 118. Goßner, Biene 1853, p. 62; 1854, p. 28. 37. 47. 63; 1855, p. 53. Evang. Reichsbote 1853, Nr. 9; 1854, Nr. 10. Basler Heidenbote 1854, p. 9, Nachrichten der O. J. M. A. zu Halle 1854, p. 19. Evang. luth. Missionsbl. 1855, p. 286 f. Missionsfreund 1855, p. 34; 1855, p. 35; 1859, p. 129 f. Rheinische Berichte 1860, p. 127.

Der Krieg: Ausland 1858, p. 534. 685; 1857, p. 514 ff. 1015 f. — Basler Missions-Magazin 1857, p. 145 ff. 193 ff.; 1858, p. 5 ff. 332 f. 338 ff. 422 ff. — Evang. Reichsbote 1856, p. 93 f.; 1857, p. 2. 14. 19. 25. 33; 1858, p. 9. 41. — Basler Heidenbote 1857, p. 9 ff. — Goßner, Biene 1857, p. 48. — Calwer Missionsblatt 1857, p. 10, 28. 51; 1858, p. 8. 18. 33. 59. 64. — Rhein. Berichte 1858, p. 5. 9. 81 f.

Der Friede von Tientsin: Basler Missions-Magazin 1859, p. 201 ff. — Ausland 1858, p. 999 f. — Missionsfreund 1858, p. 35. 131 f. — Rheinische Berichte 1858, p. 257. 259.; 1859, p. 120 ff. 188 f. — Evang. Reichsbote 1858, p. 74 ff. 90 ff.; 1859, p. 33 f. 41 f. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 50 f.

Als Gützlaff starb, hatte **der chinesische Staat gegen das Christenthum** bereits wieder eine feindseligere Stellung eingenommen, als in den letzten Jahren. Dem am 25. Febr. 1850 verschiedenen Kaiser Tao-kuang (Glanz der Vernunft), war sein etwa 20jähriger Sohn Jeit-

schu, der als Regent den Namen Hienfong (Alles im Ueberfluß) annahm, auf dem Throne gefolgt, ein eifriger Götzendiener, der bald als ein entschiedener Feind der christlichen Religion wie überhaupt alles Verkehrs mit den Fremden sich zeigte. Die alten Beamten, welche mit den Engländern Friede und Vertrag geschlossen hatten, unter ihnen der dem Christenthum nicht abgeneigte [1]) Kijing, wurden entlassen, und rechte Söhne des Reiches an ihre Stelle berufen. Diese neue Wendung der Dinge stachelte Mandarinen und Volk zu einem feindseligen Verhalten gegen die Fremden an, und ward von den ersteren mit Freuden benutzt, ihrem unter der vorigen Regierung zurückgehaltenen Haß und Groll gegen das Christenthum Luft zu machen. Mehr denn ein Statthalter erließ strenge Verordnungen [2]) gegen dasselbe, und auch die Katholiken in der Umgegend von Kanton wie im Innern des Reiches erlitten neue heftige Verfolgungen.

In dem einen dieser Erlasse heißt es u. A.: „Unter allen Völkern jenseit des Meeres glaubt kein Volk so sehr an diesen Herrn des Himmels, als das deutsche, und doch sind die Bewohner Deutschlands zerrissen, ihre Macht ist in Stücke zerschlagen, ihr Gebiet ist mehr als ein Mal zertheilt worden, es ist eine Masse in Trümmern, ein Scherbenberg. Warum denn, weil sie an den Herrn des Himmels glauben, ist ihnen kein Glück beschieden?“ — Dem wird dann die Blüthe Japans, wo das Kreuz mit Füßen getreten werde, entgegengestellt. — Ein anderer Erlaß, der zugleich allen Weibern den Umgang mit den Landstreichern von den ausländischen Barbaren streng verbietet, damit sie nicht ihre Irrthümer und dummen Betrügereien annehmen, und zugleich die Auslieferung und Vernichtung aller christlichen Schriften bei Strafe verlangt, besagt u. A.: „In Betreff des dummen Volkes in den Dörfern, welches sich durch die Landstreicher (die Missionare) verführen ließ, ihre Ketzereien anzuhören und zu studiren oder auszuüben, wodurch sie in die Falle gelockt werden, daß sie die Gesetze übertreten, habe ich gegenwärtig ehrfurchtsvoll den erhabenen Befehl vom Kaiser erhalten, daß eine neue Auflage gemacht werden soll von einem Abschnitt aus dem heiligen Edikt, nämlich von dem Abschnitt, genannt Ausrottung der Ketzereien zur Befestigung der wahren Lehre, welches Buch sofort verbreitet werden wird unter dem ganzen Himmel, damit die Bergbewohner, so wie die an den Ufern der See, in den Schulen der Dörfer darin unterrichtet werden. Dieses soll man lesen und in das Herz einprägen, so wird der Flecken abgewaschen und ihr Unrath gereinigt werden.“ Schließlich heißt es: „Wenn nun, nachdem dieses Edikt erlassen worden, dennoch wieder boshafte Uebertretung vorkommt und im alten Geleise fortgegangen wird, so werden, sobald ich Kunde davon bekomme, die Unterbeamten Befehl erhalten, die Uebertreter gefänglich einzuziehen und als Ketzer zu richten. Wenn Familienväter und ältere Brüder nachsichtig sind, so sollen sie und der ganze Stamm es zu büßen haben. Laßt Jedermann ehrfurchtsvoll gehorchen; Niemand wage es, diesem Edikt den Rücken zu kehren. — Gegeben im ersten Jahre des Kaisers Hienfong, am vierten Tage des eilften Monats.“

Während so die chinesische Regierung die Feindseligkeiten wider das Christenthum und die Fremden überhaupt von neuem begann, drohte eine im Lande selbst ausgebrochene, unaufhaltsam fortschreitende, bisweilen ruhende, dann aber mit neuer Kraft sich erhebende und bis auf diesen Tag noch währende **Revolution** der herrschenden Dynastie selbst den Untergang. Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, eine ausführliche Geschichte dieses Aufstandes, auf welchen, da die Rebellen manches Christliche sich angeeignet, auch ihr Führer selbst Theile der h. Schrift drucken

---

[1]) cf. Missionsfreund 1852, p. 10 f.

[2]) cf. Evang. Reichsbote 1852, Nr. 10. Evang. luth. Missionsbl. 1852, p. 301 f.

und verbreiten ließ, Viele im Anfang große Hoffnungen für die Ausbreitung des Christenthums in China setzten, zu geben, oder mit einer eingehenden Darstellung des christlich aufgestutzten Altchinesenthums der Insurgenten, welches dem wahren Christenthum am Ende noch feindlicher, als das nackte Heidenthum entgegentreten wird, uns zu befassen: nur das Wichtigste haben wir kurz und nüchtern mitzutheilen. Der an der Spitze der Rebellen stehende Tai-ping-wang oder Friedefürst, wie er selbst sich nennt, ist bekanntlich ein im Jahre 1813 zu Fahien unweit Kanton geborener Bauernsohn aus der Familie Hung, und heißt eigentlich Hung-Siu-tsiuen (Hung-sau-zhün). Auf Kosten seiner Verwandten zum Gelehrten ausgebildet, aber bei den öffentlichen Prüfungen mehrmals durchgefallen, verfiel er im Jahre 1837 in eine schwere Krankheit mit wunderlichen Visionen, in denen allerlei vorkam, was er aus den Predigten christlicher Missionare, die er zu Kanton bisweilen hörte, aufgeschnappt, in phantastischer Weise ausgeführt und mit seinem heidnischen Sauerteig vermengt hatte. Und wie denn dergleichen Visionen und prophetische Gebahrungen in der Regel ansteckend wirken, so kam auch hier alsbald noch ein anderer Schulmeister, Fuen-Yan-Son (Wanschan), und fing an zu prophezeien. Und nicht lange, so waren noch zwei solche Propheten bei der Hand, von denen der Eine, Yang-Siu-tsing, sich „Mund Gottes des Vaters," der Andere, Siao-Tschao-Hoai, etwas bescheidener „Mund Jesu" sich nannte. Die predigten und weissagten nun eine geraume Zeit in der Umgegend von Kanton und fanden keinen geringen Beifall; der Anhang aber, welcher sich zu ihnen sammelte, war nicht sowohl durch die Bewunderung der neuen Lehre des Hung und seiner drei Gesellen, als vielmehr durch politische Unzufriedenheit und Begierde nach Neuerungen angelockt. Hatten die Chinesen doch eben erst (1842) den schmählichen Frieden mit den opiumschmuggelnden Engländern schließen müssen, und auch unter dem verrotteten Chinesenvolk gab es noch ganze Schaaren, die vor Wuth knirschten über solche Demüthigung, und der elenden Regierung fluchten, daß sie den anmaßenden Barbaren nicht kräftiger hätte widerstehen können. Besonders in der Nähe von Kanton, wo man die Rohheiten der Fremden am schwersten empfunden, war der Wunsch nach einer Aenderung der politischen Zustände verbreitet; in der benachbarten Provinz Yünnan aber befand das kräftige Bergvolk der Miao-tse sich ohnehin in fast fortwährender Empörung wider die Herrschaft der regierenden Mandschu-Dynastie. Diesen wilden Leuten zu lieb, die sich nie in die mongolische Zopftracht hatten fügen wollen, scheint auch Hung sich Bart und Haare haben wachsen zu lassen. Denn schon hatte er begriffen, daß er als Sektenhaupt sehr schlechte Geschäfte machen würde, wenn er nicht zugleich als Demagog sich an die Spitze aller Unzufriedenen stellen, und namentlich die Miao-tse durch Aussicht auf eine nahe Umwälzung und den Sturz der verhaßten Mandschu-Dynastie an sich fesseln würde. Dazu trieben auch seine 3 Gesellen ihn vorwärts, deren Einer um seines Predigens willen schon im Gefängniß gesessen hatte, wie denn im Jahre 1848 von Seiten der Mandarinen eine förmliche Verfolgung angeordnet war. Da hieß es denn: Gewalt wider Gewalt und 1850, als in Folge einer Hungersnoth und der Zerstörung

der Seeräuberschiffe durch die Engländer viele tausend neuer Unzufriedenen, ruinirter, raubsüchtiger Leute hinzugetreten waren, brach der Aufstand los.

Hung Siu-tsiuen nannte sich von jetzt ab Tai-ping-wang, bezeichnete sich als Sprößling der durch die Mandschu-Herrscher entthronten Ming-Dynastie und als den jüngern Bruder des himmlischen Jesu, und verhieß seinen Anhängern die gänzliche Vertreibung der Mandschu, die Wiederherstellung des ächt chinesischen Herrschergeschlechts und die Wiederaufrichtung der altchinesischen Religion, welche nur den Einen Gott kenne, der der wahre Herr des Himmels und Vater des himmlischen Jesu sei. Darum befahl er, alle Götzentempel zu zerstören und alle heidnischen Priester abzuschlachten, und seine wilden Schaaren gehorchten mit Freuden; wo es etwas zu rauben und zu morden gab, da ließ sich Niemand nöthigen. In wenigen Monaten wuchs sein Anhang von 15,000 auf 50,000 Mann, und immer neue Tausende strömten herzu, je weiter er vorwärts drang. Hatten doch in fast allen Provinzen geheime Gesellschaften schon seit Jahrzehnten vorgearbeitet und den Samen der Unzufriedenheit und des Verlangens nach einer durchgreifenden Veränderung aller politischen und socialen Verhältnisse weithin verbreitet. Auch unabhängig von Hung brachen daher an den verschiedensten Orten Empörungen aus, die hier und da anfangs großen Erfolg hatten, allmälig aber vor dem Glück und den Siegen des Tai-ping-wang sämmtlich in Schatten traten. Noch im J. 1850 war fast die ganze Provinz Kwangsi erobert, und das siegreiche Rebellenheer wälzte sich auf Kwangtong zu, von wilder Begeisterung ergriffen. Mit einer den jetzigen Chinesen sonst ganz fremden Todesverachtung gingen sie in den Kampf, betend und singend stürzten sie sich den Truppen der Mandarinen entgegen, Mordlust und Religiösität mischten sich bei ihnen in noch abschreckenderer Weise, als bei den Kreuzfahrern des Mittelalters. Mit immer neuen Offenbarungen und Verheißungen wußte der Tai-ping-wang sammt seinen prophetischen Gehülfen sie in fanatischem Eifer zu erhalten; selbst den Niederlagen, welche sie dann und wann erlitten, wußten sie, gleich einem Cäsar und Napoleon, eine verheißungsvolle Seite abzugewinnen, und die Wuth, mit welcher die Mandarinen jeden gefangenen Rebellen unter schauderhaften Martern zu Tode quälten, half nicht wenig, das Heer zu immer wilderem Vordrängen anzuspornen.

Zwei Jahre etwa hatten die Kämpfe in den südlichen Provinzen China's gedauert, als das Rebellenheer sich plötzlich nach dem Norden wandte. In unaufgehaltenem Siegeslauf eroberten sie die Provinz Hunan und drangen bis an den Yan-tse-kiang vor. Hung Sauzhün hatte schon längst seine drei Gesellen zu Unterkönigen ernannt und noch einen vierten hinzugefügt; sie hießen nach den Himmelsgegenden König des Ostens, des Westens, des Nordens, des Südens, später kam noch ein fünfter als „helfender König" hinzu. Der König des Ostens erhielt jetzt Befehl, mit der einen Hälfte des Heeres geraden Weges nach Norden auf die alte Reichshauptstadt Peking loszugehen, der König des Nordens aber wurde mit der andern Hälfte nach Osten gesandt gegen die zweite Hauptstadt des Landes, das altberühmte Nanking. Ende März 1853 hielt er daselbst seinen Einzug, und Nanking wurde von jetzt an

die Residenz des Taipingwang. Von hier aus wurden die Beamten in alle eroberten Provinzen gesandt, hier wurden die Geißeln aufbewahrt, von hier gingen die neuen Lehren und Offenbarungen durch's Land, von hier aus wurden nach allen Seiten Heerhaufen gesendet, um die Eroberungen zu erweitern und zu vervollständigen. Der Fortgang der Rebellion wurde aber nun für's Erste durch einen Stillstand, ja in Bezug auf die Expedition nach Peking durch einen Rückgang unterbrochen. Der Ostkönig war mit seinem Heer bis etwa 30 Meilen vor Peking gedrungen, und Jedermann, selbst der Kaiser, dachte schon an Flucht in's benachbarte Mandschurenland. Indeß die ungeheuere Stadt war doch so leicht nicht zu nehmen; der Winter und Krankheiten brachen herein, das Belagerungsheer mußte abziehen und soll auf dem Rückwege nach Nanking völlig aufgerieben worden sein. Auch auf andern Punkten gewannen die Kaiserlichen in den Jahren 1854 und 1855 neue Vortheile, und die Rebellen wurden sowohl im Süden als im Osten an der Meeresküste aus vielen Positionen wieder vertrieben. Der Kern des Aufstandes blieb freilich durch diese Verluste ungefährdet, und etliche Provinzen im Norden wurden sogar dem Scepter des Rebellenführers nachträglich noch unterworfen — allein das erste Feuer und der Glanz der fortschreitenden Siege war vor der Hand augenscheinlich dahin. Hauptursache dieses Stillstandes der Bewegung waren jedoch innere Zwistigkeiten zwischen Hung und Yang, dem allein übrigen von den ersten drei Gesellen des Friedensfürsten, der ihm jetzt über den Kopf zu wachsen drohte, mit Hülfe von Wei, dem König des Nordens, aber überwunden und mit seinem Anhang niedergemetzelt ward. Jetzt trat jedoch Jü, der helfende König, als Rächer seines Freundes Yang auf, die Bestrafung seines Mörders fordernd, und Hung benutzte diese Gelegenheit, sich auch des Wei zu entledigen, den er mit 3000 seiner Anhänger erschlagen ließ. So blieb nur noch der „helfende König," der zum Feldmarschall ernannt ward; an Stelle der Könige der vier Himmelsgegenden aber wurden zwei verdiente Staatsmänner, der Eine zum „König des Friedens," der andere zum „König des Glücks" gemacht. Bald darnach haben die Rebellen sich auch wieder geregt und neue Siege erfochten. Die Provinzen aber, welche der in Nanking residirende Taipingwang beherrscht, und in denen eine sehr geordnete Verwaltung und großer Wohlstand herrschen soll, umschließen nach ungefährer Berechnung mehr als 100 Mill. Einwohner, beinahe die halbe Bevölkerung von ganz Europa, und in neuster Zeit haben die Insurgenten sich noch weiter ausgebreitet.

Was nun die von Hung Sauzhün in's Leben gerufene Religion der Rebellen anlangt, so verpflichtete er von Anbeginn alle seine Anhänger zur Enthaltsamkeit von Wein, Tabak und Opium, ebenso wurde alles Spiel mit Würfeln oder Karten streng verboten. Die Männer wurden von den Frauen gesondert und von besondern Aufsehern und Lehrern unterrichtet. Sauzhün selber hatte viel geschrieben, auch viele Gedichte, in welchen er seine neue Lehre niederlegte, und die als Lehrbücher gebraucht wurden. Man hatte zwar auch Stücke der h. Schrift und vor allen galten die zehn Gebote als heilig, auch wurde von Jesu Christo, dem ältern Bruder Sauzhün's, geredet; allein im Grunde waren es des Letztern

eigene Gedanken, die er in der Offenbarung empfangen haben und in Uebereinstimmung mit den heiligen Büchern der Missionare finden wollte — eigentlich nichts Anderes, als die uralte heidnisch-chinesische Religion mit einem heftigen Gegensatze gegen den Götzendienst der Buddhisten und gegen das sittliche Verderben der Zeitgenossen, und zugestutzt durch einige Brocken aus Altem wie Neuem Testament und einige Gebräuche der christlichen Kirche. Ihre Versammlungen, in denen Männer und Frauen, aber getrennt, bei einander waren, begannen mit dem Gesange eines Liedes zur Ehre Gottes. Jeder siebente Tag ist als ein Tag des Gottesdienstes zu beobachten, und um dem großen Gott für seine Güte zu danken. Die Form, Gott zu preisen ist folgende: „Wir preisen Gott, unsern heiligen und himmlischen Vater. Wir preisen Jesum, den heiligen Herrn und Heiland der Welt. Wir preisen den heiligen Geist, die heilige Intelligenz. Wir preisen die drei Personen, welche vereinigt Einen wahren Gott ausmachen." Dann soll folgendes Lied gesungen werden: „Wie verschieden ist die wahre Lehre von den Lehren dieser Welt! Sie errettet die Seelen der Menschen, und bringt sie zum Genuß unendlichen Glücks. Die Weisen empfangen sie mit Jauchzen als die Quelle ihrer Seligkeit; und die Thörichten, wann sie erweckt werden, lernen dadurch den Weg zum Himmel verstehn. Unser himmlischer Vater aus großem Erbarmen und unendlicher Güte verschonte nicht seines erstgebornen Sohnes, sondern sandte ihn herab in die Welt, sein Leben zu geben zur Versöhnung aller unserer Uebertretungen. Der Glaube daran, verbunden mit Buße, errettet die Seelen der Menschen." Dieß, wie vieles Andere, klingt ganz schön und christlich, aber es waren eben, wie wir hernach sehen werden, bloße Worte. Die Taufe wurde den sie Verlangenden ohne allen vorhergehenden Unterricht in folgender Weise ertheilt: Drei Tassen Thee und zwei brennende Lampen wurden auf den Tisch gestellt; der Täufling wurde gefragt, ob er keine bösen Geister anbeten, keine bösen Sachen thun und die 10 Gebote halten wolle; hierauf wurde ein sich darauf beziehendes Sündenbekenntniß im Namen des Täuflings geschrieben und verbrannt; dann knieete er nieder und man goß ihm eine Schaale Wassers über den Kopf mit den Worten: „Reinigung von vergangenen Sünden, Erneuerung und Wiedergeburt." Nach dieser Handlung trank man von dem Thee und Taufwasser, wusch sich Brust und Herzgrube, und erhielt ein Formular zum Morgen-, Tisch- und Abendgebet. Das Tischgebet z. B. lautete: „Wir danken Dir, o Gott, unser himmlischer Vater, und bitten Dich, daß Du uns segnen mögest mit täglicher Nahrung und Kleidung. Behüte uns vor aller Gefahr und Unglück und laß unsere Seelen gen Himmel fahren." Bei Heirathen, Begräbnissen und hohen Feiertagen wurden auch Thieropfer dem großen Gott gebracht und nachher gemeinsam verzehrt. Vom Abendmahl ist keine Rede. Dagegen kam es oft vor, daß Gemeindeglieder in Entzückungen geriethen und Offenbarungen bekamen, die sie den Versammelten mittheilten. Die einzelnen Gemeinden hatten im Anfang auch eine Art Gütergemeinschaft unter ihren Gliedern, und alle Armen wurden auf Gemeindekosten gespeist und gekleidet. Hat nun auch die christliche Religion in gewisser Weise jedenfalls einen Einfluß auf den Ursprung

dieser Bewegung ausgeübt, so ist doch die gegenwärtige Lage der Dinge für den Christen höchst verdächtig [1]).

Der Aufstand und das Christenthum stehen einander, wenn man die Sache recht besieht, allerdings fern genug. Zwar haben die Rebellen weit und breit die buddhistischen Tempel zerstört, aber die Ahnentempel, den uralten und recht eigentlich chinesischen Gottesdienst, haben sie ruhig stehen lassen; auch die Moscheen der Muhammedaner sind verschont geblieben. Die Worte: Sohn Gottes, Opfer Christi, Wiedergeburt, Taufe u. s. w. werden wohl gebraucht, aber die eigentlichen christlichen Grundlehren finden sich nirgends vor, und durch jene Worte können nur solche sich täuschen lassen, die nichts davon verstehen. Sauzhün selbst versteht nichts davon und redet von solchen Dingen, wie bei uns Lichtfreunde und Rationalisten die Worte gebrauchen, aber etwas ganz Anderes darunter verstehen, als verstanden werden soll. „Sauzhün ist mit Haut und Haar ein selbstseliger Chinese, der nicht daran denkt, von Fremden etwas zu bedürfen; er selbst und sein Volk hat Alles schon längst, und nur die verwünschten Buddhisten und Mandschuren haben ihnen all das Elend ins Land gebracht, weßhalb man sie hinausjagen muß; er braucht auch gar keine Missionare, wie er denn bis auf diesen Augenblick die Verbindung mit denselben nicht begehrte, und den einzigen Missionar, einen Amerikaner, der sich bis zu ihm durchgefunden, zwar freundlich behandelte aber ächt chinesich wieder fortbecomplimentirte und rund heraus erklärt hat, daß er sich mit den Fremden nicht einlassen, sondern auf seine eigne Hand die Sache treiben wolle." Danach reduziren sich die großen Hoffnungen, welche man hie und da bei dem Ausbruch der Bewegung für die Verbreitung des Christenthums mittelst derselben hegte, gar gewaltig; ja man muß eher befürchten, daß „dies christlich aufgestutzte Altchinesenthum, was in ächt chinesischer Selbstgenügsamkeit sich auch nicht mit einem Finger will anrühren lassen," falls es in China zur Herrschaft gelangte, der Predigt des Evangeliums noch feindseliger entgegenstehen und noch größere Schwierigkeiten bereiten würde, als mit denen sie schon jetzt im Reiche der Mitte zu kämpfen hat. Das Haupt der Rebellen spricht sich über seine religiöse Anschauung in einer Stelle seines „Buchs der Vorschriften" selber so bestimmt aus, daß man sich wundern muß, wie Jemand darüber noch im Zweifel sein und von dieser Seite her für die Ausbreitung des Evangeliums viel erwarten kann.

„Einige sagen auch irrig," heißt es da, „unsere Verehrung Gottes sei eine Nachahmung der Fremden; sie bedenken aber nicht, daß China eine Geschichte hat, die der Nachforschung offen steht. Nach der Geschichte China's und der der fremden Völker wurde die wichtige Pflicht, den großen Gott zu verehren, in den früheren Jahrhunderten der Welt vor mehrern tausend Jahren in gleicher Weise von Chinesen und Fremden geübt. Aber die verschiedenen fremden Völker im Westen haben diese Pflicht befolgt bis auf die neueste Zeit,' während die Chinesen sie nur bis zu den Dynastieen der Tsin und Han übten; seit dieser Zeit (d. h. seit 200 vor und 100 nach Christi Geburt, binnen welcher Zeit der Buddhismus in China einheimisch wurde) sind sie irrthümlich den Wegen des Teufels gefolgt und haben sich von dem Könige der Unterwelt betrügen lassen. Jetzt aber hat der große Gott aus Mitleiden mit den Kindern der Menschen seine große Macht gezeigt und sie befreit von den Schlingen des Bösen,

[1]) cf. Missionsfreund 1859, p. 130 f.

daß sie sich umwenden und wieder die große, ehemals befolgte Pflicht üben. Dadurch sind sie während ihres Lebens nicht länger den Einflüssen des Teufels unterworfen, und nach dem Tode werden sie nicht länger von ihm hinweggeführt, sondern steigen auf zum Himmel, um endloses Glück zu genießen. Dies verdanken wir Alles der unermeßlichen Gnade und dem unendlichen Mitleiden des großen Gottes. Die noch Unerweckten sagen dagegen, daß wir den Fremden folgen, und zeigen damit, bis zu welchem Grade sie von ihrem großen Feinde getäuscht sind. Mengtse sagt, die Wahrheit ist nur Eine. Wenn die Menschen nur dies verstehen wollten, so würden sie anerkennen, daß Chinesen und Fremde mit einander die große Pflicht der Gottesverehrung üben sollen."

Mittlerweile ging **die Mission** in China ihren stillen und gesegneten Gang fort. Außer den bereits genannten Gesellschaften betheiligten sich an derselben seit 1850 auch die englischen Methodisten, die Gesellschaft für Evangelisirung China's in London, die (bereits erwähnte) Schwedische M.-G. in Lund (seit 1849), die Niederländische M.-G., der Berliner und später auch der Stettiner (Pommersche) Hauptverein für China, so wie der Berliner Frauenverein. Die Hauptpunkte der Missionsthätigkeit waren Hongkong und der benachbarte Sanonkreis, Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai. Verfolgen wir nun zunächst in der Kürze den Gang der Englischen, der Amerikanischen und endlich der Deutschen Mission bis zum Jahre 1855, und suchen dann einen allgemeinen Ueberblick über das ganze Missionsfeld zu gewinnen.

Die **Londoner Missionsgesellschaft** erlitt zwar Ende 1852 durch eine Feuersbrunst in Viktoria nicht unbeträchtlichen Schaden, faßte aber im November des folgenden Jahres den Beschluß, bald möglichst zehn Missionare nach China zu schicken, und ihre Arbeiter hatten Anfangs März 1854 die Freude, nicht weniger als 22 Seelen durch die Taufe der Gemeinde Christi einzuverleiben, 17 in Amoy, darunter 9 Frauen, und 5 in Hong-kong. Kurz zuvor war der englische Bischof von Viktoria in Kanton gewesen, und hatte bei dieser Gelegenheit auch einen Besuch von dem ersten bekehrten Chinesen, Leang Afa, erhalten, von welchem er Folgendes schreibt: „Der alte Leang Afa verbrachte gestern zwei Stunden bei mir. Er sprach sehr demüthig von sich selbst und vergoß Freudenthränen, als ich der Traktate erwähnte, welche er vor 20 Jahren in dieser Stadt an Gelehrte austheilte, seiner nachherigen Flucht und Verfolgung, und der jetzigen Unternehmung Taipingwang's. Er hofft viel von dieser Unternehmung und sagt, der Anführer sei bei allen seinen Verirrungen wahrhaft (?) gläubig; die Tartaren seien von jeher die Feinde Gottes und des Evangeliums gewesen, und er glaube, der Herr werde das alles zur Förderung Seines Reichs ausschlagen lassen. Er sagte, er bete zu jeder Stunde des Tages zu dem Allmächtigen um einen Segen für die Anführer. Als wir uns trennten, kniete er nieder und flehte aus vollem Herzen um einen reichen Segen für China und die Anführer der Bewegung, die er offenbar von Gott berufen hält zur Erreichung großer Absichten in China." Leang Afa selbst starb am 12. April 1855. Missionar Williams, von der Amerikanischen Missions-Gesellschaft, sagt von ihm: „Er hat seit dreißig Jahren seinem Herrn gute Dienste geleistet, und ist nun mit dem Bewußtsein zu Grabe

gegangen, daß der Glaube, in welchem Dr. Milne ihn unterwiesen hatte, der wahre sei und werth aller der Mühen und Leiden, die dessen Bekenntniß ihm zugezogen hatte. In den letzten Jahren blieb er unangefochten und nahm zu an Salbung und Ernst in seinen Predigten." Wenige Wochen darnach konnte Missionar Dr. Medhurst schreiben: „Wir glauben, die Aussichten für die Bekehrung China's waren noch nie so schön wie jetzt. Für's Erste haben die Chinesen, sowohl die herrschenden als die beherrschten, mehr Achtung vor den Fremden und hüten sich, irgend etwas zu thun, was sie mit den ausländischen Völkern verwickeln könnte. Die innern Unruhen machen sie vorsichtig, daß sie den Zusammenstoß mit fremden Mächten zu verhüten suchen; die Folge ist, daß Fremde mehr Sicherheit und Freiheit genießen, als je zuvor. Ein Beweis hievon ist, daß wir jetzt mit völliger Sicherheit und ohne alle Belästigung von unsern Stationen aus Reisen bis 200 (engl.) Meilen in's Land hinein machen und in zuvor von Europäern nie besuchten Städten Traktate vertheilen und predigen können. Einer oder der Andere von uns ist jetzt beständig auf solchen Wanderungen, und diese machen einen nicht unbedeutenden Theil unsrer Missionsthätigkeit aus. — Für's Andere hat die Aufmerksamkeit auf's Wort auffallend zugenommen. Unsere Kirchen sind täglich von Hunderten besucht, zuweilen zwei Mal des Tages. Manchmal reden Mehrere hinter einander. Einige sitzen die ganze Zeit hindurch, und sobald nur die Kirchthüren aufgehen, zu jeder Stunde des Tages, sind die Bänke gleich besetzt. So geht es einen Tag wie den andern: wir predigen beständig. — Für's Dritte nehmen auch die Bekehrungen immer mehr zu, und etliche der Bekehrten sind fleißig, das Evangelium auch ihren Landsleuten zu verkündigen. Zwei von diesen sind unlängst von der Bibelgesellschaft als Colporteure angestellt worden." In ihrem Jahresbericht von 1855 aber konnte die Londoner Missions-Gesellschaft Aehnliches melden, und hinzufügen: „Auf jeder der 4 Hauptstationen, wo wir Missionare haben, sind viel Eingeborene zu Christo bekehrt worden. Zu Amoy sind 45 neue Gemeindeglieder aufgenommen worden, und die Glieder der verschiedenen chinesischen Gemeinden sind nun auf nahe an 200 angewachsen. Unter diesen zeichnen sich Mehrere durch ihre litterarische Bildung aus und sind mit der Philosophie des Confucius wohl vertraut, aber sie haben sich zu den Füßen des großen Lehrers hingesetzt und sind als Kindlein in das Reich Gottes eingegangen. Ein guter Theil der Gemeindeglieder sind Frauen, welchen in China, wie überall im Morgenland, schwer beizukommen ist. Allein nachdem zuerst nur Wenige von den Missionsfrauen unterrichtet worden waren, verbreiteten dieselben die Heilsbotschaft unter ihrem eigenen Geschlecht." Von allen den Fremden zugänglichen Städten China's aber leistete keine dem Christenthum so hartnäckigen Widerstand, als Kanton, und erst Ende 1855 und Anfangs 1856 trat hierin eine Aenderung ein [1]), namentlich in dem von Dr. Hobson besorgten Hospital, wo im Februar 10 Chinesen getauft werden konnten. Endlich heißt es in dem Bericht: „Zwar dürfen nach dem Vertrag von 1842 Europäer

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1856, III. p. 49.

nur eine Tagereise von den fünf Hafenstädten landeinwärts reisen; allein die einheimischen Behörden zeigen keine Neigung, bei dem Verbot zu beharren, wenigstens bei Missionaren, daher unsere Brüder oft in's Innere reisen und nicht nur unbehelligt sind, sondern von allen Klassen des Volkes beständig Beweise von Achtung und Freundschaft erfahren."

Missionar Welton von der **Englisch-Kirchlichen Missions-Gesellschaft** hatte in Futschau noch im Frühjahr 1852 mit vielen Hindernissen zu kämpfen; zwei Chinesen, die er in seiner eigenen Wohnung zum Schulehalten angestellt hatte, wurden sogar ergriffen und gefangen gesetzt, doch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, Bibeln und biblische Traktate auszutheilen. In Ningpo ging das Werk in der Stille fort, und einer der Bekehrten konnte als Katechist verwendet werden, dessen Ansprachen an seine Landsleute großentheils sehr anziehend waren. Schanghai, in dessen Nähe die Kaiserlichen mit den Aufständischen kämpften, ward von dem Bischof von Viktoria selbst besucht, um mit den Missionaren über die unter diesen Umständen erforderlichen Maßregeln zu berathen und wo möglich mit dem Lager der Insurgenten zu verkehren. Auch als die Stadt später von den Rebellen besetzt und von einem Belagerungsheer eingeschlossen ward, konnten die Missionare fast jeden Tag ungehindert in den zwei Kapellen ihrer Gesellschaft Gottesdienst halten. Nach dem Jahresbericht der Letzteren von 1853—54 arbeiteten auf drei Stationen 8 europäische Missionare und drei eingeborne Lehrer; Kommunikanten hatten sie blos 2, aber in 4 Schulen 99 Schüler.

Auch die **Wesleyanische (Methodisten) Missions-Gesellschaft** in England hatte bereits ihre Thätigkeit auf China ausgedehnt. Schon im Spätjahr 1850 fuhr ein junger Geistlicher dieser Gemeinschaft, George Pierce, aus eigenem Antrieb und eigenen Mitteln nach Hongkong, um in China einen kleinen Wirkungskreis zu suchen. Am 30. Januar 1851 in Hongkong angelangt, hielt er sich die ersten drei Wochen im Hause des Dr. Legge auf, bezog dann eine eigene Miethwohnung und arbeitete hauptsächlich zum Wohl der englischen Soldaten, während er sich zugleich mit Erlernung der Landessprache beschäftigte. Nach einigen Monaten ließ er sich jedoch in **Kanton** nieder, um mehr unter den Eingeborenen zu sein, deren Seelenheil ihm zunächst am Herzen lag, und zu welchem Behuf er sich auch einige Kenntniß in der Heilkunde verschaffte. Nach einiger Zeit bot er sich der Wesleyanischen Missionsgesellschaft als ihren Arbeiter an, die ihn mit Freuden in ihre Dienste nahm, und schon am 20. Januar 1853 zwei Mitarbeiter, Beach und Cox, nebst Jungfrau Wennop ihm zu Hülfe sandte.

Die **Gesellschaft zur Evangelisation China's** [1]) endlich ward im Jahre 1850 von einigen Missionsfreunden in England gegründet mit dem speziellen Zweck, Gützlaffs Chinesischen Verein zu Hongkong mit Geldmitteln zu unterstützen. Als es sich aber herausstellte, daß die meisten dieser eingeborenen Evangelisten unzuverlässige Menschen und zum Theil selbst offenbare Betrüger waren, begann die Gesellschaft um 1852, theils die in China bereits arbeitenden Missionare verschiedener Missions-Gesellschaften zu unterstützen, theils eigene Missionare dahin auszusenden. Dabei

[1]) cf. Goßner, Biene 1854, p. 54 f.

stellt sie kein bestimmtes kirchliches Bekenntniß auf, sondern hält einfach daran fest, daß den Chinesen das lautere Evangelium gepredigt werde. Im Laufe von wenig mehr als 5 Jahren aber hat sie 7 Missionare und 8 Gehülfinnen (die Missionarsfrauen eingerechnet) ausgesandt, und überdies eine beträchtliche Anzahl eingeborner Arbeiter unterstützt. Zu ihren Stationen erwählte sie **Ningpo**, wo Dr. Parker einem Hospital vorstand, in welchem er mit wachsendem Einfluß und Segen arbeitete, während Missionar Taylor, von Missionar Jones unterstützt, täglich in der Stadt Versammlungen hielt, predigte und taufte, und später (1855) **Hoau** im Sanonkreis [1]), wo Missionar Lobscheid in ihren Diensten arbeitete, bis die Kriegsunruhen von Kanton ihn nach Hongkong vertrieben.

Die **amerikanische Missionsgesellschaft** (Board) hatte besonders in Amoy, trotz dessen zeitweiser Besetzung durch die Rebellen, gesegneter Erfolge sich zu erfreuen. Im Lauf des Jahrs 1853 ward auch in der etwa 6 Stunden südwestlich davon in einem hübschen Thale liegenden Stadt Peh-tschui-ia mit etwa 5—6000 Einwohnern eine sehr hoffnungsvolle kleine Gemeinde von 9 Seelen gesammelt. In Kanton machte die Mission gleichfalls Fortschritte. „Die Gottesdienste," schreibt Missionar Macy, „sind nicht mehr auf den Sonntag beschränkt, sondern werden bald hier bald da jeden Tag in der Woche gehalten; auch ist das Betragen der Leute, wenn auch noch viel zu wünschen bleibt, bedeutend besser. Der Name „fremder Teufel" wird zwar noch immer gehört, aber in den meisten Fällen nicht mehr als Schimpfname und selten in Verbindung mit Worten wie „tödten," „schinden" rc., die man früher beständig zu hören bekam. In den 8 verschiedenen Kapellen fehlt es in der Regel nicht an Zuhörern; nur wäre mehr Ruhe und Ordnung unter ihnen zu wünschen. Viele kommen aus Neugierde herein, hören einige Minuten zu und gehen wieder; Einige schwatzen, Andere schlafen. Eine gewisse Anzahl aber findet sich eine Zeitlang regelmäßig ein, und Manche unter ihnen zeigen wirklich Andacht und Aufmerksamkeit." In Futschau und Schanghai ging die Arbeit ebenfalls fort; **Amoy** aber, die blühendste aller Stationen [2]), ward späterhin, wie Arcot in Indien, an den **Missionsverein der Holländisch-Reformirten Kirche in Amerika** abgetreten. — Auch die **Amerikanisch-Bischöflichen**, die **Presbyterianer**, deren Missionar Lowrie 1850 von Seeräubern ermordet ward [3]), **Baptisten** und **Methodisten** verschiedener Denominationen setzten auf den verschiedenen Stationen ihre Bemühungen mit Eifer und nicht ohne Segen fort; da wir indeß fast überall Gleichartiges von ihrem Wirken zu berichten haben würden, gehen wir hier auf eine Schilderung ihrer Thätigkeit nicht näher ein und wenden uns gleich zu dem, was seit Gützlaffs Tode von Deutschland aus für die Ausbreitung des Evangeliums in China geschehen ist.

Die Leitung des von Gützlaff nachgelassenen chinesischen Vereins auf Hongkong übernahm [4]), da alle anderen Gesellschaften, die das Werk früher unterstützten, sich losgesagt hatten, Missionar Neumann

[1]) cf. Evang. Reichsbote 1856, p. 89 ff.
[2]) cf. Biene 1856, p. 88. Basl. Miss.-Mag. 1858, p. 24 f.; 1859, p. 530.
[3]) cf. Goßner, Biene 1851, p. 16. [4]) cf. Ev.-luth. Missionsbl. 1852, p. 299 f.

von dem 1850 gestifteten **Berliner Hauptverein für China.** Dieselben Erfahrungen aber, welche andere Missionare vor ihm mit den Nationalgehülfen dieses Vereins durchzumachen gehabt hatten, mußte auch er machen. Bitter enttäuscht entließ er Einen nach dem Andern; nur ganz Wenige haben sich als einigermaßen treu erfinden lassen, und bald war von dem Verein keine Rede mehr. Neumann selbst suchte sich nicht, wie der eigentliche ursprüngliche Plan Gützlaffs war, einen Wirkungskreis auf dem Festlande, sondern blieb in der englischen Kolonie auf Hongkong, einem für Missionsthätigkeit wenig geeigneten Boden; nur dann und wann machte er kleine Ausflüge auf die benachbarten Inseln. Das für Europäer überaus gefährliche Klima an dieser Südküste untergrub auch bald Neumanns Gesundheit, und nöthigte ihn im Jahre 1855 nach Deutschland zurückzukehren. Bald nach seiner Abreise von Hongkong trafen zwei neue Arbeiter des Vereins daselbst ein, Hanspach und Dr. med. Göcking, und ließen sich in der Stadt nieder, wo sie noch mit Erlernung der Landessprache beschäftigt zunächst in dem Hospital für deutsche und holländische Matrosen zu Viktoria ihren Arbeitskreis fanden. Der gleichfalls im Jahre 1850 gebildete **Berliner Frauenverein** für China nahm zunächst die Gattin des Missionars Neumann bei dessen Aussendung zu seiner Agentin in China an und legte ihr vornehmlich die Pflege ausgesetzter Chinesenkinder ans Herz. Eilf solcher Kinder waren bereits in Neumanns Hause, als der Frauenverein 1852 die Schwester Julie Poser ihnen zur Hülfe sandte, nach deren baldigem Tode zwei andere, Charlotte Süsseroth und Elisabeth Nagel, die Frau Neumann unterstützen sollten, noch unterwegs aber die Nachricht erhielten, daß Neumanns auf der Rückreise nach Europa begriffen seien. Auf Hongkong angelangt, zogen die beiden Schwestern mit Hanspach und Dr. Göcking in das von Neumanns verlassene Haus zu Viktoria, wo die Erstere von ihnen nach schweren Leiden am 26. November 1855 verschied. Doch durfte das Findelhaus nicht aufgegeben werden, und im Oktober 1856 ward die Familie Ladendorf, Vater, Mutter und Tochter, nach Hongkong abgeordnet, um demselben vorzustehen.

Die **Rheinische Missionsgesellschaft** setzte durch ihre Missionare Genähr und Krone ihre Arbeiten im Sanonkreise rüstig fort. Die von Seiten der Rebellen ihren Stationen drohende Gefahr ging durch Siege der Kaiserlichen glücklich vorüber; ein Katechetenseminar zu Saiheong unter Genährs Leitung erblühte; die Gemeinde zu Fukwing mehrte sich, obschon unter Verfolgungen der Gläubigen; die Missionsreisen, wenngleich unter mancherlei Gefahren, wurden fortgesetzt, selbst in den nächstgelegenen Tungkun-Kreis und bis Amha und Hung-piu-tsiu. Anfangs 1855 aber ward Missionar Krone schwer krank, doch nach mehrmonatlicher Ruhe wieder hergestellt und durch Zusendung einer Braut und eines neuen Mitarbeiters, Miss. Louis, die im Herbst 1855 ausgesandt wurden, erfreut.

Während endlich Missionar Hamberg von der **Basler Missions-Gesellschaft** auf Hongkong seine Thätigkeit unter den Hakkas fortsetzte und deren eine ziemliche Anzahl taufen konnte, bat Lechler in Jamtsao dringend um einen Gehülfen, der am 7. Januar 1852 in der Person des Missionar Winnes ihm zugesandt wurde. Durch Verfolgungen der Man-

darinen gegen die Christen sah inzwischen Lechler sich genöthigt, Jamtsao, wohin zurückzukehren er von Hongkong aus umsonst versuchte, zu verlassen. Im März 1853 zogen die drei Basler Brüder von Hongkong aus, um das Hakka-Land [1]) zu durchwandern, wo Hamberg mit seiner Gattin in **Pukak** [2]), Lechler und Winnes in **Tungfo** [3]) sich niederließen und unter Krankheit und Gefahren durch Bürgerkrieg und Räuberbanden in Segen wirkten. Leider verlor Lechler schon im April 1854 seine ihm kaum sechs Wochen angetraute Gattin an der rothen Ruhr, und schon am 13. Mai folgte Missionar Hamberg [4]) ihr nach. In Folge dessen zog Winnes mit Lechler von Tungfo nach Pukak, zu welchem die Außenstation **Lilong** kam. Pukak ist übrigens der Kollektivname verschiedener Dörfer, deren Markt Fungfo heißt. Von allen in China arbeitenden Missionsgesellschaften aber hat keine eine so große Anzahl bekehrter Chinesen aufzuweisen, als die Baseler, welche Anfangs 1855 deren 175 zählte, von denen 19 auf der Station Pukak, 87 auf dem benachbarten Dorfe Lilong, 31 in andern Dörfern der Umgegend, 38 in Hongkong und in 8 verschiedenen Kreisen der Provinz Kwangtung lebten; die Gesammtzahl der seit Anfang dieser Mission durch ihre Missionare Getauften betrug 213 Seelen.

Der **Stand der chinesischen Mission** überhaupt [5]) zu Anfang des Jahres 1855 ergibt sich aus folgenden Ueberssichten:

Missions-Gesellschaften:	Anzahl der Missionsstationen.	der ausgesandten Missionare.	der gegenwärtig thätigen Missionare.	der Mitglieder der bestehenden Gemeinden.	der Schulen	der Knaben in den Schulen.	der Mädchen in den Schulen.
Londoner Miss.-Gesellschaft	4	21	11	160	8	130	37
Niederländische M.-G.	1	1	1	—	—	—	—
American Board	4	23	15	93	5	75	36
Amerikan. Baptisten-Miss.-Verein	2	7	5	48	7	110	29
Amerikan. Episcopal Board	1	8	4	46	12	152	129
Engl.-Kirchliche M.-G.	3	14	8	26	8	188	28
Amerikan.-Presbyterian. M.-G.	3	23	13	27	4	90	28
Morrison'sche Erziehungs-Gesellschaft	—	1	—	—	—	—	—
Engl.-Allg. Baptisten-M.-G.	1	2	1	—	—	—	—
Basler Evangelische M.-G.	1	3	2	175	2	27	—
Rheinische M.-G.	1	3	2	85	2	12	5
Miss.-Ges. der Süd-Baptisten in Amerika	2	13	6	2	3	67	—
Sabathar.-Baptisten-M.-G.	1	2	2	6	—	—	—
M.-G. der (Nord-) Methodisten in Amerika	1	7	2	—	—	—	—
Engl. Presbyterianer	1	3	2	18	2	58	—
M.-G. der (Süd-) Methodisten in Amerika	1	6	4	—	—	—	—
Ev.-Miss.-Ges. in Schweden	—	2	—	—	—	—	—
Engl.-Wesleyanische Miss.-Gesellsch.	1	6	6	—	2	29	10
Ges. für Evangelisirung China's in London	2	4	4	12	2	16	9
M.-G. der Independenten	4	2	—	—	—	—	—
Berliner Hauptmissionsverein	—	3	2	—	—	—	—

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1854. I, p. 127 ff. [2]) cf. Ev. Reichsb. 1857, p. 27 ff. [3]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1853, IV, p. 39 ff. [4]) cf. Basl. Heidenb. 1854, p. 89 ff. Miss.-Mag. 1855, I, p. 51 ff. [5]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1855, IV, p. 71 ff.

Die Arbeiter dieser Gesellschaften vertheilen sich nun auf die fünf Hauptsitze der chinesischen Mission, Hongkong und Nachbarschaft, Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai, in folgender Weise:

Stationen:	Aussendende Gesellschaften und Vereine:	ausgesandte Missionare.	gegenwärtig thätige Miss.	Gemeindeglied.	gegründete Schulen.	Knaben in den Schulen.	Mädchen in den Schulen.	durchschnittl. Zuhörer.	Patienten im Spital.
Hongkong und Umgegend.	Amerikanische Baptisten	2	2	35	6	60	29	40	—
Hongkong und Umgegend.	Morrison'sche Erziehungs-Ges.	1	—	—	—	—	—	—	—
Hongkong und Umgegend.	Londoner Miss.-Gesellschaft	4	2	30	3	85	9	130	—
Hongkong und Umgegend.	Basler Ev. Miss.-Gesellsch.	3	2	175	2	27	—	100	—
Hongkong und Umgegend.	Rheinische Miss.-Gesellsch.	3	2	85	2	12	5	—	—
Hongkong und Umgegend.	Chines. Evangelisat.-Ges. in London	2	2	12	1	—	4	—	—
Hongkong und Umgegend.	Engl.-Kirchl. Miss.-Gesellschaft	1	—	—	—	—	—	—	—
Hongkong und Umgegend.	Casseler Miss.-Verein	1	—	—	—	—	—	—	—
Hongkong und Umgegend.	Berliner Hauptverein	3	2	—	—	—	—	—	—
Hongkong und Umgegend.	Unabhängige (Independenten)	1	—	—	—	—	—	—	—
Kanton	American Board	9	5	1	—	—	—	75	—
Kanton	Londoner Miss.-Gesellsch.	4	1	7	—	—	—	100	21,260
Kanton	Amerikan. Baptisten	1	—	—	—	—	—	—	—
Kanton	Amerikan. Presbyterianer	5	4	1	—	—	—	—	—
Kanton	Südl. Baptisten in Nordamerika	4	1	2	3	67	—	50	—
Kanton	Engl.-Weslevan. Miss.-Gesellsch.	6	6	—	2	29	10	40	—
Amoy	Londoner Miss.-Gesellsch.	6	4	92	4	28	28	25 150	2,349
Amoy	American Board	4	2	90	1	21	10	300	—
Amoy	Amerikan. Presbyterianer	4	—	—	—	—	—	—	—
Amoy	Engl. Presbyterianer	3	2	18	2	58	—	—	—
Amoy	Independenten	1	—	—	—	—	—	—	—
Futschau	American Board	7	5	—	3	54	6	50	—
Futschau	Amerikan. (Nord-) Methodisten, (Method. Episcopal Ch.)	7	2	—	—	—	—	—	—
Futschau	Schwedische Miss.-Gesellsch.	2	—	—	—	—	—	—	—
Futschau	Engl.-Kirchl. Miss.-Gesellsch.	3	3	—	1	30	8	30	—
Ningpo	Amerikan. Baptisten	4	3	13	1	50	—	50	11,000
Ningpo	Amerikan. Presbyterianer	10	7	26	4	90	28	60	6,000
Ningpo	Englische Allgem. Baptisten	2	1	—	—	—	—	—	—
Ningpo	Englisch-Kirchliche M.-G.	4	3	20	4	68	20	50	—
Schanghai.	Londoner Miss.-Gesellschaft	7	4	31	1	17	—	100	11,000
Schanghai.	American Board	3	3	2	1	—	20	30	—
Schanghai.	Südl. Baptisten in Nordamerika	9	5	—	—	—	—	—	—
Schanghai.	Amerik.-Bischöfliche M.-G.	8	4	46	12	152	129	500	—
Schanghai.	Amerik. Presbyterianer	4	2	—	—	—	—	—	—
Schanghai.	Engl.-Kirchl. M.-G.	6	2	6	3	90	—	60	—
Schanghai.	Sabbathar. Baptisten M.-G.	2	2	6	—	—	—	40	—
Schanghai.	Amerik. (Süd-) Methodisten (Method. Episcopal Ch.)	6	4	—	—	—	—	—	—
Schanghai.	Chines. Evangelisat.-Ges. in London	2	2	—	1	16	5	10	—
Schanghai.	Niederländische Miss.-Gesellsch.	1	1	—	—	—	—	—	—

Demnach waren im Ganzen auf 6 Hauptstationen gerade 90 Missionare in Thätigkeit. Die Zahl der durch die Taufe in die auf den verschiedenen Stationen bereits gegründeten Gemeinden aufgenommenen Chinesen betrug 698. In 57 von den Missionaren angelegten Schulen wurden 1265 Chinesenkinder, davon 754 Knaben und 511 Mädchen unterrichtet. Dazu kam, daß durch die ärztlich gebildeten Missionare, welche den kranken Chinesen unentgeltlich Hülfe leisteten, sowie durch die Aufnahme erkrankter Chinesen in die Hospitäler zu Kanton, Amoy, Ningpo und Schanghai gleichfalls ein nicht geringer christlicher Einfluß auf die Gemüther ausgeübt wurde, sowie daß die Verbreitung von Bibeln und christlichen Traktaten die Arbeiten der Missionare unterstützte und namentlich dazu beitrug, unter dem chinesischen Landvolk, welches der persönlichen Einwirkung der Missionare nicht zugänglich war, die Erkenntniß des Evangeliums anzuregen und zu befördern. Nach den statistischen Mittheilungen des Amerikaners S. Well's Williams aber vom 1. Juli 1855 hatten sämmtliche protestantische Missionsgesellschaften bis dahin überhaupt 728 Chinesen bekehrt, von denen 160 der Londoner Missionsgesellschaft, 93 dem amerikanischen Board, 85 der Rheinischen, 213 der Basler, die Uebrigen den andern Missionsgesellschaften angehörten, immerhin eine, gegen die Millionen China's gehalten, gar geringe Zahl, aber doch genug, um zum Dank gegen den Herrn zu ermuntern, daß er diese schwierigste, aber nicht weniger verheißungsreiche unter allen Missionen, die erst so spät begonnen, schon so weit gedeihen lassen. Bereits aber standen neue Störungen und Kämpfe, bis auf diesen Tag trotz eines abermaligen Friedensvertrages noch nicht völlig ausgefochten und überwunden, dem bis dahin nicht ohne Erfolg betriebenen Missionswerk in China bevor.

Die Wegnahme eines chinesischen Fahrzeuges (Lorcha), das unter englischer, von der Regierung zu Hongkong ihm ausgestellter, Flagge fuhr, durch die Mandarinen von Kanton, weil unter den Matrosen einige „Rebellen" sich befanden, und die schnöde Behandlung des dagegen protestirenden englischen Konsuls durch dieselben, sowie das schroffe Verhalten des den Anmaßungen der Fremden, wie er es nannte, nachzugeben nicht geneigten Statthalters von Kwangtung, Yeh (Jih), gab im Herbst 1856 die Veranlassung zu einem neuen **Krieg** mit den Engländern, zu welchem der Zündstoff schon lange aufgehäuft war, so daß es nur eines Funkens bedurfte, um ihn in Brand zu setzen. Denn seit dem Frieden von Nanking war nicht nur der schändliche Opiumschmuggel trotz eines dem Friedensvertrag noch nachträglich hinzugefügten Ergänzungsartikels und mancher in England selbst sich dagegen erhebenden ehrenwerthen Stimmen [1]), schamlos und im Grunde völlig straflos fortbetrieben worden, während der Kaiser Hienfung noch im Jahr 1853 trotz der größten finanziellen Noth der Regierung entschieden sich weigerte, den Opiumhandel, wodurch er dem Schatze eine jährliche Zolleinnahme von wenigstens 30 Millionen Franken gesichert haben würde,

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1857, p. 217. 229ff.

für gesetzmäßig zu erklären, sondern auch von Seiten der Chinesen der Vertrag von Nanking seinem Sinn und Geiste nach beständig umgangen und übertreten worden. Im Widerspruch mit den klaren Aussprüchen desselben wurden die Angehörigen europäischer Nationen von dem Betreten der Stadt Kanton fortwährend abgehalten, ja die Ortsbehörden reizten selbst durch aufregende und verleumdende Edikte den Pöbel zu Haß und Gewaltthätigkeiten gegen die Fremden, und benutzten dann die von ihnen hervorgerufene und genährte Wuth und Rohheit desselben zum Vorwand den Vertretern der auswärtigen Mächte und ihren vertragsmäßigen Forderungen gegenüber. So durfte es denn kein Fremder wagen, unter die Thore von Kanton zu treten, und die Nachsicht, mit welcher die Engländer dies lange Zeit sich gefallen ließen, legten die Chinesen ihnen für Schwachheit aus und hielten sich für berechtigt, die fremden „Barbaren" mit Insolenz zu behandeln. Dasselbe Verfahren beobachteten sie auch gegen andere Mächte, wie sie z. B. dem amerikanischen Bevollmächtigten Briefe theils eröffnet, aber unbeantwortet, theils gar uneröffnet zurücksandten. Dazu hatte die chinesische Regierung, während Rußland, das allein einen Vertreter am Hofe zu Peking hatte, am Amur sich festsetzte [1]), auch die Franzosen [2]) durch neue blutige Verfolgungen der katholischen Christen im Innern und durch die grausame Hinrichtung eines französischen Missionars in der Provinz Kwangsi (Februar 1856) gegen sich aufgebracht. Im Innern aber hatten die Taiping-Rebellen bereits ein Drittheil des chinesischen Reiches an sich gerissen, und waren darauf aus, die Mandschu-Dynastie zu stürzen, und eine ganz neue Ordnung der Dinge in China einzuführen.

So standen die Sachen, als die Wegnahme jener Lorcha und der Eigensinn und Uebermuth des chinesischen Oberkommissars Yeh [3]), auch dem brittischen Generalbevollmächtigten von Hongkong und dem Admiral der englischen Flotte gegenüber, die Engländer bewog, die Feindseligkeiten thatsächlich zu eröffnen. Am 23. Oktober 1856 wurden zuerst etliche Forts, die auf dem Wege von Hongkong nach Kanton am Ufer des Flusses liegen, mit leichter Mühe erstürmt und dann gegen Kanton vorgerückt. Aber weder dieß, noch die immer wieder an Yeh gesandten Aufforderungen zur Nachgiebigkeit machten den gewünschten Eindruck. Am 27. Oktober wurde daher das Feuer gegen die Stadt selbst eröffnet, und zwar zunächst gegen den in der alten Stadt gelegenen umfangreichen Palast des Oberkommissars Yeh. Folge davon war eine Proklamation desselben, die auf jeden Kopf eines Engländers einen Preis von 30 Thalern setzte. Admiral Seymour ließ hierauf die Bewohner der Vorstadt und eines Theils der Altstadt auffordern, sich mit ihrer Habe zu entfernen, was auch geschah; am 28. Oktober wurden die in der An-Angriffslinie liegenden Gebäude der Vorstadt in Brand gesteckt, am 29. eine Bresche in die Mauer geschossen und die Wälle bei nur schwachem Widerstand der Chinesen erstürmt. Ein in den Vorstädten ausbrechendes Feuer vernichtete viele Wohnungen und Waaren, die Engländer aber zogen

---

[1]) cf. Missionsfreund 1858 p. 185. f. Evang. Reichsbote 1857, p. 14 f.
[2]) cf. Ebendas. p. 33 f. [3]) cf. Ausland 1859, p. 206 f. 218 f.

sich noch denselben Abend wieder aus der Stadt zurück, weil sie nicht zahlreich genug waren, sie ohne Gefahr zu besetzen. Yeh, der sich in das wohlbefestigte Tartarenquartier zurückgezogen hatte, blieb unbeweglich; Admiral Seymour aber, um den Wohlstand und die Bevölkerung der Stadt zu schonen, zog es vor, im Laufe der folgenden Tage alle übrigen Forts auf beiden Seiten des Flusses zu nehmen und so alle Zugänge zur Stadt von der Flußseite her völlig zu beherrschen. In dieser überlegenen Position stellte er die weiteren Kriegsoperationen ein, um aus England weitere Befehle abzuwarten und zu sehen, ob vom kaiserlichen Hof zu Peking vielleicht ein nachgiebigeres Verfahren angeordnet würde. Yeh aber ließ die unterste Hefe der Bevölkerung von Kanton gegen die Vorstädte los, wo sie massenweise über die Faktoreien raubend und plündernd, sengend und brennend sich ergossen, bis der Admiral von 2 Schiffen aus mit Kartätschen unter sie schießen ließ, worauf die französische Fregatte „Virginie“ noch 150 Mann mit 4 Gebirgshaubitzen an's Land schickte, welche die Plünderer vollends vertrieben und der Feuersbrunst Einhalt thaten. Von den 80 Faktoreien aber waren 21 durch die Flammen zerstört. Yeh concentrirte endlich alle Truppen der Umgegend in Kanton, und die unglücklichen von ihren Garnisonen entblößten Distrikte wurden von Tausenden räuberischer Hakka-Leute überfluthet, die mordend und plündernd das Land durchzogen, Städte und Dörfer verbrannten und ihre Bewohner von Haus und Hof verjagten.

Daß unter diesen Umständen auch die Missionen in und um Kanton in hohem Grade leiden mußten, liegt auf der Hand. Die Beschießung der Stadt mußte nicht nur dem Wirken der in den Vorstädten ansässigen Missionsärzte und Missionare ein rasches Ende machen, sondern ihnen auch an Hab' und Gut beträchtlich schaden. So wurde die in der Vorstadt liegende Wohnung der amerikanischen Missionare French und Prester sammt dem von ihnen errichteten Hospital und Schulhaus ein Raub der Flammen; die englischen Wesleyaner-Missionare mußten mit Zurücklassung des größten Theils ihrer Habe fliehen und retteten sich nach Macao; auch Dr. Hobson von der Londoner Missions-Gesellschaft mußte sein Hospital preisgeben, das von chinesischen Soldaten besetzt ward. In noch größere Gefahr geriethen die deutschen Missionare im Sanon-Kreis. Lechler in Pukak und Krone mit Frau, der Anfang 1856 **Hoau** als Station der Rhein. Gesellschaft von Lobscheid, der mehr als Bahnbrecher das Evangelium predigend im Dienste der Londoner Evangelisations-Gesellschaft umherzuziehen sich berufen fühlte, übernommen hatte, waren schon einige Zeit vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten in Geschäften nach Hongkong gegangen, Winnes aber in Pukak, Genähr in Saiheong und Lobscheid in Hoau waren noch auf ihren Posten, als Yeh auf den Kopf jedes Fremden zuerst 140 später 190, für jeden lebendig Eingebrachten aber 300 Dollars setzte. Lobscheid kam im November 1856 nach Pukak, von dessen aufgeregter Bevölkerung den Missionaren das Schlimmste drohte, entfloh mit Lebensgefahr nach dem 6 Stunden entfernten Saiheong und fuhr mit Genähr nach Honkong,

von wo bald auch dem krank in Pukak gebliebenen Winnes, der mittlerweile um ein Lösegeld von 240 Dollars sein Leben hatte erkaufen müssen, durch die Engländer rettende Hülfe gebracht ward; am 10 November war auch er glücklich in Hongkong.[1]) An eine Rückkehr nach den verlassenen Stationen war unter den obwaltenden Umständen freilich sobald nicht zu denken.

Yeh, dieser blutdürstige Tyrann, der seit dem Februar 1855 bereits über 70,000 Menschen meist als „Rebellen" mit kaltem Blute hatte hinrichten lassen, suchte fortwährend und auf alle Weise[2]) die blutigste Rache des Volkes gegen das verhaßte Geschlecht der von ihm der Vernichtung geweihten Barbaren zu entzünden, und die hinterlistig grausame Ermordung der Mannschaft eines kleinen englischen Dampfschiffs bei Whampoa, so wie der von einem chinesischen Bäcker auf Hongkong gemachte Versuch, eine bedeutende Anzahl der dortigen Europäer durch mit Arsenik angemachtes Brod[3]) zu vergiften, beweisen zur Genüge die tödtliche Erbitterung der Gemüther gegen die Ausländer. Ueberdies waren die Maßregeln, die der energische und grausame Yeh gegen die für einen ernsten Kampf noch nicht genügende britische Macht ergriff, so bedeutend, daß Admiral Seymour genöthigt war, sich aus der Nähe Kantons zurückzuziehen und mit der äußersten Wachsamkeit gegen die verschiedenartigsten chinesischen Angriffe sich zu waffnen. Auch die beiden Seegefechte vom 27. Mai und 1. Juni 1857, in denen ein nicht unansehnlicher Theil der in den Seitenflüssen des Perlstromes angesammelten chinesischen Kriegsflotte vernichtet wurde, entschieden nichts; überhaupt waren England und China als solche noch nicht im Kriege: der Kaiser ließ kein Wort von sich hören, und außerhalb der Umgegend von Kanton ging der friedliche Verkehr zwischen Engländern und Chinesen allenthalben ungestört fort. Schon im März 1857 aber ernannte die englische Regierung in Lord Elgin einen außerordentlichen Generalbevollmächtigten für China, um die Zulassung eines ständigen Vertreters von England am Hofe zu Peking zu erwirken, zu welchem Behufe ihm zugleich eine ansehnliche Kriegsmacht zur Verfügung gestellt wurde. Auf den Antrag der verschiedenen Missionsgesellschaften aber wurde derselbe zugleich instruirt „für die Glieder aller christlichen Gemeinschaften volle Sicherheit und Freiheit für die Ausübung ihrer Gottesdienste, sowie Schutz für das Leben der Missionare und für andere friedliche Reisende im Innern China's auszuwirken", womöglich auch die Regierung China's zu bestimmen, vertragsmäßig darauf zu verzichten, die das Christenthum annehmenden chinesischen Unterthanen in irgend einer Weise zu beeinträchtigen. Mit dieser Instruction und einer nicht unbedeutenden Kriegsmacht im Gefolge ging Lord Elgin nach dem fernen Osten ab, und da in China die Rebellen immer mehr Boden gewannen, der kaiserliche Schatz auf's Aeußerste erschöpft, die süd-

[1]) cf. Basl. Heidenb. 1857, p. 11. ff. Miss.-Mag. 1857, p. 150 ff.

[2]) cf. Calw. Missionsbl. 1857, p. 55 f. 58.

[3]) Zwei- bis dreihundert Personen hatten davon genossen, unter ihnen auch die Meisten unserer deutschen Missionare. Manche der Vergifteten litten sehr bedeutend und man war eine Zeit lang für ihre Rettung besorgt, doch hat der Herr in Gnaden die Gefahr bei Allen glücklich vorübergehen lassen.

lichen Provinzen von namenloser Hungersnoth gedrückt und das Land allenthalben von großartigen Räuberbanden heimgesucht worden war, konnte er wohl auf einen raschen und glücklichen Erfolg seiner Sendung hoffen. Da brach der verhängnißvolle Militairaufstand in Indien aus, die Flotte ward dorthin gerufen, und auch Lord Elgin begab sich nach kurzem Aufenthalte auf Hongkong am 16. August zur Unterstützung der britischen Regierung dahin. So kam wieder ein Stillstand in die chinesischen Angelegenheiten; inzwischen aber trat insofern eine Aenderung ein, als sich ergab, daß der chinesische Kaiser selbst von den Vorfällen in Kanton genau unterrichtet und mit allen von Yeh ergriffenen Maßregeln vollkommen einverstanden, ja der Letztere von ihm zu einer offiziellen Kriegserklärung gegen England, falls Kanton nicht geräumt würde, bevollmächtigt war. Während mittlerweile die öffentliche Meinung in England unbeirrt fortfuhr[1]), gegen den Opiumschmuggel sich auszusprechen, in China aber vor dem Eintreffen des gegen Ende September in Hongkong zugleich mit dem französischen Bevollmächtigten, Baron Gros, erwarteten Lord Elgin kein entscheidender Schritt gethan werden durfte, ging das Werk des Evangeliums an den Gränzen des Reiches der Mitte dennoch fort.

In und um Kanton hatte allerdings fast alle Missionsarbeit aufgehört; die in jenen Gegenden auf dem Festland arbeitenden Missionare hatten sich größtentheils nach Hongkong geflüchtet und fanden da entweder ein neues Arbeitsfeld unter der zahlreichen chinesischen Bevölkerung, oder suchten auf irgend welche Weise — durch Briefe, durch Nationalgehülfen 2c. — die Verbindung mit ihren verlassenen Gemeindegliedern auf dem Festlande zu unterhalten. In den übrigen vier Seehäfen aber, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai, war die Missionsarbeit durch die bei Kanton ausgebrochenen Streitigkeiten bis dahin in keiner Weise gestört und unterbrochen worden. Werfen wir zuerst einen Blick auf **Amoy**[2]), die gesegnetste unter allen Stationen, wo Missionare der Londoner und der großen Amerikanischen Missions-Gesellschaft, sowie der Englischen Presbyterianer oder Schotten in herzlicher Eintracht neben und mit einander arbeiteten. Namentlich im Jahr 1854 hatte daselbst eine bedeutende Erweckung stattgefunden, und Nebenstationen wurden außer in Petschuiya auch in Tschiobe und Bessi oder Bepi errichtet; im Jahr 1855 wurden zur Gemeinde der amerikanischen Missionare 38, zu der der Londoner 45 hinzugethan, während die von den Presbyterianern übernommene Gemeinde in Petschuiya um 13 Seelen wuchs. In demselben Jahre aber kamen zu den mancherlei Widerwärtigkeiten und zeitlichen Nachtheilen, welche die Bekehrten von ihren Hausgenossen zu erleiden hatten, auch Verfolgungen von Seiten der Mandarinen hinzu, wozu die Eröffnung der Kapelle in Tschiobe den ersten Anlaß gab. Die Annahme des Christenthums und der Verkehr mit den Fremden wurde öffentlich verboten, der Kirchenbesuch erschwert, die am Sonntag geschlossenen Läden

[1]) cf. Basl.-Miss.-Mag. 1858, p. 16 ff.

[2]) cf. Ebendas. p. 19—48. Nachrichten der O. J. M. A. zu Halle 1859, p 58 f. Calw. Missionsbl. 1857, p. 77 f. Basl. Miss. Mag. 1858, p. 501.

der Christen durch Edikt der Plünderung preisgegeben. Aber nur ein Mitglied der Gemeinde ließ durch diese Verfolgungen sich einschüchtern, die Andern trauten auf Gott, fuhren fort, die Kapellen zu besuchen und des Sonntags ihre Läden zu schließen, und der Herr ließ sie nicht zu Schanden werden; die Feinde wagten auch nicht eines der Gemeindeglieder anzurühren.

Unter ihnen war ein Kleiderhändler, der mit Weib und Kindern Christ geworden war. Soldaten kamen in seinen Laden und fragten, ob er ein Christ sei. — „Ja, und ihr solltet auch Christen sein mitsammt den Mandarinen und dem Kaiser, denn Christus ist unser Herr.“ — Die Soldaten sagten sofort, sie seien gekommen, ihn zu arretiren, und vor den Mandarin zu bringen. — „Sehr gut! da werde ich Gelegenheit haben, dem Mandarin das Evangelium zu verkündigen. Ich fürchte mich gar nicht, mit euch zu gehen.“—Die Soldaten zögern und fragen nach seinem Sohne. — „Er ist hier, und ihr könnt ihn nehmen, so gut als mich. Er kennt das Evangelium und wird Zeugniß ablegen vor dem Mandarinen. Er fürchtet sich eben so wenig als ich. Hier ist auch mein kleines Mädchen; sie ist nur 9 Jahre alt, aber sie ist im Stande, dem Mandarin zu sagen, wie es sich mit der christlichen Religion verhält. Nehmt sie nur mit, sie fürchtet sich gar nicht.“ — Das war den Soldaten ganz unerwartet, und sie wußten nicht, was anfangen. Da fiel ihnen ein, daß sie wenigstens den Laden des Mannes ausplündern könnten, um doch nicht mit leeren Händen zurückzugehen. Als sie nun Hand an die Kleider legten, so half ihnen der christliche Händler dazu, nahm selbst Alles hervor, was er hatte, und legte es vor die Soldaten auf den Ladentisch, indem er sagte: „Dies ist all' mein Eigenthum, und ich gebe es euch sehr gern. Nehmt es nur, ich habe etwas viel Besseres durch das Christenthum, und eine Hoffnung auf das himmlische Erbe. Diese Sachen liegen mir gar nicht sehr am Herzen. Nehmt sie fort! Nehmt sie fort!“ — Dadurch wurden aber die Soldaten so beschämt, daß sie von solchem Glaubenshelden sich hinwegwandten, und ohne Gefangene wie ohne Beute zurückkehrten.

Die Gemeinden selbst trugen zum Unterhalt von Kirche und Schule bei, und jeden Monat ward bei der Feier des Abendmahls ein Opfer zum Besten bedürftiger und nothleidender Gemeindeglieder gesammelt, das im Jahr 1856 auf etwa 50 Dollars sich belief. Im Ganzen arbeiteten Mitte 1857 von den drei genannten Gesellschaften in Amoy 9 Missionare, 8 Missionsfrauen und 1 Jungfrau (Stronach), nebst 15 eingeborenen Gehülfen. Die Lond. Missions-Gesellschaft zählte 202, der amerikanische Board 210 und in Tschiobe 36, die englischen Presbyterianer 52, alle zusammen also 500 eingeborene Gemeindeglieder, und unter den 9 Schulen auf der Haupt- und den Nebenstationen befanden sich 2 Mädchenschulen und 1 Evangelistenschule. — In **Futschau**, wo von 3 Gesellschaften, dem amerikanischen Board, der Englisch Kirchlichen[1]) und der amerik. Method. Episcopal Church, im Ganzen 7 ordinirte Missionare und 3 Frauen arbeiteten, die Arbeiter aber stets auch vom Klima viel zu leiden hatten, war dagegen bisher nur wenig ausgerichtet worden. Dennoch verlangte im Jahr 1857 die aus 4 Gliedern bestehende mit dem amerikan. Board verbundene Gemeinde aus den Eingebornen dringend nach Verstärkung der Missionare in einem Schreiben klassischen Styls vom „9. Monate, wenn der Gelb Blumenbaum seine Cassiablüthen ansetzt.“ —In **Ningpo**, das durch seine äußerst vortheilhafte Lage besonders zur Gründung von Außenstationen und zu periodischen Besuchen des umliegenden Binnenlandes sich eignet, arbeiteten um diese Zeit von den amerikanischen Presbyterianern, den amerikanischen

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1857, , p. 317.

Baptisten, der englisch kirchlichen Missions-Gesellschaft und der chinesischen Evangelisations-Gesellschaft, nebst einer Arbeiterin der Ladies Association in England, im Ganzen 16 ordinirte Missionare und 17 Frauen. Ueber die Zahl der Bekehrten wird nichts berichtet; der Times-Correspondent vom 10. Oktober 1857 aber lobt besonders die Missionsärzte Lockhart und Parker, als über „die Dankbarkeit und den guten Willen des Volkes verfügend", und die Missionare Edkins und Macgowan[1]) als „allmählich die Gelehrten zur Achtung nöthigend." — In **Schanghai**[2]) endlich, dem Hauptort sowohl für den englischen Handel als für die evangelische Mission in China, wohin seit 1843 zehn Missions-Gesellschaften 57 Missionare gesandt hatten, standen im Jahr 1857 von 8 Gesellschaften, der Londoner- und der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft, den amerikanischen Methodisten, Presbyterianern, Episkopalen, dem Board, den Süd-Baptisten und der Sabbatarian Society zusammen 22 ordinirte Missionare, 3 Missionsärzte, 1 Helferbruder, 4 ledige und 16 verheirathete Frauen auf dem Plan. Zahlreiche Kirchengebäude[3]) erhoben sich in der Stadt, doch ist der Missionserfolg daselbst hinter dem in andern Theilen China's zurückgeblieben. Von Ningpo und Schanghai aus ward auch die Insel Tschusan besucht, wo das Wort guten Eingang fand, wie im Westen von Ningpo, wo „ein schönes Werk sich regte und Viele erweckt waren." — Nach Schanghai war auch der Missionar Vögler mit seiner Schwester bestimmt, den der **Pommersche Hauptverein** Anfangs 1857 als seinen ersten Sendboten nach China abordnete, der aber im September d. J., durch Krankheit zurückgehalten, noch auf der Insel Java sich befand. — Die chinesische Stiftung zu Kassel war unterdessen bereits im Jahr 1856 mit dem Berliner und dem Pommerschen Hauptverein für China zu einem **evangelischen Gesammtverein** für die chinesische Mission zusammengetreten, schied jedoch im Jahr 1858 wieder aus, um einen „reinlutherischen" Verein[4]) für China zu gründen, der eine unmittelbare Thätigkeit daselbst noch nicht begonnen hat. — In **Hongkong** und Macao endlich befanden sich im Jahr 1857 im Ganzen 22 ordinirte Missionare und 18 Frauen.

Doch wir müssen nun den Gang der Kriegsereignisse in China weiter verfolgen. Am 20. September 1857 kam Lord Elgin von Indien zurück; 40 englische Kriegsschiffe waren bereits bei Hongkong versammelt, und noch mehrere wurden erwartet. Die Franzosen hatten deren 14; ihr außerordentlicher Gesandter, Baron Gros, traf am 16. Oktober in Hongkong ein und wurde sehr festlich empfangen. Später kam auch der amerikanische Bevollmächtigte mit einigen Kriegsschiffen, endlich der russische Gesandte, welcher, über Sibirien und den Amur kommend, zu Peking vergeblich eine Audienz nachgesucht hatte, über Schanghai und Japan dahin. An eine friedliche Ausgleichung der obschwebenden Differenzen war nicht mehr zu denken, und nachdem bis Mitte Dezember 1857 alle noch zu erwartenden Verstärkungen an Truppen und Kriegsschiffen eingetroffen waren, rüsteten sich Engländer

[1]) cf. Ausland 1853, p. 447. [2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1858, p. 502 ff. [3]) cf. Missionsfreund 1858, p. 36. [4]) cf. Nachr. der O. J. M. G. zu Halle 1859, p. 73 ff.

und Franzosen vereint zur Bestürmung von Kanton.[1]) Am 25. Dezember 1857 rückten sie zum Kampfe aus. Noch einmal bot man dem hartnäckigen Yeh zwei Tage Bedenkzeit; er aber hielt die Einnahme der ziemlich festen Stadt durch die „Barbaren" für eine Unmöglichkeit, und verweigerte jedes Zugeständniß. Da begann in der Frühe des 28. Dezember das furchtbare Feuer von dem schweren Geschütz der britischen und französischen Flotte; gegen Mittag landeten die verbündeten Truppen im Osten der Stadt, in den folgenden Tagen wurden die Befestigungen ringsumher genommen, und am 5. Januar 1858 besetzten die verbündeten Truppen Englands und Frankreichs Kanton. Der Ober-General der chinesischen Armee nebst andern wichtigen Persönlichkeiten, endlich auch der entschlossene und gewaltige Yeh selbst, dieser Oberkommissar der zwei südlichen Provinzen Kwangtung und Kwangsi, der sich jetzt versteckt hatte und verkleidet zu entkommen suchte, fiel den Eroberern in die Hände, und ward der Letztere als Kriegsgefangener nach Kalkutta gebracht. Aber auch nach dem Falle von Kanton, dieser bedeutenden, reichen, und für den Kaiser so überaus wichtigen Handelsstadt, war die Sprache, welche der Hof zu Peking gegen die Ausländer führte, um nichts weniger stolz, anmaßend und verächtlich; selbst die untergeordneten Beamten wiesen mit unbegreiflichem Uebermuth die Forderungen der Verbündeten von sich. Da ward Anfangs März in dem Kriegsrath der Letzteren beschlossen, mit den Schiffen nach dem Peiho zu segeln, an dessen großem Seitenkanal die kaiserliche Hauptstadt Peking liegt. In Ningpo, welche Stadt er am 28. März erreichte, nahm Lord Elgin eine Adresse von den Missionaren daselbst und denen in Schanghai entgegen, in welcher sie baten, daß in dem die Religionsfreiheit betreffenden Artikel des neu zu stipulirenden Vertrages die protestantische Religion nicht als „Tién-tschu-kiau (Religion des Herrn des Himmels)", sondern als „Je-su-kiau (Religion Jesu)" bezeichnet, und der Aufenthalt im Innern den protestantischen Missionaren so gut, wie den katholischen, gestattet werden möchte.

Auch in Schanghai ward ihm eine Adresse, und zwar von den Kaufleuten, überreicht, denen der edle Lord u. A. Folgendes erwiderte: „Wenn die Schranken gefallen sind, die jetzt noch den freien Verkehr mit dem Innern verhindern, so wird sich die christliche Bildung des Abendlandes nicht etwa einer neuseeländischen Barbarei, sondern einer uralten Bildung gegenübergestellt finden, die allerdings in vielen Beziehungen abgenutzt und unvollkommen, in andern aber nicht ohne Anspruch auf unsere Theilnahme und Achtung ist. In dem Wettkampf, der dann beginnen wird, wird die christliche Bildung sich mitten unter einem zweifelsüchtigen und scharfsinnigen Volke den Weg erst dadurch bahnen müssen, daß sie handgreiflich und thatsächlich zeigt, wie ein Glaube, der bis hinauf zum Himmel reicht, bessere Bürgschaften für persönliche und öffentliche Sicherheit bietet, als ein Glaube, der nicht über die Erde sich zu erheben vermag."

Die darauf folgenden militairischen Bewegungen der vereinigten britischen und französischen Flotte sind aus den Zeitungen hinreichend bekannt. Lord Elgin und Baron Gros erschienen mit ihrer imposanten Kriegsmacht an der Mündung des Peiho, nahmen am 20. Mai ohne Schwierigkeit die zum Schutz der Flußmündungen und des Weges nach der Residenz bestimmten Festungswerke, und wenige Tage darnach auch die nur noch 20 Stunden von Peking entfernte Stadt Tien-

[1]) cf. Rheinische Berichte 1858, p. 81. ff. Basler Miss.-Mag. 1858, p. 333 f.

tsin. Zu gleicher Zeit fanden sich die Kriegsschiffe der Amerikaner und Russen ein, „nicht sowohl um an den Kriegsoperationen Theil zu nehmen, als vielmehr um sich bei dem glücklichen Ausgang derselben und bei dem bevorstehenden Friedensschluß mit den kriegführenden Mächten in den Gewinn zu theilen." Jetzt wäre weiterer Widerstand von Seiten des Kaisers Hien-fung bei der drohenden Nähe der imposanten Kriegsmacht der „Barbaren", bei der völligen Erschöpfung des Staatsschatzes und dem Mangel einer ausreichenden Truppenmacht, sowie bei der von der einheimischen Rebellenpartei seinem Throne drohenden Gefahr geradezu Wahnsinn gewesen, und die warnende Stimme Rußlands, um so gewichtiger, als dasselbe erst selbst kurz zuvor mit England und Frankreich in Krieg begriffen gewesen war, kam dazu, ihn zum demüthigen Nachgeben gegen die Forderungen der Verbündeten zu bewegen. Zwei hohe kaiserliche Kommissare, mit allen erforderlichen Vollmachten versehen, kamen aus Peking, und nach längeren, mit allen Künsten der chinesischen Diplomatie, die jedoch an der Ruhe, Klarheit, Festigkeit und Entschlossenheit des britischen Bevollmächtigten scheiterten, gepflogenen Unterhandlungen kam am 26. Juni 1858 mit England **der Vertrag von Tientsin** zu Stande. Wie aber schon zuvor mit Rußland (13. Juni) und Amerika (18. Juni), dann folgenden Tages (27. Juni) mit dem Bevollmächtigten Frankreichs auf den gleichen Grundlagen Verträge abgeschlossen und von Seiten China's Allen die gleichen Rechte zugestanden wurden, das ist aus den öffentlichen Blättern zur Genüge bekannt. Nach diesem Frieden sollten nun nicht blos sofort fünf neue Hafenplätze und später noch elf weitere geöffnet werden, sondern die Angehörigen der vier Staaten, welche die Verträge unterzeichnet hatten, hinfort auch das ganze Land durchreisen und darin sich niederlassen und Grundbesitz erwerben dürfen, sobald sie im Besitz eines von ihrem Konsul regelrecht ausgestellten Passes sich befinden. Die Konsuln selbst aber stehen kraft des neuen Vertrages von nun an auf gleicher Stufe mit den kaiserlichen Bevollmächtigten und verkehren direkt mit ihnen. Noch viel wichtiger ist endlich das Zugeständniß, daß jeder der vier genannten Staaten das Recht haben sollte, in Peking selbst einen mit höchster Vollmacht ausgerüsteten Gesandten aufzustellen, der im Namen seiner Regierung direkt mit der des Kaisers verkehre. Damit ist das „himmlische Reich" mit einem Male von seiner sublimen Höhe herabgestiegen und in den profanen Kreis der andern „irdischen" Reiche gliedlich eingetreten, womit im Zusammenhange steht, daß seine Beamten vertragsmäßig verpflichtet sind, künftig sich aller beschimpfenden Titel und Ausdrücke gegen die Fremden, namentlich des beliebten „J" (d. h. Barbar) zu enthalten. Bei weitem der wichtigste Punkt aber in dem neuen Vertrag ist der Artikel, der sich auf die freie Verkündigung und Ausübung des Christenthums bezieht, und dessen Bestimmungen nach dem Wortlaut der vier hinter einander abgeschlossenen Verträge folgende sind:

Artikel VIII. des russischen Vertrags: „Die chinesische Regierung, in Anerkennung der Wahrheit, daß durch die Lehren des Christenthums Friede und gute Ordnung unter den Menschen befördert wird, verspricht, diejenigen ihrer Unterthanen, welche wünschen sollten, den Forderungen dieses Glaubens gemäß zu leben, nicht zu verfolgen, sondern dieselben sollen sich des gleichen Schutzes erfreuen, welcher de-

nen gewährt ist, die sich zu andern im Reiche geduldeten Religionsformen bekennen. Die chinesische Regierung, in der Ueberzeugung, daß christliche Missionare rechtschaffene Menschen sind, welche keine zeitlichen Vortheile für sich selbst suchen, gestattet ihnen hiermit, die Lehren des Christenthums unter ihren Unterthanen auszubreiten, und erlaubt ihnen, überall im Lande umherzureisen. Eine bestimmte Anzahl von Missionaren, die durch die Gränzstädte und die offenen Seehäfen in das Land einzutreten haben, soll mit Pässen versehen werden, die von den russ. Behörden ausgestellt sind." — Art. XXIX. des amerikanischen Vertrages: „die Grundsätze der christlichen Religion, wie sie von der protestantischen und römisch-katholischen Kirche („Religion Jesu" und „Religion des Herrn des Himmels") angenommen sind, werden anerkannt als solche, wodurch die Menschen angewiesen werden Gutes zu üben und Andern gleich also zu thun, wie sie wünschen, daß man ihnen thue. Demgemäß sollen diejenigen, welche sich zu diesen Lehren bekennen oder Andere darin unterweisen, künftig um ihres Glaubens willen nicht belästigt noch verfolgt werden. Alle diejenigen nun, seien es Bürger der vereinigten Staaten oder bekehrte Chinesen, welche gemäß diesen Lehren in friedlicher Weise die Grundsätze des Christenthums lehren oder ausüben, sollen unter keinen Umständen daran gehindert oder beunruhigt werden." — Art. VIII. des englischen Vertrages: „Die christliche Religion, wie sie von Protestanten oder römischen Katholiken (gleiche Ausdrücke, wie oben) angenommen ist, schärft ihren Bekennern die Uebung der Tugend ein und lehrt die Menschen, Andern das Gleiche zu thun, was sie von ihnen erwarten. Personen also, die diese Religion lehren, oder die sich zu ihr bekennen, sollen gleicherweise auf den Schutz der chinesischen Behörden Anspruch haben; auch sollen dieselben, wenn sie in friedlicher Weise ihrem Beruf nachgehen und nicht den Gesetzen zuwiderhandeln, weder verfolgt noch belästigt werden." — Art. XIII. des französischen Vertrages: „Da es der Hauptzweck der christlichen Religion ist, die Menschen zur Tugend zu leiten, so sollen die Glieder aller christlichen Gemeinschaften (communions) volle Sicherheit für ihre Person, für ihr Eigenthum und für die freie Ausübung ihres Gottesdienstes genießen, auch soll den Missionaren, welche in friedlicher Weise und mit solchen Pässen versehen, wie in Art. VIII. vorgesehen ist, das Land betreten, vollkommener Schutz verliehen werden. Es soll von Seiten der chinesischen Behörden einem Jeden, der in China lebt, ohne irgend welche Hinderung das anerkannte Recht zugestanden werden, das Christenthum nach Belieben anzunehmen und seinen Forderungen gemäß zu leben, ohne deßhalb irgend einer Strafe oder Büßung ausgesetzt zu sein. Was immer bis dahin auf Befehl der Regierung gegen den christlichen Glauben geschrieben, verordnet oder veröffentlicht worden ist, soll in allen Provinzen des Reichs hiermit vollständig widerrufen und für null und nichtig erklärt sein." —

Damit war das Christenthum als eine von der Regierung anerkannte und zu Recht bestehende Religion erklärt, und jedem Chinesen förmlich und ohne Rückhalt gestattet, dasselbe ohne irgend welche Belästigungen und Nachtheile anzunehmen, obschon allerdings nicht zu hoffen stand, daß nun auch sofort thatsächlich und praktisch alle Verfolgung, Belästigung und Beeinträchtigung der eingeborenen Christen und Missionare aufhören würde. Dagegen nahm die chinesische Regierung den ausländischen Mächten das Versprechen ab, sich in keiner Weise in die Angelegenheiten der Rebellion zu mischen, indem in dem Artikel von dem Paßwesen festgesetzt wurde, daß kein Ausländer Nanking oder andere von den Rebellen besetzte Plätze besuchen dürfe. Diese selbst aber haben bis dahin keinem Ausländer, auch nicht einmal einem Missionar, den Zugang in ihr Gebiet gestattet; wie die Sachen jetzt stehen [1]), ist auch von ihnen für die Ausbreitung des Christenthums in China zunächst nicht viel zu erwarten. Bedenklicher ist der Schlußsatz in dem mitgetheilten Artikel des französischen Vertrags und wohl geeignet, in dem, der die römische

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1859, p. 223.

Kirche und ihr unabänderliches Verfahren kennt, allerlei sorgliche Gedanken zu erwecken [1]); der peinlichste Punkt in dem neuen Friedensvertrag aber ist die Opiumfrage. Doch wir können und wollen auf dies Alles hier nicht näher eingehen, dürfen uns vielmehr darüber freuen, daß nach dem Vertrag von Tientsin endlich in Wahrheit gesagt werden konnte: China ist offen!

§. 9 Gegenwärtiger Stand der Chinesischen Mission.

Politische Zustände: Rhein. Berichte 1859, p. 120 f. 183 f. 333 f. — Evangel. Reichsbote 1859, p. 33 f. 41 ff. 79 ff. — Ausland 1860, p. 58 ff.

Missionsthätigkeit: Missionsfreund 1859, p. 40 f. 85 f. 132 f.; 1860, p. 41. 49 f. — Basler Missions-Magazin 1859, p. 530 f. — Rhein. Berichte 1860, p. 38 f. 96; 115 f. 137 f. — Basler Heidenbote 1859, p. 91; 1860, p. 17. — Evangel. Reichsbote 1860, p. 2. 9. 24. 32. 59 f.

Missionswirksamkeit: Goßner, Biene 1853, p. 75 f.; 1852, p. 78 f. — Basler Heidenbote 1853, p. 55; 1856, p. 83 f.; 1857, p. 65 f. — Missions-Magazin 1857, p. 232 f.; 1859, p. 219. — Rhein. Berichte 1858, p. 54. — Evangel. Reichsbote 1855, Nr. 10 u. 11; 1857, p. 68 ff. — Calwer Monatsblätter 1849, p. 3 f. 37 f. Missionsblatt 1846, p. 46. — Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 95 f.

Nach dem Frieden von Tientsin fiel es allerdings auf, daß der Kaiser denselben nicht durch die Pekinger Zeitung bekannt machen ließ; auch schien manches Andere darauf hinzudeuten, daß es mit demselben von Seiten der Chinesen nicht recht ernstlich gemeint sei. Die Bevölkerung im Süden war noch längere Zeit ziemlich aufgeregt, ja es kam sogar zu einem feindlichen Zusammenstoß der Engländer mit einem Haufen chinesischer Freiwilliger bei Schäk-zäng, etwa 3 Stunden von Kanton, und die Ersteren fanden in der Nähe dieser Stadt überdies einige Proklamationen, die vom Kaiser sein sollten und aussagten, der Friede sei ein erzwungener, und man solle nur gegen die Barbaren fortkämpfen. Diese Papiere wurden nun den chinesischen Gesandten und durch sie dem Kaiser vorgelegt, welcher dieselben jedoch vollständig desavouirte. Im Laufe der Zeit zeigte es sich auch unzweideutig, daß der Hof den Frieden wolle und bedürfe, und wenn man die Verhältnisse im Reiche der Mitte und namentlich die Stellung des Kaisers der noch immer ansehnlichen Kriegspartei gegenüber erwägt, kann es auch nicht befremden, daß derselbe nur sehr langsam und zögernd die demüthigenden Friedensbedingungen bekannt werden ließ. Als Anfangs Mai 1859 der englische Gesandte für Peking, Bruce, ein Bruder des Lord Elgin, sowie der neue Admiral Hope in Hongkong eintrafen, war die Stimmung eine entschieden friedliche und das gegenseitige Vertrauen bedeutend gewachsen. Beide verließen bald Hongkong und verfügten sich nach dem Norden. Die aus den Zeitungen hinreichend bekannten unglücklichen Vorgänge am Peiho [2]) aber, bei denen der englische Gesandte und Admiral jedenfalls nicht ohne Schuld waren und die Engländer zum ersten Mal eine entschiedene Niederlage erlitten, haben leider einen neuen Krieg Englands und Frankreichs mit China in Aussicht gestellt, und vielleicht indem wir dieses schreiben (August 1860) haben die Feindselig-

[1]) cf. Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 51 f.
[2]) cf. Rheinische Berichte 1859, p. 344 f.

keiten schon begonnen. Denn „ob Recht oder Unrecht, der am Peiho so schwer getroffene Zauber der europäischen Waffen muß um jeden Preis wieder hergestellt werden. Welche Folgen das für die Missionsarbeit in nächster Zeit haben wird, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Wenn die Engländer und Franzosen sich das Ziel ihres militärischen Ehrgeizes nicht zu weit stecken, mag die neue Erschütterung kurz und namentlich in den südlichen Provinzen vielleicht wenig merkbar sein. Wollten sie aber, worauf die Anzahl der in Bewegung gesetzten Streitkräfte deutet, Peking selbst besetzen und dort den Frieden diktiren, so kann es unter Umständen lange und tiefgreifende Erschütterungen geben." Schenkt der Herr indeß erst wieder einen gesicherten Frieden, so dürfen wir auch auf eine beträchtliche Ausdehnung der bisherigen Missionsarbeit hoffen. Mögen denn auch für China die Gebete der Gläubigen nicht ermatten!

Die durch den letzten Krieg eigentlich nur im Süden des Reiches gestörte **Missionsthätigkeit** war nach dem Vertrag von Tientsin, dessen alle Missionare sich freuten, ohne indeß zu sanguinische Hoffnungen daran zu knüpfen, hier rüstig wieder begonnen, auf den andern Punkten mit Eifer fortgesetzt und auch weiter nach dem Innern zu ausgedehnt worden. Von den **Rheinischen Missionaren** hatten Louis und Krone ihren Wohnsitz in Macao genommen, und benutzten von da aus die noch bestehende Ruhe zu fleißigen Besuchsreisen im Lande, während Genähr von Hongkong aus den Sanonkreis mit seinen Gehülfen predigend durchzog. Krone wollte gern Hoau wieder besetzen, wurde aber von den Aerzten genöthigt, mit seiner schwer erkrankten Frau sich nach Europa einzuschiffen, wo er im Herbst d. J. (1860) erwartet wird; Louis hielt sich seit Mitte 1859 abwechselnd in Hoau, Fukwing und **Amha** [1]) auf, und fand fast überall freundliche Aufnahme; doch wurden sämmtliche Brüder gegen Ende 1859 in Macao erwartet. Von den **Baseler Missionaren** hatte Lechler seiner Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren müssen und war bereits im August 1858 in Basel eingetroffen; Winnes war auf Hongkong mit Studien, literarischen Arbeiten, Predigt, Jugendunterricht und Sammlung einer Christengemeinde aus den Hakka's beschäftigt, während er mit den Gemeinden auf dem Festlande eine Verbindung zu unterhalten suchte; nach dem Frieden besuchte er mehrmals die alten Stationsorte Lilong, Pukak und **Maham** [2]), und fand die Gemeinden in erfreulichem Stande, die heidnische Einwohnerschaft von Pukak dagegen so abgeneigt, wie früher, weßhalb er späterhin lieber in Lilong sich niederzulassen wünschte. Zu seiner Hülfe ward 1859 Missionar Martig ausgesandt, der Anf. 1860 noch unterwegs war [3]). Das von einem der **Berliner Missionare**, Dr. Göcking, auf Hongkong angelegte Hospital hörte Anfangs Juni 1859 zu bestehen auf, nachdem Göcking, der früher blos Arzt war, auf seinen Wunsch zum Missionar ordinirt worden; das vom **Berliner Frauenverein** auf Hongkong unterhaltene Findelhaus nahm unter der Leitung von Ladendorfs einen erfreulichen Fortgang und sollte für seine

---

[1]) cf. Rhein. Berichte 1860, p. 121. [2]) cf. Basler Heidenbote 1856, p. 68. [3]) Er ist am 11. März 1860 in Hongkong angelangt. cf. Basl. Heidenb. 1860, p. 84.

46 Pflegekinder ein neues Haus errichtet werden, dessen Bau man bis Ende März 1860 zu beenden hoffte. Wir werden schließlich noch einmal auf die deutschen Missionare in China zurückkommen. Die **Londoner Missions-Gesellschaft** veröffentlichte im März 1859 einen Aufruf ihrer chinesischen Missionare an die Studenten der Theologie in England, in welchem das neu eröffnete Arbeitsfeld eindringlich geschildert und die Studenten zum Eintritt in dasselbe aufgefordert wurden; die Direktoren der Gesellschaft aber versprachen die ernstesten Anstalten zu machen, einen neuen Aufschwung dieser Mission zu unterstützen. Klagte doch auch der Bischof von Viktoria, daß man in England derselben nicht die Aufmerksamkeit zugewandt habe, welche dieses wichtige Gebiet verdiene; namentlich habe man es an Arbeitern fehlen lassen von Seiten der anglikanischen Kirche [1]). — Auch die **Amerikanische** (Bostoner) **Missions-Gesellschaft** (Board) erließ einen neuen Aufruf für die China-Mission, ebenso wie die Londoner. Beide Gesellschaften richteten ihre Blicke auf die Gegend von Schanghai und von da nach dem Innern zu. Ganz abgesehen von den Rebellen, welche in dieser Gegend ihr Wesen haben, scheint dieselbe der Hauptschauplatz der Missionsthätigkeit in China werden zu sollen, weil hier in dem großen Landesstrom, dem Yantsekiang, der lebhafteste Verkehr in China ist. Anfangs 1859 wurden bereits die Städte Sautscheu, das Venedig China's, mit 1,200,000 Einwohnern, und Hangtscheu, einer der Hauptthandelsplätze in Ost-China, als neu zu beziehende Stationen genannt. „Es hat allerdings für die Mission etwas Versuchliches, die Predigt in großen Städten, wo viel Volk angehäuft ist, erschallen zu lassen, und es versteht sich von selbst, daß diesen Orten die Predigt nicht entzogen werden darf. Es hat aber gerade die chinesische Mission bisher den Beweis geliefert, daß die ländliche Bevölkerung, fern von großen Städten und namentlich fern von der Küste, ein geeigneterer Boden für das Evangelium und für die Bildung christlicher Gemeinden ist. Der chinesische Bauer ist empfänglicher für das Wort der Wahrheit, als der chinesische Krämer." In Schanghai war noch im Jahre 1858 auch der Sendbote des Pommerschen Hauptvereins, Missionar Vögler, mit seiner Schwester angelangt; beide aber litten viel von Krankheit und gedachten sich deßhalb von der ungesunden Küste in das Innere zu begeben. Schanghai blieb übrigens der Mittelpunkt der evangelischen Mission in der Provinz Kiangsu, von wo aus die benachbarten großen und kleinen Städte mit ihren zahllosen Dorfschaften in's Auge gefaßt wurden. Die Londoner Mission allein hatte dort bis zum Oktober 1859 in neun großen und kleinen Städten der Nachbarschaft ihre Stationen errichtet, fand im Ganzen eine gute Aufnahme und hatte alle Hände voll zu thun. Nach den letzten Nachrichten aus China (März 1860) hatte die Arbeit der evangelischen Missionare aller Orten noch ihren ungestörten Fortgang, und das unglückliche Ereigniß am Peiho die Folgen nicht gehabt, die man wohl besorgen konnte. Im Süden scheint Kanton der Mittelpunkt der Mission werden zu wollen. In der Altstadt sind vier, in der Neustadt zwei, und in den Vorstädten sechs christ-

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1859, p. 220.

liche Versammlungslokale eingerichtet; außerdem wird auf den öffentlichen Plätzen und vor den Tempeln noch gepredigt — natürlich Alles unter dem Schutze der englisch-französischen Waffen. Aber auch in dem südlich von Kanton gelegenen Sanonkreis und dessen Umgegend haben die deutschen Missionare Wochen lang umherreisen können, ohne wesentlich von den Chinesen mehr beunruhigt zu werden, als es früher der Fall war; sie dachten sogar wieder daran, ihre Stationen aufzunehmen, und sind darin nur durch die Besorgniß vor dem bevorstehenden englisch-französischen Angriff zurückgehalten worden. Auch die beiden Berliner Missionare haben sich nun auf dieses Hongkong gegenüberliegende Festland begeben und dieselben im Ganzen befriedigenden Erfahrungen gemacht. Der Mittelpunkt der Mission an der Ostküste, Schanghai, hatte vor einiger Zeit in Folge des schändlichen Kulie-Handels, der von den Europäern immer schamloser an den chinesischen Küsten getrieben wird, und von dem in der letzten Zeit wieder greuliche Proben in der Nähe von Schanghai vorgekommen waren, einige Unruhen durchzumachen. Die chinesischen Behörden traten in öffentlichen Erlassen gegen diesen abscheulichen Menschenhandel auf und brachten leider auch die Arbeit der Missionare unter diesen Gesichtspunkt. Das gab denn auf einige Wochen für die Missionare in Schanghai Schwierigkeiten, und es kam sogar zu tumultuarischen Auftritten gegen die Kapellen und Wohnhäuser derselben. Doch ist Alles wieder ruhig geworden, und sie trieben ihr Werk in und um Schanghai gegen Ende des vorigen Jahres ganz ungestört, wollten sogar eine größere Aufmerksamkeit auf ihre Predigten unter den Chinesen bemerken. Es wird sich nun freilich darum handeln, ob der Krieg der Engländer und Franzosen gegen den Kaiser noch zu Stande kommt und was daraus wird. Unterdessen gilt's, fleißig zu beten, daß der Herr es also machen wolle, daß die Predigt Seines Evangeliums in China ihren ungestörten Fortgang habe; es ist dort noch viel, sehr viel zu thun, und zwar „lediglich in der seligen Hauptsache, der lautern Predigt von der Gnade Gottes in Christo Jesu; alle andern Dinge, mit denen die Missionare unter andern Nationen sich wohl auch befassen, kommen in China zu spät."

Werfen wir denn schließlich noch einen Blick auf die **Missionswirksamkeit** in China, wie sie bedingt ist durch die eigenthümliche Beschaffenheit der chinesischen Mission. Nur sehr gering — diesem Eindruck dürfen wir uns nicht verschließen — sind zur Zeit die Ernten, welche die christliche Aussaat in China trägt, besonders wenn man bedenkt, daß sowohl von katholischer als protestantischer Seite China als der Schlüssel zu Ost-Asien verhältnißmäßig am meisten beachtet und bedacht wird. Ueber 400 Arbeiter [1]) hat die evangelische Kirche in den 53 Jahren ihrer dortigen Missionsthätigkeit nach China geschickt, und nicht allzuviel über

[1]) Beinahe die Hälfte derselben bestand aus ordinirten Predigern des Evangeliums, einige gingen aus als Missionsärzte, Schullehrer, Buchdrucker u. dergl., die übrigen waren entweder die Gattinnen der Missionare, oder unverheirathete Frauenzimmer, welche fast sämmtlich, die verheiratheten und die ledigen, in der Schularbeit oder mit andern Missionsaufgaben beschäftigt waren. Diese Arbeiter gehörten mehr als 20 verschiedenen Gesellschaften an. In den ersten zehn Jahren waren ihrer nur 4, wenn man die Männer allein zählt, im zweiten Jahrzehent 15, im vierten 105, und in den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl beinahe verdoppelt.

1000 Chinesen werden bis jetzt bekehrt sein. Es liegt eben nicht am menschlichen Laufen und Rennen, sondern allein an Gottes Erbarmen. Dazu kommen noch die eigenthümlichen **Schwierigkeiten** gerade dieser Mission. Zuerst muß man sich erinnern, daß nach China gehen die Chinesen noch nicht bekehrt, daß mit ihnen handeln und ihnen das Uebergewicht im Kriege und in den Wissenschaften zeigen, es auch nicht thut. Was den Handel betrifft, so ist gerade der Opiumschmuggel ein bedeutendes Hinderniß der Mission; soll China durch das Evangelium eröffnet werden, und das ist das einzige Mittel, welches sicherer zum Ziele führen wird, als alle Kriege, so muß die Opiumkiste aus dem Wege des Missionars hinweggeräumt werden. Eine Hauptschwierigkeit liegt vor allem schon in der Sprache, in der man den Leuten bisher völlig fremde Dinge, wofür es derselben oft an Ausdrücken fehlt [1]), zu sagen hat, und die nicht nur schwer zu sprechen, sondern noch weit schwieriger zu schreiben ist, zu deren Erlernung daher viele Zeit und Beharrlichkeit gehört [2]). Die geschriebene Sprache aber mit Verständniß lesen zu lernen ist eben so schwierig für die Masse des Volks; die Knaben sind 4 bis 5 Jahre in der Schule, ehe sie ein einziges Wort verstehen von dem, was sie lesen, und den Leuten der mittleren und niederen Stände ist selbst das gewöhnlichste ihrer eigenen Bücher kaum verständlich, wie viel weniger solche, die so fremdartige Gegenstände behandeln, wie die christlichen Schriften und Traktate, mit denen deßhalb auch bei der ungelehrten Masse wenig auszurichten ist. Einige Missionare haben deßhalb den Versuch gemacht, die chinesischen Laute mit englischen (lateinischen) Buchstaben zu schreiben, und danach lesen und schreiben zu lehren, nicht ohne guten Erfolg, namentlich zu Amoy und Ningpo [3]). Eine weitere Schwierigkeit bot bisher die Politik der chinesischen Regierung mit ihrem Absperrungssystem gegen alle Fremden, das auch nach dem letzten Frieden erst allmählich schwinden wird. Abgesehen von allen andern aus den chinesischen Zuständen und Verhältnissen wie aus der Religion, der Denk- und Sinnesweise des Volkes hervorgehenden Hemmnissen erscheint endlich im Aeußern die Armuth der Leute, innerlich aber die gewaltige Eigenliebe und Eitelkeit der Chinesen als ein Haupthinderniß für eine gedeihliche Entwickelung christlichen Lebens [4]) im Reiche der Mitte.

Die evangelische Mission nun, wie sie daselbst von allen kirchlichen Gemeinschaften betrieben wird, setzt auch in China neben der Predigt alle **Mittel** in Bewegung: Krankenpflege, Schule und Presse. Von der Wichtigkeit des Hospitals und der Krankenpflege für die Zwecke der christlichen Mission in China haben wir bereits Kenntniß genommen. „Obgleich es bei den Chinesen," heißt es in dem auf ärztliche Thätigkeit als Unterlage für die missionirende großes Gewicht legenden Evang. Reichsboten (1858, p. 65), „von Alters her schon eine Art Wissenschaft der Medizin gibt, auch Aerzte unter den Chinesen, freilich nur Aerzte im chinesischen Sinn, nicht selten sind, so beruht doch das gesammte Heilverfahren dieser Aerzte nicht gerade auf wissenschaftlichen Grundsätzen. Zudem ist es mit einem

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1849, p. 14. [2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1851, II, p. 259 f.
[3]) cf. Ebendas. p. 282. Calw. Missionsbl. 1852, p. 72.
[4]) Basler Heidenbote 1856, p. 82 f.

ganzen Ballast abergläubischer und zauberischer angeblicher Heilmittel überladen, so daß im Allgemeinen nicht die Rede davon sein kann, wenigstens nicht nach unsern Begriffen, daß ein chinesischer Arzt wirklich eine Krankheit ernstlicher Art zu heilen vermöge. Insbesondere aber ist die Wundarzneikunde, in welcher gerade unter uns in den letzten Jahrzehnten ein so bewunderungswürdiger Fortschritt gemacht worden, bei den Chinesen noch sehr wenig ausgebildet, daher sie Verwundungen aller Art nur sehr unvollkommen zu behandeln verstehen. Ein europäischer Arzt kann daher unter ihnen großen Nutzen stiften, er wird auch im Allgemeinen von ihnen jetzt nicht blos gern gesehen, sondern sogar aufgesucht, und es pflegen sich ihm die Kranken mit vollem Vertrauen hin zu geben. Deßhalb huldigt die Chinese Evangelisation Society in London geradezu dem Grundsatz, nur ärztlich gebildete Missionare auszusenden; den Katholiken aber stehen in den Hospitälern zu Hongkong wie zu Amoy und Ningpo Anstalten „barmherziger Schwestern" für die Mission zur Seite[3]). — Ueber die Schule als Mittel der Missionsaufgabe sind die Meinungen der Missionare selbst, wie anderwärts, so auch in China getheilt; namentlich die Amerikaner legen großen Werth auf dieselbe. Uebrigens haben die Chinesen selbst ein ausgedehntes System sich selbst erhaltender Tagesschulen, so daß die Missionsschulen in der Regel nur von den Kindern der ganz Armen besucht werden. Wichtig sind namentlich die Mädchenschulen für die Erziehung des sonst ganz vernachlässigten weiblichen Geschlechts. — Auch die Presse steht im Dienste der chinesischen Mission, und unzählige Traktate und heilige Schriften sind durch dieselbe bereits verbreitet worden, hier, wo man gegen jedes beschriebene Blättchen eine fast abergläubische Verehrung hat, in der Regel gern genommen und sorgfältig aufbewahrt; ob gelesen, und wenn dies, ob immer verstanden, ist freilich eine andere Frage. In demselben Maße aber, wie sich die Aussicht auf die Oeffnung China's durch den Konflikt mit den abendländischen Mächten erweiterte, betonte man in England auch lauter und stärker den Druck und die Verbreitung der chinesischen Bibel[2]), und es klang zuletzt fast, als wenn die christliche Mission für China in so und so viel Schiffsladungen mit Bibeln aufgehen sollte. Gegen diese ungeheure Ueberschätzung der Schriftverbreitung als Mittel der Missionsaufgabe haben sich seitdem mehrere sehr ernste Stimmen unter den Engländern selbst erhoben[3]), und die lebendige Predigt des Evangeliums durch eifrige und tüchtig gebildete[4]) Missionare als Haupterforderniß gesegneter Erfolge mit Entschiedenheit bezeichnet. „Was wir haben müssen," heißt es, „sind Menschen, Menschen, welche predigen können, Menschen, welche die Landessprache verstehen, Menschen, welche die Seelen zu Christo führen, daß Gottes Werk an ihnen durch seine Diener ausgerichtet werde." Da gilt's denn auch, nicht blos in den Kapellen und andern Predigtlokalen, sondern auf den Straßen, in den Häusern, in den Theebuden und Herbergen[5]), namentlich auch auf Predigtreisen ganzen Schaaren wie

---

[1]) cf. Ev. Reichsbote 1857, Nr. 8. [2]) cf. Ausland 1853, p. 1175. [3]) Nachr. der O. J. M. A. zu Halle 1859, p. 97 ff. [4]) cf. Basl. Heidenb. 1858, p. 72. [5]) cf. Rhein. Berichte 1858, p. 56.

Einzelnen das Evangelium in ihrer Sprache zu verkündigen. Auf die erste Bearbeitung eines Landstrichs durch Reisepredigt muß dann die regelmäßige Verkündigung und Seelenpflege folgen. Dazu aber sind Arbeiter nöthig vor allen Dingen.

Mehr Missionare, das ist eines der dringendsten **Bedürfnisse** der chinesischen Mission. „Wonach wir schreien, was wir bedürfen, was die unzählbare Menge verlorener Heiden bedarf, ist ein guter Haufen christlicher, opferwilliger Menschen, lebendiger Menschen, die sich selbst dargeben zum Gebet und zur Predigt des Worts, zu verkündigen die frohe Botschaft von der Erlösung." Vor allem aber thun bei der Schwierigkeit der Sprache und den sonstigen chinesischen Verhältnissen tüchtige eingeborene Helfer[1]) noth und dazu tüchtige Institute[2]), wo Theologen aus den Eingeborenen gebildet werden. Sehr schädlich würde es indeß sein, wenn man den Wuchs einer eingeborenen Helferschaft irgendwie erzwingen wollte, insofern das dahin ausschlagen möchte, ungeeignete Charaktere hervorzuziehen; auch würde es diesem scharfsichtigen Volke keineswegs entgehen, daß „Anstellung" das eigentliche Ziel solcher Leute ist, selbst wenn der Missionar betrogen wäre, wie das in so weitem Umfange mit Dr. Gützlaff bei seinem „Chinesischen Verein" der Fall war. Die Geschichte dieses Vereins ist überhaupt lehrreich und zeigt klar, daß man, ohne die Oberaufsicht des ausländischen Missionars, auf keine einheimische Helferschaft ein festes Vertrauen setzen kann.

Die bisherigen **Erfolge** der Missionsthätigkeit angehend, so dürfen dieselben, gering im Aeußern, auch nach der innern Seite hin nicht zu hoch angeschlagen werden. Die Zahl wahrhaft erweckter und gläubiger Christen unter den Chinesen ist jedenfalls noch sehr unbedeutend; von den übrigen[3]) sind die einen entweder bewußte Heuchler, die nur unter den Augen der Missionare Christen sind, in ihrem Herzen aber noch nicht einmal mit dem Götzendienst und Allem, was dazu gehört, gebrochen haben, die andern solche, die zwar den Götzen- und Ahnendienst wirklich aufgegeben haben, aber doch noch mehr auf dem alttestamentlichen Standpunkt stehen und weniger zum Heiland, als vielmehr zu dem einen wahren Gott bekehrt sind, ein so durchgehender Mangel, daß die Missionare ihn selbst bei ihren Gehülfen, wie in ihrem ganzen Leben, so besonders auch in ihren Predigten immer und immer wieder zu beklagen haben.

So ist das Werk in China bis daher in jeder Hinsicht nur erst angefangen; aber trotzdem dürfen wir nicht ohne freudige **Hoffnungen** in die Zukunft sehen. Der Chinese ist ein studirender, forschender, lesender Mann; jede Schrift ist ihm ein Heiligthum. Er weiß nichts von dem fanatischen Haß des Muhamedaners gegen den Christen. Seine Verachtung gegen den ausländischen „Barbaren" gründet sich nicht auf Religionshaß, sondern auf das selbstgerechte Gefühl seiner scheinbaren Ueberlegenheit im Anstand, in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Tugenden. Laß nur erst die bereits vorhandenen Anfänge der Achtung vor abendländischer, christlicher Bildung erstarken, und es wird der scharfe,

---

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1849, p. 75 f. Beleucht. 1849, p. 4. [2]) Calwer Missionsbl. 1856, p. 46. [3]) cf. Basl. Heidenb. 1856, p. 83 f.

unbefangene Blick des Volkes bald die unvergleichlich größere Herrlichkeit des Evangeliums entdecken, — und was steht ihm dann im Wege, es mit ungetheilter Freude zu begrüßen und anzunehmen? China weiß von keinem Kastenwesen, von keinem Priesterstand, von keinem Religionsfanatismus: sollte es nicht mehr als andere Reiche der Heidenwelt für das Evangelium vorbereitet sein? Dazu ist die evangelische Mission bisher nur mit der Küstenbevölkerung, in der Regel ein trotziges, hartes und rohes Geschlecht, in Berührung gekommen, und zwar mit derjenigen der großen Hafenstädte, dieser üppigen Wucherbeete aller Laster und Sünden. Ist es ein Wunder, daß sie da nur langsame und verhältnißmäßig geringe Erfolge hatte? Nehme man dazu die Gefahren, die bisher jedem Eingeborenen, welcher Christ werden wollte, für seine Person, Eigenthum und Familie drohten; denke man auch an die Schwierigkeiten, welche dem Missionar die fremdartige Sprache, die seltsame Volkssitte und so vieles Andere darbot, — und man wird sich nicht wundern, daß die chinesische Mission nach kaum 53jährigem, oder vielmehr nach kaum 18jährigem Bestande noch immer in ihren ersten schwachen Anfängen steht. Aber lasset nur erst das Innere des Landes den Friedensboten völlig aufgeschlossen sein, laßt alle Hinderungen wegfallen, welche die strengen Gesetze des Reiches in den Weg legten, laßt das Volk sich an den Fremdling und seine segensreiche Botschaft gewöhnen: — und wir werden mit Gottes Hülfe ganz andere Zeiten über China anbrechen sehen, und die Wahrheit Gottes, wenn wir die Verheißungen recht verstehen, wird auch hier die herrlichsten Siege erringen. Auch die so lange Zeit verschlossene „Blume der Mitte" soll und wird im Glanz der Gnadensonne dereinst fröhlich blühen, das „himmlische Reich" reif werden für das Himmelreich.

B. Japan.

Kämpfer, Geschichte von Japan. Deutsch von **Dohm.** 4 Bde. Lemgo 1777—79.

van Overmeer Fischer, Bydragen to de kentnis van het japanisch ryk. Amsterdam 1833.

P. F. v. Siebold, Reise nach Japan in den Jahren 1823—30. — Nippon. Archiv von Japan und dessen Neben- und Schutzländern. H. 1—15. Leyden 1833—41. — Thesaurus linguae japonicae. Leyden 1835—41. — Catalogus librorum et mstorum japon. Leyden 1845.

G. Lauts, Japan in zyne staatskundige in burgerlyke enrichtingen, en het verkeer met europesche natien. Amsterdam 1847.

W. Heine, Reise um die Erde nach Japan. Leipzig 1856. 2 Bde. — Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk. Leipzig 1858. 2 Bde.

K. F. Neumann über Japan, in Raumer's histor. Taschenbuch. Dritte Folge. Neunter Jahrgang. Leipzig 1858.

A. Steinmetz, Japan and hear people. London 1859. — L'empire de la source du soleil, ou le Japon ouvert. Paris 1860.

W. Heine, Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnograph. Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig 1860.

Basler Missions-Magazin. Neue Folge. Vierter Jahrgang 1860. Heft 1. 2. 5 u. 7 (mit Bildern u. Karte).

§. 1. Land und Leute.

Wuttke, Geschichte des Heidenthums II, p. 217 ff. — **Ausland** 1847, p. 198; 1851, p. 533 ff. 558. 1240; 1856, p. 717. 739. 765; 1857, p. 19 f. 66. 87. 137. 406. 1094 f.; 1858, p. 115. 499. 598.

726. 398. 421. 1041. 1100; 1859, p. 286 u. a. **Basler Missions-Magazin** 1836, II, p. 329 f. **Heidenbote** 1853, p. 56. — **Missionsfreund** 1853, p. 6; 1856, p. 16. — **Calwer Missionsblatt** 1855, p. 63 f. 73 f. — **Goßner, Biene** 1855, p. 19 f. — **Evang. luth. Missionsblatt** 1858, p. 336.

Japan, von den Einwohnern nach der größten Insel Niphon oder Nipon, von den Chinesen Yanghu oder Sipangu, „Quelle des Lichts", gewöhnlicher Japon, „Land des Lichts, des Sonnenaufgangs" genannt, besteht aus unzähligen, von vielen Meerengen und Baien durchschnittenen Inseln und Inselchen in dem mit Klippen, Strudeln und Untiefen angefüllten, stürmischen und deßhalb schwer zugänglichen Japanischen Meer, zwischen dem 146—170sten ° O. L. und dem 28 bis 49sten ° N. Br., mit einem Gesammtflächenraum von etwa 12—13,000 Quadratmeilen. Von der großen Halbinsel Kamtschatka im Norden der Ostküste Asiens zieht sich, gegen Norden das Ochotskische Meer abschließend und im S. vom Großen Ocean bespült, die schmale, lange Kette der Kurilen bis zur langgestreckten, nahe an's Festland sich anlehnenden Insel Tarrakai, deren Südhälfte sowie die südwestliche Hälfte der Kurilen dem Kaiser von Japan gehört, während der übrige Theil dieser Eilande, obwohl früher Bestandtheil von Japan, gegenwärtig dem russischen Reiche einverleibt ist. — Ein zweiter, von Tarrakai bis zur Südspitze von Korea sich ziehender, nach Westen das gefährliche Japanische Meer umschließender, nach Osten vom Großen Ocean begränzter Bogen viel größerer und schönerer Inseln umfaßt das eigentliche Japan, welches aus vier großen und unzähligen kleineren Eilanden besteht. Die erste der vier großen Inseln, von Tarrakai durch die Straße de la Perouse getrennt, ist **Jesso**, etwas größer als das Königreich Baiern, im Innern, wie man glaubt, wenig bevölkert oder gänzlich unbewohnt, an den Küsten städtereich und durch bedeutenden Handelsverkehr belebt, mit der 50,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Matsumai oder Matsmai im Süden, dem Sitz des japanischen Lehensfürsten und Mittelpunkt des Handels, und der östlich davon gleichfalls auf der Südküste gelegenen, blühenden Hafenstadt Hakodade [1]). Von Jesso durch die Straße von Sangar getrennt, liegt recht eigentlich in der Mitte des japanischen Inselkranzes die Hauptinsel **Niphon**, etwa halb so groß wie Spanien, und auf ihrer Ostküste, an einem der schönsten Häfen der Welt, Jeddo [2]), die Residenz des (weltlichen) Kaisers und zugleich die größte Stadt der Welt, die in einem Umfang von 12—15 Meilen ein Menschengewimmel von mehrern Millionen einschließt. Am Südwestende der äußern Bucht von Jeddo liegt die bedeutende, seit 1854 dem ausländischen Verkehr geöffnete Handelsstadt Simoda (niedriges Land [3]) in einer reizenden Umgebung, eng und ziemlich regelmäßig gebaut, mit etwa 1000 Häusern und gegen 7000 Einwohnern, davon etwa ⅕ Händler und Handwerker. Wichtiger als diese Stadt ist Miako (Hauptstadt) oder Kio (Sitz) im Süden der Insel, die alte Reichshauptstadt und noch jetzt Residenz des

[1]) cf. Ausland 1855, p. 65; 1857, p. 406; 1858, p. 499. Basl. Miss.-Mag. 1860, p. 8 ff. [2]) cf. Ebendas. p. 12 f. Ausland 1859, p. 286 f. [3]) cf. Ebendas. 1855, p. 933. 956. 981; 1858, p. 499. Basl. Miss.-Mag. a. a. O. p. 16 ff.

geistlichen Kaisers, dessen Wohnung eine von Mauern und Gärten umgebene Stadt für sich mit 13 Straßen bildet. In einer trefflich angebauten Ebene, schöner gebaut als Jeddo, zählt sie über 600,000 Einwohner und hat über 500 Tempel, in dem Haupttempel ein 83 Fuß hohes Standbild des Buddha und im Thurm desselben die größte Glocke der Welt (19 Fuß hoch und 2,400,000 holländ. Pfund schwer). Hauptsitz japanischer Gelehrsamkeit, besitzt Miako eine Universität, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, die große kaiserliche Bibliothek, eine Menge gelehrte Schulen und viele Buchdruckereien. Ebenso ist es Hauptsitz des Handels, auch befindet sich daselbst die kaiserliche Münze und eine große Menge von Fabriken und gewerblichen Anstalten. Südlich von Niphon endlich, wo der ganze Inselbogen von Korea sich anlehnt, liegen die beiden größeren, von einer Reihe kleinerer Inseln umgebenen Eilande **Sikok** (im Osten), etwa so groß als Würtemberg, und **Kiu-siu** (im Westen) an Größe dem Kirchenstaat gleich, letztere mit der Seestadt Nangasaki oder Nagasaki auf ihrer Westseite, bis 1854 der einzige Hafen, der einer europäischen Macht (den Holländern), sowie den Schiffen der Koreaner und Chinesen offen stand, mit etwa 70,000 Einwohnern, 35 die einzelnen Stadttheile verbindenden Brücken und nicht weniger als 62 Tempeln, zahlreichen Fabriken und den bedeutendsten Schiffsarsenalen, durch den Verkehr mit dem Ausland einer der belebtesten Häfen des Reichs. Während jedoch die Koreaner und Chinesen ihre Faktoreien auf dem Festlande haben, müssen die Holländer mit dem kleinen, nur 600′ langen und 240′ breiten, blos durch eine eingehängte, mit Thoren und Wachen besetzte Brücke mit der Stadt in Verbindung stehenden Inselchen Desima sich begnügen. Doch davon später. — Von der Insel Kiu-siu an zieht sich endlich ein dritter, aus lauter kleineren und weit auseinander gelegenen Gruppen von Eilanden bestehender Inselbogen bis zu der großen chinesischen Insel Formosa, unter denen die Lieu-kieu oder Lutschu-Inseln für den Handel und die Mission, wie wir später sehen werden, von großer Bedeutung geworden sind.

Alle zu Japan gehörigen Eilande sind vulkanischer Natur, felsig, und die größeren mit hohen, zum Theil die Schneelinie erreichenden Gebirgen bedeckt, in welchen sich noch an 24 theilweise bedeutende Vulkane in Thätigkeit befinden, daher vulkanische Ausbrüche und Erdbeben häufig vorkommen. In Folge dieser Verhältnisse ist der Boden zu einem großen Theile steinig und mager; viele der kleineren Inseln bestehen nur aus kahlen, durch vulkanische Revolutionen entstandenen und zerrissenen Klippen. Wegen ihrer unregelmäßigen, zerrissenen Gestalt aber bieten die Inseln viele Buchten und Busen und nur unbedeutende Flüsse, dagegen mehrere zum Theil nicht unansehnliche Landseen. Das Klima derselben ist wegen ihrer hohen Gebirge und ihrer Lage auf der Ostseite des alten Kontinents rauher, als man ihrer geographischen Breite nach vermuthen sollte, besonders in den nördlichsten, wo noch im Mai sich Eisfelder befinden. Selbst auf Niphon fällt im stürmischen Winter oft zollhoher Schnee, und nur in den südlichen Inseln ist der Winter mild; dagegen ist, die nördlicheren abgerechnet, der Sommer schön und heiß. Das Land, zum großen Theil an sich zwar nicht sehr ergiebig, entwickelt doch durch

den regen Fleiß seiner Bewohner und in Folge der fruchtbaren Sommerregen, je nach seinen verschiedenen klimatischen Verhältnissen einen großen Reichthum verschiedenartiger Produkte des Pflanzenreiches der gemäßigten Zone, besonders trefflichen Reis und Getreide aller Art, Sojabohnen, Thee, der jedoch dem chinesischen nachsteht, Baumwolle, Seide, ausgezeichneten Kampher, schönes Obst und Südfrüchte, Bambus und Maulbeerbäume, überhaupt die Gewächse des nördlichen China's und südlichen Europa's, in den südlichsten Inseln selbst einige tropische. Japan ist auch das Vaterland der Camellien, die z. B. an der Bucht von Jeddo bis zu 40 Fuß aufsteigen und mit ihrem glänzend grünen Laub und prächtig rothen Blumen einen herrlichen Anblick gewähren. Das Thierreich anlangend, was nicht sehr zahlreich vertreten ist, gibt es außer einer Unmasse von Ratten und Mäusen, Hunden und Katzen nur wenig Ziegen, Schweine, kleine Pferde und Rindvieh, dagegen mehr Büffel, Wildpret aller Art, auch Bären, Wölfe, Affen, zahmes und wildes Geflügel, Seidenraupen, Bienen, Ameisen, Heuschrecken, so wie eine Menge der in den dortigen Gewässern gewöhnlichen Seethiere aller Art, auch Perlen und Korallen. Das Mineralreich liefert viel Gold und das beste Kupfer, außerdem fast alle übrigen Metalle, Edelsteine, Schwefel, verschiedene Salze, Steinkohlen u. s. w.

Die **Bevölkerung** von Japan wird auf ungefähr 37 Millionen angegeben und besteht mit Ausnahme weniger Aïno's [1]) und Mandschu's auf den nördlichen Inseln aus eigentlichen Japanern, einem aus der Mischung der mongolischen und der malayischen Raçe entsprungenen Volke. Die Japaner oder Japanesen sind ihrer Leibesgestalt nach ein nur mittelgroßer aber starker Menschenschlag von weniger mongolischem Aeußern, als die Chinesen, von heller, oft in's Bleifarbene und bei den höhern Ständen oft in's Weiße übergehender Olivenfarbe, schlau, lebhaft und wohlgebildet. Die Augen sind tief liegend, eng geschlitzt, aber schön schwarz und bei den Frauen freundlich und gutmüthig, die Augenbrauen stehen sehr hoch, und von den Augenwinkeln laufen viele Runzeln gegen die Schläfe aus. Die Nase ist kurz, aber nicht stumpf, der Kopf meist groß, der Hals dagegen kurz, und die schwarzen, dicken Haare glänzend, da sie geölt werden. Bis auf die Haare am Hinterkopf und Scheitel, die sie auf dem Wirbel in einen Busch vereinigen, scheeren sich die Männer das Haupt kahl, und ihr Bart ist sehr schwach; die Frauen lassen ihre Haare lang wachsen, binden sie auf dem Kopfe zusammen und stecken viele lange Nadeln hindurch. Unter den Frauen gibt es übrigens wahre Schönheiten, aber alle sind von Natur klein. Sie schminken sich das Gesicht weiß und die Lippen roth; verheirathete Frauen, bisweilen auch Bräute, schwärzen sich in den meisten Theilen des Landes die Zähne. — Die Kleidung [2]) der Japaner ist keiner Mode unterworfen und seit Jahrhunderten dieselbe geblieben. Hemden tragen sie nicht, sondern der Mann einen Lendengürtel, die Frau ein sehr breites bis auf das Knie

[1]) Diese Aïno's, von mongolischem Stamm, bilden die Ur- und Hauptbevölkerung der Insel Jesso, Tarrakai und der Kurilen, und scheinen mit ihren Namensfürsten im Lehensverhältniß zum Reich zu stehen. cf. Ausland 1857, p. 48. [2]) cf. Ausland 1851, p. 549 f.

reichendes Schürzchen, darüber aber einen langen, weiten seidenen oder wollenen Rock (den „Japon“ der Niederländer) mit weiten Aermeln, der den türkischen Schlafröcken gleicht, bei den Männern einfarbig, bei den Weibern großblumig und anschließender. Die Männer tragen 3—4, die Weiber aus Eitelkeit oder zum Schutz wider die Kälte zehn und mehr solcher Röcke, die sehr leicht sind, über einander. Ein Gürtel hält sie zusammen. Auf der Straße trägt man noch eine Art Mantel von dunkler Farbe darüber; zur männlichen Kleidung gehört noch für festliche Tage und feierliche Gelegenheiten ein Prunk= oder Parademantel mit dem Familienwappen, auch „Komplimentenmantel“ genannt. Beinkleider sind ebenfalls nur bei der Staatskleidung im Gebrauch. An den Füßen trägt man Sandalen mit oder ohne Strümpfe, bei schlechtem Wetter zwei Querleisten unter der Fußsohle; im Hause geht man ohne Schuhwerk. Weiß ist die Farbe der Trauer. Die Hüte sind aus Stroh, Holz oder Leder, bemalt und lackirt, mit kleinem Kopf, aber desto größerer Krempe. Den Gebrauch der Edelsteine zum Schmuck kennen die Japaner nicht. Ihre Wohnungen [1]) sind leicht und meist aus Fichtenbrettern gebaut, selten von Stein und oft nur mit Stroh gedeckt, vielfach nur Bambushütten, deren Seiten mit Lehm und darüber mit einem farbigen Kalkanstrich übertüncht, die Dächer bisweilen abwechselnd mit weißen und schwarzen Ziegeln oder Schindeln gedeckt und in der Regel etwas vorspringend, um Schutz gegen die Sonne zu gewähren, zuweilen auch mit Drähten überspannt sind, um die Krähen und Raben abzuhalten. Die Fensterscheiben sind von geöltem Papier; Kamine gibt es nicht, und der Rauch muß durch die Ritzen und Spalten seinen Ausweg suchen, wenn nicht absichtlich ein Loch in der Mauer für diesen Zweck gelassen ist. Die Häuser sind fast alle einstöckig, obwohl manche derselben eine von Säulen getragene Vorhalle haben. Vor oder hinter den Wohnungen befindet sich in der Regel ein eingehägter Raum, der als Garten oder Erholungsplatz dient, immer aber mit blühenden Sträuchern, kleinen Bassins mit Goldfischen u. dergl. geschmückt ist. Die verschiebbare Hausthür ist entweder zur Rechten oder zur Linken, durch das vorragende Dach geschützt, und von der vordern Seite führt ein Gang direkt nach dem Ausgang nach hinten, wo sich die verschiedenen Seitengebäude befinden. Der obere Theil der Wohnungen unter dem Dach bildet häufig noch ein bequemes Zimmer, da die Dächer stark geneigt sind, wird aber in der Regel nur als Waaren= oder Rumpelkammer oder zur Wohnung für die Dienstboten benutzt. Die Giebelseite steht nach der Straße zu, und in großen Städten befindet sich auf allen Dächern ein immer volles Wasserfaß, das in Stroh eingebunden ist zum Schutz gegen Sonne und Wetter, und gegen Feuersgefahr stets bereit gehalten wird. Auch in den Straßen stehen zu diesem Zweck überall solche Wasserfässer sammt Feuerspritzen. An den Kaufläden wird gewöhnlich die ganze Vorderseite geöffnet, um die Waaren zur Schau zu stellen; jedes Haus aber besitzt eine Art von Zauberschutz in dem über den Thürpfosten angebrachten gemalten Götzen, oder auch nur einem bedruckten oder beschriebenem Papier, das vor Feuer und an=

---

[1]) cf. Ausland 1851, p. 543.

derem Unfall Schutz gewähren soll. Die erhöhte Platform, die fast das ganze Innere des Hauses einnimmt, ist mit weißen Matten von gesetzlich vorgeschriebener Größe — 3' breit und 6' lang — belegt, die durch eine Unterlage von Stroh dick und weich gemacht sind. Auf diesen Matten sitzen die Leute mit untergeschlagenen Beinen, um zu essen, ihre Waaren zu verkaufen, ihre Pfeifen zu rauchen, mit ihren Freunden zu schwatzen und bei Nacht zu schlafen. Im letzteren Falle kleiden sie sich nicht aus, sondern brauchen nur eine gesteppte Matte zur Decke und eine kleine harte Kiste zum Kopfkissen. Ueberhaupt ist die häusliche Einrichtung höchst einfach, und das Hausgeräth kärglich. Da Jedermann auf den Fersen zu hocken oder mit unterschlagenen Beinen zu sitzen, oder auch zu knieen und zu liegen gewohnt ist, so bedarf es keiner Stühle oder Tische, obgleich beides bei Staatsgelegenheiten vorkommt. Als Geräthe bei der Mahlzeit dienen lackirte Becher, Schüsseln und Tassen, Porzellangefäße, die unvermeidlichen Eßstäbchen und jeweilen ein irdener Löffel. Ihre Suppen trinken sie direkt aus der gemeinsamen Schüssel, nachdem sie mit ihren Eßstäbchen die darin herumschwimmenden Stückchen Fisch heraus geholt haben. Ihre Theekessel, die ununterbrochen am Feuer stehen, sind aus Bronze, Silber oder Thon. In der Mitte des Zimmers befindet sich ein viereckiges, mit Backsteinen ausgemauertes und mit Sand gefülltes Loch, in welchem stets das Kohlenfeuer brennt mit dem Dreifuß und Theekessel darüber. Der Thee wird immer schwach und ohne Zucker genossen. Die besseren Häuser sind meist mittelst einer Kohlenpfanne erwärmt, die auf einem lackirten Untersatz steht und leicht von Zimmer zu Zimmer getragen werden kann, was freilich nicht selten für die Sicherheit der Wohnungen bedenkliche Folgen hat. Die Nahrung[1]) der Japaner besteht vorzugsweise aus Fischen und Pflanzenkost. Die Läden für Lebensmittel und was sonst zum Leben gehört enthalten Reis, Weizen, Gerste und andere Hülsenfrüchte, getrocknete Fische, Seegras, Salz, Zucker, Saki (ein berauschendes Getränk aus Reis), Steinkohlen, süße Kartoffeln, Mehl und Aehnliches, meist in großer Fülle. Einen öffentlichen Markt gibt es nicht. Rinder, Schweine und Schafe werden nicht zur Speise verwendet, Geflügel höchst selten. In den Straßen werden zubereitete Gemüse und ein Präparat von Bohnen und Reismehl, das wie Käse aussieht, feilgeboten, und dies bildet die Hauptmahlzeit der ärmeren Klassen. Beim Einkauf bestehen überall feste Preise und vom Markten weiß man nichts.

Berg-, Acker- und Gartenbau, Fischerei und Seidenzucht wird in Japan weit mehr betrieben, als Jagd und Viehzucht. Der Ackerbau ist sehr blühend; auch das kleinste Stückchen des Erdbodens wird benutzt, und der fleißige Landmann ist in unausgesetzter Thätigkeit, da in Japan alles zu bestimmten Zeiten geschehen muß, ohne Rücksicht darauf, ob das Wetter günstig ist oder nicht. In der Gemüse- und Blumengärtnerei haben es die Japanesen zu einem Grade der Kunst gebracht, von dem man in Europa keine Ahnung hat, namentlich in der Zucht von Bäumen und selbst Weinstöcken in Zwerggestalt leisten sie

---

[1]) cf. Ausland 1851, p. 542.

fast Unglaubliches. Ihr **Kunstfleiß** und ihre **Kunstfertigkeit**[1]) aber ist weit und breit berühmt, und um so erstaunlicher, je mehr es ihnen an bedeutenden technischen und mechanischen Hülfsmitteln mangelt. „In der Fabrikation von lakirten Waaren wird es kein anderes Volk ihnen zuvorthun. Auch in der Bearbeitung von Metallen ist Japan berühmt. Sie haben Gold-, Silber-, Eisen- und Kupferhütten, sowie Eisen- und Kupferhämmer und Gießereien. Ihre Damascener-Klingen sind berühmt. Das Vergolden verstehen sie trefflich. Sie haben Thermometer, Barometer, Uhren und Spieluhren von großer Vollkommenheit. In der Seidenweberei, namentlich in der Bereitung schwerer brodirter Stoffe, werden sie nur von den Chinesen übertroffen, während ihre Baumwollenzeuge gering sind. Eine Menge Fabriken aller Art sind in den Städten vorhanden. Die **Kunst** im eigentlichen Sinne anlangend, so ist die Baukunst bei ihnen noch nicht ausgebildet, doch sind ihre Tempel zum Theil mit viel Geschmack gebaut, und die Brücken mit Tüchtigkeit ausgeführt. Auch in der Bildhauerei sind sie zurück; ihre Götterbilder sind plump und roh, dagegen sind ihre Schnitzarbeiten oft bewundernswürdig fein. In ihren Malereien ist das Colorit ausgezeichnet, aber die Zeichnung unrichtig; sie malen ohne Licht und Schatten, obwohl sie die Perspektive beobachten. Ueberhaupt ist die ideale Seite der Kunst in Japan wenig ausgebildet, während Alles, was zur praktischen Seite des Lebens gehört, bis zu großer Vollkommenheit entwickelt ist. Auch fehlt es ihnen doch eigentlich an selbständiger Erfindungsgabe. Um so erstaunlicher ist ihre Fertigkeit in der Nachahmung, ihr Wissensdurst, ihr Trieb nach Fortbildung", womit sie jede Gelegenheit ergreifen und benutzen, etwas Neues zu erlernen und sich zu vervollkommnen. „Diese Wißbegierde der Japanesen", bezeugt Lauts in seinem Buch über Japan, „ist stets mit unverminderter Kraft thätig gewesen, und hat aus Allem Vortheil gezogen, was sie vom Kunstfleiß Europa's gelernt, sei es durch unmittelbare Unterweisung oder durch Anschauung schöner und seltener Schöpfungen des menschlichen Geistes. Ihr Scharfsinn und ihre Beharrlichkeit haben sie zum Nutzen ihres Vaterlandes zu ungewöhnlichen Entdeckungen geführt, so daß sie bei der großen Bevölkerung und bei der Verschiedenheit des Klima's und der Produkte ohne Nachtheil die Güter zu entbehren vermögen, welche der Fremdling ihnen zuführen kann."

Werfen wir schließlich noch einen kurzen Blick auf die **Sprache** und **Wissenschaft** dieses merkwürdigen Volkes, um dann seine Religion, seine frühere Geschichte, sein öffentliches und häusliches Leben näher in's Auge zu fassen. Die japanische Sprache[2]) ist von der der benachbarten kurilischen und mandschu-tungusischen Völkerschaften durchaus verschieden, ihre Aehnlichkeit mit der von China und Korea aber stammt unstreitig aus der spätern Zeit, als Japans Urbevölkerung durch chinesische Kolonien civilisirt wurde und den Buddhismus über Korea empfing. Die ältere, reinere, auch „Jamato" genannt, ist die Gelehrtensprache, die

---

[1]) cf. Ausland 1857, p. 19 ff. [2]) cf. A. Rémusat, Grammaire de la langue japon. Paris 1825. — **Klaproth**, Mémoire sur l'introduction etc. des charactéres chinois au Japon etc. Paris 1829.

jedoch von Jedermann verstanden und vorzüglich in der höhern Litteratur, besonders der Geschichtsschreibung, der Dichtkunst, und am Hofe des geistlichen Oberhauptes angewendet wird und in zwei Dialekte zerfällt, naiden und gheden genannt, jener für die religiösen, dieser für die profanen Schriften gebraucht; die neuere, die Vulgärsprache, weicht von jener sehr ab und ist stark mit chinesischen Worten gemischt, hat jedoch mehr Wohlklang als das Chinesische. Außerdem bedienen sich die japanesischen Gelehrten häufig der chinesischen Sprache, besonders in religiösen Werken. Für ihre Sprache haben sie dreierlei Arten von Schrift, aus der chinesischen entsprossen, welche sie im 3. Jahrh. als Bilder- oder Begriffsschrift erhielten, nach und nach aber in phonetische Schriftarten umwandelten, eine, „Firokana", für die Schriften in Vulgärsprache, die andere, „Katakana", für Glossen u. dergl., und als dritte die eigentlichen chinesischen Charaktere mit phonetischem Werth, für die höhere Litteratur. Seit dem Anf. des 13. Jahrh. kennen sie auch die Buchdruckerei, die sie mit Holztäfelchen bewerkstelligen, worin die Buchstaben geschnitten sind, und an Büchern[1]) aus allen möglichen Gebieten des Wissens, selbst illustrirten Werken, haben sie Ueberfluß; sonst schrieben sie, wie die Chinesen, mit Pinseln. In der Wissenschaft sind die Japaner meistens Schüler der Chinesen, namentlich in der Zeitrechnung — sie fangen das Jahr mit dem 1. Februar an, rechnen nach Mondjahren und gleichen die Differenz mit dem Sonnenjahre durch Hinzufügung eines 13. Schaltmonats aus —, Astrologie nnd Arzneiwissenschaft, obgleich der Umgang mit den Europäern sie über Manches besser belehrt hat. Eine eigenthümliche Philosophie haben sie nicht, dagegen betreiben sie Geschichte und Geographie, Astronomie, Botanik und Medizin[2]), letztere freilich nach sehr rohen Begriffen, obschon sie die Acupunktur und die Moxa kennen, mit besonderem Eifer. Ihr Elementarunterricht für Knaben und Mädchen ist musterhaft; jedermann kann lesen und schreiben und ist mit der Religion und den Gesetzen des Vaterlandes bekannt. Jedes Dorf hat seine Schule, in den großen Städten befinden sich höhere Schulen, in Jeddo eine Universität und am Hof des Daïri eine Akademie, welcher u. A. die Abfassung der Reichsannalen und des kaiserlichen Almanachs obliegt. Das Studium der Sprache wird ebenfalls eifrig betrieben, und bei allen Verstandesübungen geben sie Beweise von Geduld und Beharrlichkeit. Ihre Gelehrten beschäftigen sich auch viel mit der holländischen Litteratur, sprechen holländisch und zeichnen Landkarten nach Art der europäischen; die Vermessungskarten von ihrem eignen Lande stehen den europäischen wenig nach, und ihre Bekanntschaft mit den europäischen, durch die Holländer ihnen zugehenden Zeitschriften, aus denen Manches übersetzt, gedruckt und durch das ganze Reich verbreitet wird, setzt sie in den Stand, über Eisenbahnen, Dampfschiffe, Daguerrotypen u. dergl. zu reden, ehe sie davon etwas mit Augen gesehen, ebenso über die politischen Vorgänge im Auslande. Uebrigens sind sie auf ihr Wissen keineswegs so eingebildet, wie die Chinesen, und suchen gern und mit Eifer ihre Kenntnisse zu vermehren.

---

[1]) cf. Basl. Miss. Mag. 1860, p. 25. [2]) cf. Ausland 1839, p. 401 f.

In Beziehung auf die **Religion** hat auch Japan, wie alle ostasiatischen Nationen, eine Reihe von Wandlungen durchgemacht. Der ursprüngliche, obwohl mit vielen fremden (namentlich chinesischen) Elementen vermischte Glaube des Reichs ist die hauptsächlich in Verehrung von Geistern, besonders der „Kami“ oder Ahnengeister, bestehende Sintoo-Religion[1]), ein dunkles Gewebe von märchenhaften Sagen, deren phantastische Ausbildung eine Welt von 800,000 Gottheiten, deren erste aus dem Chaos entstandene, sowie eine zweite 100,000 Mill. Jahre — auch die japanische Phantasie wirft gern mit Millionen um sich — regierte, ausgeboren hat und ohne allen Einfluß auf die Hebung der öffentlichen Sittlichkeit geblieben ist. Zwei höchste Geister, ein männlicher und ein weiblicher, von Sonne und Mond entsprossen, Stifter der japanischen Dynastien, werden im Symbol der höchsten Reinheit — im Spiegel — angebetet, aber nicht als in Tempeln wohnend gedacht. Der geistliche Kaiser ist Abkömmling derselben und wird somit als irdische Gottheit verehrt. Auf zweiter Stufe stehen die Geister der verstorbenen Helden und Heldinnen, „Kami“, welche der geistliche Kaiser zu Göttern erklärt hat. Nur sie werden in Tempeln verehrt. Die Seelen tugendhafter Menschen lösen sich nach dem Tode in das allgemeine Weltleben auf, die der lasterhaften wandern in Thierkörper, namentlich in den als eine Verkörperung des Bösen verabscheuten Fuchs. Aeußere Beobachtung der Gesetze der Natur und der Obrigkeit sind die wichtigsten religiösen Vorschriften. Dazu kommt Enthaltung von Blut, von Fleischspeisen und von Leichen. Auch Beobachtung der Feste, Wallfahrten nach heiligen Orten und Kasteiung des Leibes gehört zum religiösen Leben. An den Festen und Tempeltagen badet man sich und geht in reinem Kleid zum Tempel, wäscht sich im Vorhof die Hände, geht mit niedergeschlagenen Augen auf die Vorhalle des Tempels, wirft ein Almosen in den Opferkasten, schlägt an eine dort aufgehängte Glocke, geht nach Hause und vergnügt sich den Nachmittag. Die Wallfahrten, zu denen jeder Japanese verbunden ist, bringen Sündenvergebung, Seligkeit nach dem Tode und mancherlei zeitliche Wohlfahrt. Die heiligen Orte sind weite, meist sehr schön auf Hügeln und zwischen Hainen gelegene, mit Mauern umschlossene Höfe, zu welchen Pforten führen, deren Querbalken nach unten gebogen ist; in den Höfen sind Hallen für die Pilger und Wohnungen für die Priester; Gartenanlagen zieren das Ganze. Der eigentliche Tempel ist immer sehr einfach und klein, von Holz gebaut, das chinesisch-zeltförmige Dach mit Schindeln gedeckt; es steht auf Pfählen 6 Fuß über dem Boden; eine Treppe führt zu der das Gebäude unten umgebenden Gallerie. In der meist verschlossenen Kapelle ist selten ein Bild, sondern nur ein Spiegel, wie bei den Buddhisten, ein Symbol der Seelenreinheit, und das „Go-hei“, ein Busch farbiger Papierstreifen, von noch unbekannter Bedeutung. Auch in ihren Häusern und Gärten haben die Kami-Verehrer kleine Kapellen. Fest-Zeiten sind viele; die meisten haben aber ihre religiöse Bedeutung ganz verloren und sind rein weltliche Lust-Zeiten geworden. Der erste, fünfte und achtundzwanzigste Tag jeden Monats sind Festtage, an denen die

[1]) von Sin, d. h. Weg oder Verehrung, nämlich der einheimischen Volksgötter.

Vornehmen einander, und die Untergebenen ihre Vorgesetzten besuchen, allenfalls auch ein Gebet im Kami-Hofe sprechen; fünf große Jahresfeste werden vom ganzen Volke gefeiert, und haben eben darum ihren ursprünglichen Kami-Charakter abgelegt, — denn die wenigsten Japaner gehören dem Kami-Kult an; es sind Naturfeste wie die des Neujahrs, des Frühlings 2c., zum Theil mit augenscheinlicher Nachahmung der Chinesen. Enger mit der Religion hängen die Jahresfeste der bedeutenderen Kami zusammen, an denen unter Musik und theatralischen Aufzügen, das Leben des Gefeierten darstellend, die Reliquien desselben, seine Waffen, Kleider 2c. in fließendem Wasser gereinigt, und seine Kapelle gesäubert wird; Tanz, Wettkämpfe und Gelage schließen sich an die ernste Feier. Während der Oberpriester sowie die unter ihm stehenden Priester zweiten Grades unverheirathet sind, sind die eigentlichen Tempeldiener nicht Priester, sondern weltliche, verheirathete Personen. Beim Dienste tragen sie weite weiße oder gelbe Chorröcke über den gewöhnlichen Kleidern. Sie besorgen den Tempeldienst, die Hochzeiten und Begräbnisse, und werden für letzteres vom Volke bezahlt. Nur an hohen Festen erzählen die Priester auch märchenhafte Sagen und legen sie aus.

Der Buddhismus [1]), der zuerst im Jahre 552 v. Chr. von Korea aus nach Japan kam, verbreitete sich, dem schwächlichen, gedankenleeren Kami-Dienst gegenüber in geistigem Uebergewicht, besonders im 7. und 8. Jahrhundert so mächtig, daß schon damals die Mehrzahl des Volkes ihm huldigte. So bildet er denn auch jetzt die Staatsreligion des japanischen Reiches und hat, wenigstens unter den Vornehmen, den Sinto-Glauben nahezu verdrängt. Doch erscheint er hier in sehr unreiner Form: neben Buddha, hier „Sjaka" genannt, findet sich fast die ganze brahmanische Götterwelt, Brahma, Agni, Indra, Schiwa, Varuna, Surja, die Trimurti u. s. w., und sehr viel schamanische Elemente. Tempel, Priester und Gottesdienste auch hier, wie anderwärts; mit den Tempeln immer Begräbnißstätten verbunden, auf den letztern bisweilen Gebetsmaschinen, wie wir das alles bereits kennen gelernt haben. Auch die Buddha-Tempel stehen außerhalb der Städte inmitten schöner Gärten, sind aus- und inwendig mit Bildhauerarbeit und schönem Schnitzwerk, mit Lackfarben und Vergoldung geschmückt. Ihre Namen sind oft seltsam genug, z. B. Reisfeld-Kloster, Seligkeitsbrunn-Kloster, Vernunftsquell-Kloster, Langlebens-Kloster, Ewig-Freude-Kloster u. dgl. Mit jedem Tempel und Kloster, die immer beisammen sind, ist auch eine Schule verbunden. Den Priestern, die in mancherlei Ehrengraden sich abstufen, liegt die Bestattung der Todten und zu gewissen Zeiten das Predigen über religiöse Gegenstände, sowie der Unterricht der Jugend ob, während Gebete und Opfer von den Laien selbst dargebracht werden, für die auch Almosenspenden, namentlich an die Priester, religiöse Pflicht ist. Auf die Sittlichkeit hat der Buddhismus in Japan keinen Einfluß, und daß die üppige Saat der Unbarmherzigkeit und Grausamkeit, der Wollust und Unzucht, der Lüge und des Verraths, die auf dem Boden seines der Theorie nach so menschenfreundlichen Systems in allen buddhistischen Ländern aus der

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1860, p. 29 ff. 34 f.

Lehre vom absoluten Nichts so kräftig aufschießt, in Japan weniger grell an den Tag kommt, mag in der strengen von der Regierung geübten Polizei und der gesunden Natur des Volkes seinen Grund haben.

Endlich hat auch die Lehre des Kong-fu-tse, welche hier „Sju-too" genannt wird, von China aus in Japan sich Bahn gebrochen. Schon im 1. Jahrhundert nach Christo dahin gekommen, war sie vor dem Buddhismus mehr verbreitet, als jetzt, und ist mehr Sache der Gelehrten, als des Volks; jene bekennen sich meist zu ihr, auf das Volk im Ganzen aber ist sie ohne bedeutenden Einfluß geblieben. — Unter den Gebildeten herrscht viel Freidenkerei, die sich von allem Glauben an ein Uebersinnliches losgemacht hat. Im Bereich der drei genannten Religionen aber herrscht völlige Freiheit des Bekenntnisses, jeder kann sich nach Belieben einer derselben oder gar keiner anschließen; das Christenthum ist dagegen nach den Landesgesetzen bei Todesstrafe verboten.

Träumerische Mythen, in denen auch die alten berühmten chinesischen Kaiser (s. A. §. 3.) vorkommen, füllen die Vorzeit der japanischen Geschichte aus bis zum J. 660 vor Chr., wo Fürst Tsin-mu, ein Sproß aus dem Geschlecht der fünf nach einander über die Erde herrschenden Erdengötter, „Dsi-tsin," im Lande Hihoga, von Westen (China oder Korea) her auf den Inseln mit einem Heere landete und als Herrscher daselbst blieb, das Volk die unentbehrlichsten Künste lehrte, und die Sorge für dessen zeitliche und geistliche Interessen auf sich nahm. Von dieser Zeit an gibt es eine japanische Geschichte, oder eigentlich nur ziemlich genaue Chroniken, dürr und geistlos, bei denen wir uns nicht weiter aufhalten, und lieber **die politischen Einrichtungen** [2]), die Regierung und Verwaltung des Inselreichs, etwas näher in's Auge fassen. Seiner Regierungsform nach ist Japan eine theokratisch-despotische Erbmonarchie. In seinem Herrscher Mikado (erhabne Pforte),auch „Darai-Sama (Herr des innern Palastes)" oder „Tensi (Sohn des Himmels)," bei den Europäern ungenauer Daïri (Schloß, was eigentlich der Name seines Hofes oder Palastes ist,) genannt, vereinigte sich anfangs die höchste geistliche und weltliche Macht, welche auf seinen ältesten Sohn forterbte, während der zweite der Feldherr seines Vaters ward, eine Würde, zu der jedoch späterhin auch dem Herrscherhaus nicht Entsprossene sich emporschwangen. Seit Anfang des 12. Jahrh. aber ging die eigentliche Obergewalt mehr und mehr in die Hand des Kio- (Sjo-) gun oder Kronfeldherrn über, und der Mikado ward in die zweifelhafte Stellung eines geistlichen Oberhaupts zurückgedrängt, bis er im Jahre 1585 den letzten Rest seiner weltlichen Macht an den Kiogun (Dschogun) Fide Insi verlor, dessen Nachfolger Je Jasu oder Gonghin 1617 die Oberherrschaft in seiner Familie erblich machte und so der Stifter der noch jetzt herrschenden sogenannten Kubo-Dynastie ward. Gegenwärtig ist fast alle Gewalt bei dem weltlichen Fürsten, der das geistliche Haupt nur noch bei besonders wichtigen Angelegenheiten, namentlich in Betreff der Gesetzgebung, um Rath befragt und durch bestimmte Huldigungsformeln und Geschenke ihm seine eigentlich untergeordnete Stellung bezeugt.

---

[1]) cf. Ausland 1851, p. 533 f. 538.

Nach seiner Thronbesteigung ist der Mikado, der Sproß des Sonnengottes, selbst ein lebendiger großer „Kame," d. h. Gott. Kein Laie darf ihn ansehen oder ihm nahen, kein Unterthan darf seinen Namen führen, daher Alle, welche mit dem Thronfolger[1]) gleichen Namen haben, bei dessen Regierungsantritt denselben ändern müssen. Mit seinen Füßen darf der heilige Herrscher die Erde nicht betreten, und muß darum immer getragen werden; Luft und Sonne dürfen sein Angesicht nicht berühren; Haare, Bart und Nägel dürfen ihm nur im Schlafe beschnitten werden. Früher mußte er jeden Morgen mit der Krone auf dem Haupte einige Stunden unbeweglich auf dem Throne sitzen; denn jede Bewegung, jeder Seitenblick, so wähnte man, würde Unglück in die Gegend bringen, nach der sie gerichtet war. Jetzt setzt man statt seiner blos die Krone auf den Thron. Alle Speisen müssen ihm in neuen Geschirren gekocht und in neuen irdenen oder porzellanenen Gefäßen aufgetragen und dieselben nach dem Gebrauch sofort zerbrochen werden. Kraft seiner eigenen Heiligkeit und Göttlichkeit versetzt der Mikado große und verdiente Männer unter die Reihe der Götter, besetzt die eifrig gesuchten Stellen und Würden an seinem Hofe und in der Hierarchie überhaupt mit Männern seiner Wahl, bestimmt die Tage für religiöse Festlichkeiten 2c. Er residirt in dem Prachtpalast zu Miako auf der Insel Niphon, den er nur verläßt, um jeweilen einzelne Haupttempel des Reichs auf feierlicher Wallfahrt zu besuchen.

Der in Jeddo residirende Kiogun oder „Sei-J-Sjogun," was man gewöhnlich durch „Kaiser" übersetzt, von den Europäern auch „Kubo" genannt, hat die thatsächliche Leitung der Regierungsgeschäfte, welche unter ihm von 7 Ministerien (für Staatsökonomie und Einkünfte, für Schiffahrt und Handel, für öffentliche Bauten, für die Polizei, für die Gesetzgebung, für den Krieg und für die geistlichen Angelegenheiten), an deren Spitze das Staatsministerium steht, besorgt wird. Die alten selbstständigen Fürsten der früheren Zeit (Damjo's) sind meist zu Lehensfürsten oder Statthaltern herabgesunken, welche letzteren zu zweien unter genauer Kontrolle und nach streng bestimmten Vorschriften die einzelnen Provinzen, einander jährlich ablösend, zu verwalten haben, außerdem in Jeddo wohnen, wo sie auch ihre Familien, während sie in der Provinz ihr Amt versehen, von geheimen Aufsehern, „Me-tske," umgeben und genau überwacht, als Bürgen für die gewissenhafte Erfüllung ihrer Amtspflichten zurücklassen müssen. Eine überaus wachsame und in ihrer Art einzige Polizei mit ihrem auf gegenseitiges Spioniren und gegenseitige Verantwortlichkeit gegründeten System Hohe und Niedere wie mit einem Netz umschlingend, sorgt für Ruhe und Ordnung, für Sicherheit der Person und des Eigenthums; gute Gesetze, die oft mit Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und großer Strenge geübt werden, suchen den wohlgeordneten gesellschaftlichen Zustand zu erhalten und den bösen Sitten überall eine Schranke zu setzen. Die gewöhnlichen Strafen bestehen in Verbannung, Hausarrest, wobei Thüren

[1]) Die Herrschaft geht in festbestimmter Erbfolge immer auf den ältesten Sohn über, und damit das heilige Geschlecht nicht ausstirbt, muß der Mikado nach ältester festbestehender Sitte 12 rechtmäßige Gemahlinnen haben, unter denen die Mutter des Thronfolgers den Vorrang hat.

und Fenster des Verurtheilten, der sich auch nicht rasiren darf, mit Brettern dicht vernagelt werden, Enthauptung, Kreuzigung und Bauchaufschlitzung; die Folter darf nur dann angewandt werden, wenn die Schuld durch sehr gewichtige Gründe nachgewiesen ist, und die Behandlung der Angeklagten ist im Allgemeinen mild. Die Bauchaufschlitzung, „Harikari“ (d. h. „glückliche Beförderung,“ nämlich aus der Welt) genannt, ist ein Vorrecht der höhern Stände, und die Vornehmen üben sich deshalb bereits in ihrer Jugend, dieselbe mit Behendigkeit und regelrecht mit einem Querschnitt oder einem tiefen Kreuzschnitt in den Bauch, daß die Gedärme zum Vorschein kommen, mittelst eines Säbels ausführen zu können. Staatsbeamte oder andere Männer von Stand sind nach der herrschenden Sitte zum Bauchaufschlitzen gezwungen, wenn es gilt, einen erlittenen Schimpf dem Beleidiger zum Trotz zu rächen (denn der Gegner muß das Gleiche thun, wenn er nicht auf immer entehrt sein will), oder einer entehrenden Leibes- und Lebensstrafe zu entgehen, da er durch das „Harikari“ sich und seine Familie vor Entehrung bewahrt und überdies seinem Sohn die Nachfolge im Amte sichert. Die Einkünfte des Landes (117, nach Andern 336 Mill. Gulden) übersteigen die Ausgaben weit und machen den Staatsschatz zu einem der reichsten in der Welt. Das stehende Heer soll mehr als 100,000 Mann zu Fuß und 20,000 gepanzerte Reiter zählen; die Bewaffnung derselben besteht bis jetzt vornehmlich aus Pfeil und Bogen, Säbeln, Lanzen u. dgl., doch bahnen sich auch dort die leichten und schweren Feuerwaffen allmählich den Weg. Vortreffliche Straßen und Postverbindungen[1]) gehen durch das ganze Land, zahlreiche hölzerne, steinerne u. a. Brücken führen über die Flüsse, Kanäle zur Schifffahrt durchschneiden das Land, selbst eine Telegraphenverbindung durch Feuersignale geht zum Dienst der Regierung durch das ganze Reich; Reisekarten und Reisehandbücher sind im allgemeinen Gebrauch; nur nach außen schloß Japan seit dem Ende des 16. Jahrh. auf's strengste sich ab, wie wir später sehen werden.

Das Land selbst ist in 8 große Landschaften, 68 Provinzen und 622 Distrikte getheilt; in Städten und Dörfern aber stellt ein reichausgebildetes **Volksleben** fast auf allen Punkten sich dar. Es gibt acht verschiedene Stände, zwar ohne eine Spur von Kastenthum, doch so, daß es schwer hält, aus einem niedern in einen höheren zu gelangen, ausgenommen durch Adoption. Zu oberst stehen die regierenden Fürstengeschlechter, die ihr Land zu Lehen tragen und erblich sind. An sie schließt sich der im Besitz fast aller höheren Staatsämter befindliche zahlreiche Adel mit großen Vorrechten an, dann folgt die Geistlichkeit, der Kriegerstand (ohne die dem Adel angehörenden Offiziere), die Kaufleute, die Gewerbetreibenden und Künstler, die Bauern, die Lastträger und zuletzt die Sklaven, Nachkommen früherer Kriegsgefangenen. Die Sintoo-Priester werden als Staatsbeamte betrachtet, sind meist von vornehmer Abkunft, und tragen als Auszeichnung zwei Säbel, wie auch die Krieger deren zwei im Gürtel haben. Der gebildete Stand besteht größtentheils aus bürgerlichen Beamten, Aerzten und andern Männern der Wissenschaft und hat gleichfalls das Recht, Säbel und Beinkleid zu tragen, wie dies bei den höhern Ständen bräuch-

[1]) cf. Wuttke a. a. O. p. 228 f. Ausland 1846, p. 806.

lich ist. Auch der geringste ihrer Diener darf sich mit dem Säbel im Gürtel zeigen, weshalb die geringeren Stände es sich zur Ehre rechnen, unter ihre Diener, häufig nur dem Namen nach aufgenommen zu werden. Sonnenschirme sind allgemein im Gebrauch; Fürsten und vornehme Männer lassen sich bei Staatsbesuchen einen Prachtschirm nachtragen. Jeder Vornehme hat auch einen Tragsessel, „Norimono,“ in welchem er von 4 Leuten sich tragen läßt; die minder Angesehenen und die geringern Stände bedienen sich dazu des aus Bambus gemachten, von 2 Männern getragenen „Kango“ oder „Kago.“ Diese Tragsessel werden auch vermiethet; auf Reisen bedient man sich indeß ebenso oft der Pferde, sowohl zum Personen- als zum Gepäcktransport. Als Tasche wird der Aermel benutzt; im Busen trägt man eine Brieftasche und feines sauberes Papier in zusammengefalzten Stücken, die man zu Nas- und Handtüchern benutzt und nach dem Gebrauch wegwirft. Pfeife und Tabaksbeutel gehören bei Männern und Frauen zu den unentbehrlichen Dingen, bisweilen auch noch eine Riechdose. Das theuerste Stück des Anzugs ist für die zur Tragung desselben Berechtigten der Säbel, dessen Griff stets ein wenig aus dem Gürtel hervorragt. Im Gürtel steckt auch der von allen Japanesen mit Ausnahme der schwere Arbeit Verrichtenden getragene Fächer, der bald als Notizbüchlein dient, bald mit Sprüchen beschrieben ist, bald bemalt u. s. w., und dessen sich Männer und Frauen, Krieger und Staatsbeamte in Gesellschaften bedienen, um einige Beschäftigung zu haben. Mit Wollust genießen die Japanesen Dampf-, warme oder Seebäder [1]), und verwenden auf dieses Vergnügen viele Zeit, Personen von jedem Alter und Geschlecht baden sowohl im Freien als in Badehäusern ohne Anstoß zusammen. Zu ihren Spielen gehört auch das „Scho-ho-ye“ oder Schachspiel [2]) mit 40 Figuren, von 2 Personen auf einem Brett von 81 Feldern gespielt. Dichtkunst, Musik und Malerei gehören zu ihren Liebhabereien; auch haben sie theatralische Vorstellungen mit Musik, in denen, was sonst in ganz Asien nicht gewöhnlich ist, Frauen als Schauspielerinnen auftreten. Mancherlei Feste, wie das Flaggenfest, das Laternenfest u. a., nicht immer religiöser Art, geben auch zu anderweitigen Vergnügungen, wie schon erwähnt, hinreichende Gelegenheit.

Das häusliche Leben der Japaner anlangend, so werden hier die Kinder nicht gewickelt, wie bei uns, sondern man läßt ihnen von Jugend auf Freiheit in allen ihren Bewegungen. Da es nun die Sitte mit sich bringt, mit untergeschlagenen Beinen und etwas vornüber gebeugt auf dem Boden zu sitzen, so bekommen die Kinder etwas nach einwärts gerichtete Füße und eine gekrümmte Haltung. Die Mädchen werden am dreißigsten, die Knaben am einunddreißigsten Tage nach der Geburt in den Tempel gebracht, um einen Namen zu empfangen. Sobald die Letztern das fünfzehnte Jahr erreicht haben oder eine unabhängige Stellung einnehmen, legen sie sich einen andern Namen bei. Auch später wird der Name bei mehrfachen Veranlassungen verändert, namentlich wenn einer seinen Stand oder sein Amt wechselt; viele erhalten auch nach ihrem Tode eine neue Benennung. Mit dem dritten Jahre empfängt der Knabe

[1]) cf. Ausland 1857, p. 137 f. [2]) Ebendas. p. 66 f.

den Gürtel, welcher den Japon zusammenhalten soll: im siebenten Jahre wird ihm mit großer Feierlichkeit der Prunkmantel umgehängt und darauf im Tempel der priesterliche Segen ertheilt, und zwar geschieht dies stets im eilften Monat des Jahres. Hat der Jüngling das fünfzehnte Jahr erreicht, oder nimmt er eine unabhängige Stellung ein, so erfolgt seine Mündigkeitserklärung, indem ihm das Hauptthaar verschnitten und in der Weise geordnet wird, wie die Männer es tragen. Knaben und Mädchen besuchen die Schule, die ganze Erziehung aber ist sehr milde und körperliche Züchtigung der Kinder gehört zu den Seltenheiten. Der Jüngling heirathet gewöhnlich, bevor er das 18., und das Mädchen, bevor es das 15. Jahr zurückgelegt hat. Der Mann hat nur eine gesetzmäßige Frau, kann sich aber außerdem so viel Kebsweiber halten, als er will, und der Stand der Letzteren wird nicht als entehrend betrachtet. Die gesetzmäßige Frau muß ihrem Gatten an Rang und Stand gleichstehen, und die Hochzeit wird unter mannigfaltigen und weitläufigen Ceremonien und Höflichkeitsbeweisen gefeiert. Wenn die Braut das Haus ihres Gatten betritt, ist sie in Weiß gekleidet, zum Zeichen, daß sie ihrer Bewandtschaft abgestorben ist. Der Mann kann sich von seiner rechtmäßigen Frau scheiden lassen; macht sie sich des Ehebruchs schuldig, so wartet ihrer ein bisweilen sehr schmerzlicher und grausamer Tod. Selbst den Schein muß sie auf's sorgfältigste vermeiden, denn wenn sie nur mit einem andern Mann allein in einem Zimmer gefunden wird, hat sie schon das Leben verwirkt. Sogar die Verwandten des Mannes dürfen sie des Ehebruchs wegen strafen. Im Beisein der Frau läßt der Mann auch in der Regel niemals Fremde zu sich. Uebrigens sind die Sitten der Hausfrau oder der jungen Tochter unter der Aufsicht der Mutter sehr rein, und in der ehelichen Wohnung darf nicht die geringste Unziemlichkeit stattfinden. Keine Frau darf in ein Gouvernements- oder Regierungsgebäude treten, ja sie darf sogar bei einigen Wachtposten nicht vorübergehen. Im Allgemeinen aber ist die Frau [1]) in Japan nicht eine Sklavin, sondern eine Gehülfin und Genossin des Mannes, und die Stellung des weiblichen Geschlechts ist hier höher, als in irgend einem heidnischen oder muhammedanischen Lande. In den größeren Städten findet sich freilich auch, wie leider allenthalben, große Liederlichkeit, was auch damit zusammenhängen mag, daß sehr viele Beamte, wenn sie in der Ausübung ihres Berufes abwesend sind, ihre Weiber und Kinder in Jeddo zurücklassen müssen; Bordelle sind häufig, und in den größten Städten gibt es sogar besondere Gassen, die von lauter öffentlichen Mädchen bewohnt werden. Eigenthümlich sind in Japan die zahlreichen „Theehäuser" oder „Theegärten," die man der Erholung wegen besucht und da mancherlei Erfrischungen findet. Man geht dort öffentlich ein und aus, obwohl sie zugleich Bordelle sind, in denen Töchter armer Eltern, schon von frühester Jugend auf eine bestimmte Anzahl Jahre vermiethet, als Freudenmädchen dienen und auch außer dem Hause vermiethet werden, nach Ablauf ihrer Dienstzeit aber ohne Makel in die bürgerliche Gesellschaft zurücktreten, sich ehrbar aufführen und nicht selten noch gut verheirathen. Die Todten werden in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1860, p. 27.

und vornüber geneigtem Haupt in eine Kufe oder einen Zuber gethan, welcher als Sarg dient, bei dem Begräbniß aber finden viele Ceremonien statt. Nachdem die Leiche aus dem Hause getragen worden ist, werden alle Räume desselben gekehrt und gesäubert. Bei der Bestattung begleiten viele Blutsverwandte, Freunde und Priester die Leiche nach der Begräbnißstätte, welche stets in der Nähe eines Tempels liegt. Manche Leichen werden auch verbrannt, was ebenfalls außerhalb der Stadt geschieht, und die Gebeine dann in eine Todtenurne gesammelt und aufbewahrt. Auf den Begräbnißplätzen findet sich eine große Mannigfaltigkeit von Denkmälern und Grabsteinen. Es sind einfache Steinplatten, oder aufrechtstehende Grabmäler und Obelisken, meist von grünem Stein, hin und wieder auch Buddha-Bilder in verschiedenen Stellungen und von verschiedener Größe. Eine Fülle von Blumen wird täglich frisch in Vasen oder anderen Gefäßen neben den Gräbern aufgestellt, auch andere Opfergaben sieht man vor den Buddha-Bildern. Auf den Denkmälern liest man die Lebensumstände, den Stand, die Verdienste und den Todestag des Verstorbenen, während neben den frischen Gräbern wohl auch Tafeln oder Pfosten stehen mit Ermahnungen an die Lebenden, insbesondere Aufforderungen, die heiligen Bücher Buddha's fleißig zu lesen oder durch Priester in seinem Namen lesen zu lassen und so das eigene Verdienst zu mehren. Eine Grabschrift auf einem Begräbnißplatz bei Simoda z. B. lautet: „Was für eine Dauer besitzt die Herrlichkeit dieser Welt? Sie verschwindet vor dem Auge, wie der Morgenthau vor der Sonne. Wer in die Freuden des himmlischen Lebens einzugehen wünscht, der möge ein wenig von dem Duft der Vorschriften Buddha's kosten." —

Das gesellige Leben der Japaner zeichnet durch eine große gegenseitige Feinheit und Zartheit im täglichen Umgange sich aus. Außerdem sind für alle Beziehungen und Vorfälle des geselligen Lebens mannigfache Ceremonien und Höflichkeitserweisungen vorgeschrieben, von welchen Niemand, er sei klein oder groß, vornehm oder gering, reich oder arm, abweichen darf. Die ganze bürgerliche Gesellschaft wird gleichsam durch eine ängstliche Sorge zusammengehalten, in keinem Stücke gegen die Höflichkeitsformen zu verstoßen, bei denen man sich eine große Unterthänigkeit beweist. „Vom Kaiser bis zum ärmsten Bettler im Reich herab findet ein unausgesetztes Niederwerfen und Knieen statt. Der Kaiser wirft sich in Ermangelung eines Höheren über ihm, vor den Götzenbildern nieder, und jeder seiner Unterthanen, vom Fürsten bis zum Bauer, hat irgend Jemand, vor dem er sich in den Staub werfen muß. Die Japanesen haben darin eine wunderbare Fertigkeit. Die gewöhnliche Weise ist folgende: Man sinkt auf die Kniee, kreuzt die Füße und kehrt die Fersen sammt den Zehen einwärts, so daß die Beine unmittelbar sich berühren. Oft hockt man nur nieder, mit den Sohlen fest am Boden, die Kniee gebogen und den Körper möglichst gebückt." Um bei feierlichen Gelegenheiten keinen Verstoß zu begehen, haben viele das Höflichkeitsgesetzbuch vor sich, das überall zu bekommen ist und in Aller Händen sich befindet. Diese Menge von Höflichkeitsformen hängt übrigens vielleicht mit dem System des Mißtrauens und Spionirens zusammen, welches die ganze Nation wie mit einem unzerreißbaren Netz umschließt und nirgends Neuerungen duldet,

als auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, obwohl auch dieses auf mannigfache Weise beschränkt ist.

Daher finden wir denn auch in dem **Charakter** der Japanesen bei aller Intelligenz und Bildsamkeit, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Treue, viel Mißtrauen und Hinterlist, und bei aller Höflichkeit und Unterwürfigkeit gegen Höherstehende, gegen Fremde und unter einander dennoch einen großen Stolz und Hochmuth, und so empfänglich für edle Thaten und erhabene Aufopferung, so rachsüchtig sind sie auch und bei aller Feinheit und Zartheit im Umgange von einer Neigung zur Härte und Grausamkeit nicht frei zu sprechen. Treu in der Freundschaft und auf Ehre außerordentlich haltend, waren sie durch ihre Tapferkeit und Todesverachtung schon vor Alters berühmt, obwohl der Selbstmord durch das „Harikari" dafür keineswegs zum Beweise dienen kann, da man denselben ebensogut als ein Zeichen von Feigheit ansehen darf.

§. 2. Christenthum und Mission.

Basler Missionsmagazin 1860, p. 51 ff. 319 ff. — **Missionsfreund** 1859, N. 8; 1858, p. 184; 1859, p. 39. 87. 126 f. 133; 1860, p. 51. — **Rhein. Berichte** 1859, p. 15 f.; 1860, p. 295 f. 317. **Calw. Monatsblätter** 1860, p. 132 ff.

Die erste Kunde von „dem herrlichen Inselreich von Zipango" oder Japan kam durch den uns schon bekannten (s. A §. 4.) Venetianer Marko Polo nach Europa; der erste Europäer aber, der dasselbe selbst betrat, war der berühmte portugiesische Länderentdecker Pinto, dessen Schiff, durch Stürme dahin verschlagen, im J. 1542 in dem Hafen von Bango, auf der Insel Kiusiu, Anker warf. Die Japanesen nahmen die unbekannten Fremdlinge, deren Ankunft nicht blos die japanischen Geschichtsbücher erwähnen, sondern deren Portraits sogar in den japanischen Archiven noch heute aufbewahrt werden, freundlich auf, und beide Theile fanden solches Gefallen an einander, daß seitdem ein lebhafter Handelsverkehr sich entwickelte und jährlich portugiesische Schiffe von Macao oder Goa in den Hafen von Bango einliefen. Neun Jahre später ward ein junger wegen eines Mordes aus seinem Vaterlande geflüchteter Japaner, Hansiro, der nach Goa kam und hier durch die Jesuiten bekehrt wurde, die Veranlassung, daß der hochherzige Franz Xavier mit zwei Missionaren seines Ordens, von Hansiro und seinen zwei Dienern, welche alle drei zu Pfingsten 1548 als die Erstlinge ihrer Nation in Goa getauft worden waren, begleitet, nach dem damals Ximo genannten Kiusiu sich aufmachte, und hier nach einer beschwerlichen und lebensgefährlichen Reise am 13. August 1549 landete, mit offenen Armen empfangen wurde, nach 6 Wochen schon in der Landessprache predigte und binnen wenigen Monaten an hundert Japaner taufen konnte. Später begab er sich auch nach der Insel Niphon, und nachdem er 2 Jahre und 4 Monate im japanischen Reich sich aufgehalten und 4 blühende Christengemeinden gestiftet, übergab er die Leitung der jungen Mission dem tüchtigsten seiner beiden Begleiter, Cosmas von Torrez, um in China das Christenthum zu pflanzen, wo er jedoch, kaum angekommen, sein graues Haupt für immer zur Ruhe legte. Unter Cosmas, dem in den fünfziger Jahren eine kleine Zahl tüchtiger Jesuiten zu Hülfe gesandt ward, gelangte das

Christenthum in Japan, trotz des Grolls der Bonzen und mannigfacher Störungen durch politische Unruhen, zu hoher Blüthe, und auch nach seinem im Jahre 1570 erfolgten Tode hatten die Missionare noch über zehn Jahre lang im Ganzen Frieden und wußten ihre günstige Lage so rastlos zu benutzen, daß Alexander Valignan, der 1581 nach einer sorgfältigen Visitation der japanischen Missionsstationen nach Goa zurückkehrte, im Reiche Japan 150,000 Christen, 200 Kirchen, 59 europäische Missionare und eine große Menge eingeborner Gehülfen zählte. „Außer Ximo bestanden die meisten Gemeinden im südlichen Niphon. Die stattlichsten Kirchen waren gebaut, die Missionshäuser wurden meistens von den bekehrten Fürsten oder Edelleuten unterhalten, in Seminarien erzog man den Adel des Landes in allerhand Wissenschaft, im Fürstenthum Bungo war eine Universität errichtet, auf der die jungen Japaner studirten und wo man Magister der freien Künste und Doktoren der Theologie in japanischer Sprache ernannte. Im Jahre darauf sandten drei Fürsten aus Ximo junge christliche Edelleute nach Rom, welche dem Papste den Gehorsam der jungen Kirche von Japan bezeugen sollten."

Trotzdem nun der neue, durch eine Revolution auf den Thron gelangte Kaiser im J. 1587, gegen die Missionare eingenommen, deren damals 120 im Reiche waren, ein Ausweisungsdekret erließ, hatte nach einigen Jahren ihre Zahl sich noch vermehrt, und sie waren fest entschlossen, zu bleiben; ja im J. 1591 traf sogar ein vom Papst über die neue japanische Kirche gesetzter Bischof ein, der dem Kaiser persönlich einen Besuch zu machen wagte, und Franziskaner-Missionare von den Philippinen ließen sich in Myako nieder. Während aber die Jesuiten von Nangasaki auf Ximo aus, wohin sie von Niphon sich zurückziehend, den Hauptsitz ihrer Mission verlegt hatten, verkleidet den ganzen Süden des Reiches durchzogen, nicht öffentlich in den Kirchen predigten, und mancherlei Plackereien der heidnischen Gewalthaber ruhig über sich gehen ließen, hielten die Franziskaner dies für eine Verleugnung des Glaubens und predigten trotz aller Warnungen der Jesuiten und der eingeborenen Christen frei und öffentlich zu Miako. Manches andere kam hinzu, den Kaiser zu reizen, und so wurden im Jahre 1597 die Franziskaner von Myako hingerichtet, die Jesuiten aus dem ganzen Lande mußten nach Nangasaki sich flüchten, Kirchen und Missionsgebäude wurden zerstört, die Missionare aber blieben, und nachdem der Kaiser im folgenden Jahre gestorben, gab es zwar noch manches Gedränge, doch konnte von 1603 die Kirche sich wieder bauen, bis zum Jahre 1611, wo 117 Jesuitenmissionare, außer ihnen noch einige Franziskaner, Augustiner und Dominikaner, im Lande waren und nahe an 200,000 Getaufte gezählt wurden. Von jetzt an aber änderte sich der Sinn des Kaisers gegen die Christen in seinem Reiche vollständig, mögen nun die Portugiesen durch ihre Habsucht und ihren Uebermuth die Japaner gereizt, oder die Holländer, welche um jene Zeit zuerst in Japan erschienen, die Jesuiten dem Kaiser als staatsgefährliche Leute dargestellt haben. Ein kaiserliches Edikt erschien, wonach „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Müttern, Ammen und was immer zu ihnen gehört, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll." Das nämliche Edikt erklärte, daß bei Todesstrafe kein japanisches

Fahrzeug und kein Eingeborner von Japan das Land verlassen dürfe. Es verordnete, daß jeder Japanese, der vom Ausland nach Hause zurückkehren würde, dem Tode verfallen sei; daß, wer vom Ausland einen Brief nach Japan bringe, sterben müsse; daß kein Edelmann oder Soldat etwas von Ausländern kaufen dürfe; daß, wer die christliche Religion auszubreiten sich unterfange oder wer auch nur den Christennamen trage, den Tod zu erleiden habe; endlich ward ein Preis ausgesetzt auf die Entdeckung eines Priesters oder eingebornen Christen. Und nun gingen gegen diese die grausamsten und blutigsten Verfolgungen los, so daß in wenigen Jahren über 20,000 eingeborne Christen hingerichtet wurden; überall wurden die Kirchen niedergerissen und die Missionsstationen verwüstet, alle Missionare aber flohen nach Nangasaki, wo am 25. Oktober 1614, durch kaiserliche Truppen gezwungen, nicht weniger als 139 europäische Missionare auf einmal in drei kleinen elenden Fahrzeugen sich einschiffen, und das Land verlassen mußten. Achtzehn aber blieben heimlich zurück, um die bedrängten Gemeinden des Landes zu bedienen, dazu eine tüchtige Anzahl Gehülfen aus den Eingebornen. Tausende von japanischen Christen erlitten aber lieber den grausamsten Tod, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten; auch Missionare wurden von Zeit zu Zeit ergriffen und starben als Märtyrer; an ihre Stelle traten heimlich immer neue aus Europa kommende Sendboten, Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, deren etliche sofort nach ihrer Ankunft ergriffen und enthauptet wurden, die meisten aber früher oder später als Märtyrer geendet haben. Ueber 50 Jahre lang mit wenigen Unterbrechungen dauerte die zu immer unmenschlicheren Greueln sich steigernde Verfolgung während der Regierung dreier Kaiser, welche alle die vollständige Ausrottung des Christenthums in ihren Landen sich zur Aufgabe stellten, und noch von 1658—61, nachdem Portugiesen und Spanier schon längst aus dem Reiche getrieben und Japan seit 1637 gegen allen fremden Verkehr — einzig die Holländer, auf die wir gleich kommen werden, ausgenommen — vollständig abgesperrt war, wurden 600 Japaner um des Glaubens willen hingerichtet. Der Heldenmuth und die Standhaftigkeit aber, mit welcher so viele japanische Christen um des Glaubens willen selbst das Leben ließen, beweist, daß in der japanischen Mission, welche Anschuldigungen auch gegen die Missionare, und sicher nicht ohne allen Grund, erhoben werden mögen, eine Macht des Lebens vorhanden war. Dem Christenthum aber war fortan in Japan alle Duldung versagt. „Der christliche Kultus," so lautet das Gesetz, „jede Veränderung des Sinto und des Butto (Buddhismus) und jeder fremde Kultus, sowie alle Gegenstände, welche auf irgend einen solchen sich beziehen, sind streng verboten; und wer sich, obgleich im Geheimen, zu einem verbotenen Kultus bekennt, wird als Verbrecher behandelt; Priester, welche Personen des männlichen oder weiblichen Geschlechts in einem verbotenen Kultus unterrichten, werden verhaftet oder mit Verweisung bestraft." In allen Orten aber, wo ehemals das Christenthum viele Anhänger hatte, müssen nach Kämpfer[1]) alle Einwohner an einem bestimmten Tage ein auf die Erde gelegtes metallenes Kruzifix mit Füßen treten, und an der Thür

[1]) Geschichte von Japan II., p. 35.

des Rathhauses zu Nangasaki liegt beständig ein solches, so daß alle Eingehenden darauf treten müssen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren die Christen in Japan so ziemlich ausgerottet und ausgestorben, die Missionare hatten sich gänzlich zurückgezogen, das Christenthum blieb bei Todesstrafe verboten, der Verkehr mit Ausländern untersagt. Nur die Holländer[1]), deren erstes im Jahr 1600 nach Kiusiu kommendes Schiff sammt seiner Mannschaft in Japan bleiben mußte, erhielten schon im Jahr 1609 die folgenreiche Erlaubniß, alljährlich ein oder zwei Schiffe mit Handelswaaren nach Japan senden zu dürfen. Von da an lagen die Holländer mit den Portugiesen daselbst fortwährend in Streit, und als über die Letzteren der Sturm der Verfolgung erging und sie in eiliger Flucht ihr Leben zu retten suchen mußten, wurde den Holländern in Anerkennung ihrer großen dem Reiche geleisteten Dienste freier Verkehr mit dem Lande gestattet. Im J. 1639 unterstützten sie sogar die japanische Regierung bei der Belagerung von 40,000 in einer Festung eingeschlossenen eingebornen Christen durch eine vierzehntägige Beschießung, wurden aber trotzdem 1641 von der kleinen Insel Firando dicht bei Nangasaki, wo bisher ihre Faktoreien lagen, nach dem von den Portugiesen verlassenen Desima übergesiedelt, das „mehr einem Gefängniß gleicht, als einem Handelsplatz,“ hier unter die allerstrengste Aufsicht gestellt und den demüthigendsten Bedingungen unterworfen, die sie sich indeß gefallen ließen, um nur nicht die Aussicht auf einen gewinnreichen Handel zu verlieren. Waren sie auch nicht verpflichtet, das Kruzifix mit Füßen zu treten, so mußten sie doch alle äußeren Zeichen des Christenthums in Gegenwart der Eingeborenen hinwegthun und vermeiden, und geduldig und unterwürfig den Hochmuth und die Plackereien der Beamten sich gefallen lassen. Von Spionen, die sie selbst unterhalten müssen, beständig umgeben, von der Polizei fortwährend überwacht, auf ihr kleines Inselchen, das sie noch neuerdings nur mit Genehmigung des Statthalters von Nangasaki, und auch dann in Begleitung von 20 bis 30 Polizeidienern ꝛc. und nur bis zu Sonnenuntergang verlassen durften, beschränkt, haben sie dennoch solche Demüthigungen seit mehr als 250 Jahren willig ertragen, einzig um des zeitlichen Gewinnes willen, und es ist in der That nicht zu verwundern, wenn im Hinblick auf diese Holländer die Japanesen die protestantische Kirche mit ebenso großer Verachtung anzusehen gelernt haben, als sie die römische mit unauslöschlichem Hasse von sich weisen.

Eine durch die Ostindische Kompagnie im J. 1613, während gerade die kurze, schon 1616 mit dem Sturze desselben endende Regierung eines den Christen freundlichen Kaisers die Verfolgungen unterbrochen hatte, angeknüpfte Handelsverbindung der Engländer mit Japan hatte, zumal sie wenig Gewinn brachte, bald wieder ein Ende, und ein fünfzig Jahre später angestellter Versuch, dieselbe zu erneuern, war durchaus vergeblich; noch weniger vermochte das verrätherische Verfahren eines im J. 1808 unter holländischer Flagge im Hafen von Nangasaki einlaufenden britischen Kriegsschiffes, in Folge dessen der dortige Statthalter und die Offiziere

[1]) cf. Basl. Missions-Mag. 1860, p. 66 f.

der Garnison sich den Bauch aufschlitzten, wie ein 5 Jahr später gemachter, aber durch die List der Holländer vereitelter Versuch, die holländische Faktorei auf Desima als „Kolonie von Holland" zu behandeln, den Engländern in Japan Sympathien zu erwerben und das in seiner Abschließung sich sicher fühlende Reich einem Verkehr mit ihnen geneigt zu machen. Ebenso vergeblich waren die zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts von Seiten der Russen [1]) angestellten Versuche und Bemühungen, mit dem japanischen Reiche irgend welche freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen.

So konnte denn auch für die **Mission** in Japan bis auf die neuere Zeit nichts gethan werden, man wußte wohl von mehr als 30 Mill. Heiden daselbst, sah aber keinen Weg, um zu ihnen zu gelangen. Der erste Missionar, welcher wieder für Japan zu arbeiten anfing, war der uns von China her bekannte Dr. Medhurst. Als er in Batavia wohnte, kam dort ein Reisender an, welcher auf einem holländischen Schiffe Japan besucht hatte und von da japanische Bücher mitbrachte. Medhurst durfte dieselben ein Vierteljahr lang benutzen, und legte sich ein japanisches Wörterbuch an. Bald nachher, im Jahre 1831, traf Gützlaff mit drei schiffbrüchigen japanischen Matrosen zusammen, von welchen er das Japanische nothdürftig lernte, und im Jahre 1836 hatte er mit Hülfe von Medhurst's Wörterbuch den ersten Traktat in japanischer Sprache [2]) fertig, der den Titel „das Leben des Heilandes" trug. Seit er jedoch in Hinterindien war, hatte Gützlaff öfters den Plan gehabt, nach Japan zu gehen, alle Gelegenheiten aber zu dessen Ausführung — er hatte selbst die Nord-Amerikanische Regierung um Kriegsschiffe dazu ersucht — waren gescheitert. Bis zum Jahr 1837 hatte er indessen außer jenem Traktat noch andere Schriften in japanischer Sprache drucken lassen, darunter das Evangelium Johannis, und dafür 22,000 Dollars aufgewandt, welche ihm von Freunden der japanischen Mission, sei es des Handels oder des Glaubens, überwiesen worden waren. Mit diesem Schatze und sieben verschlagenen Matrosen machte er 1837 sich nach Japan auf den Weg, besuchte zuerst die Lutschu-Inseln und segelte von da auf einem nordamerikanischen Schiffe direkt nach Jeddo, mußte jedoch schon unterwegs den Schmerz erleben, daß seine Reisegefährten ohne sein Wissen alle seine Bücherkisten aus Furcht vor der Untersuchung der Japaner in's Meer warfen. Endlich in den Hafen von Jeddo eingelaufen, wurden sie mit so scharfen Kanonenschüssen begrüßt, daß der Kapitän die Anker lichtete und davon fuhr. Nicht besser erging es ihm in dem Hafen von Kangoximo auf Kiusiu, und Gützlaff mußte das ungastliche Land mit dem Rücken ansehen. Von seinen sieben japanischen Matrosen aber sandte er zwei nach Nordamerika, um dort zur Mission in Japan auf das nachdrücklichste aufzufordern. Wiederum vergingen nun acht Jahre, in denen für Japan nichts weiter gethan wurde, als gebetet. Im Jahre 1845 aber schob die evangelische Mission einen Vorposten ganz absonderlicher Art gegen das ferne Inselreich vor.

---

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1860, p. 79 f. [2]) cf. Basl. Heidenb. 1838, p. 14.

Wir haben schon oben (§. 1) die im Süden von Japan gelegenen Lieukieu- oder **Lutschu-Inseln**[1]) erwähnt. Die in Mitten kleiner Eilande liegende, von Südwesten nach Nordosten etwa 20 Stunden lang sich erstreckende und durchschnittlich 5 Stunden breite Insel mag etwa 50,000 Einwohner zählen, davon 20,000 auf die Hafenstadt Napa am Südwest-Ende der Insel, etwas weniger auf Schuidi, die etwa eine Stunde von Napa liegende Hauptstadt der ganzen Gruppe, kommen mögen, der Rest aber über das ganze Land zerstreut ist. Ein der ganzen Länge nach sich hindurchziehender Hügelkamm theilt die Insel in eine östliche und eine westliche Abdachung; eine bald der östlichen, bald der westlichen Küste sich nähernde ziemlich gute Landstraße führt über die Hügelkette, das Hochland und die dazwischen liegenden Thäler, während zwei bedeutend schlechtere Küstenstraßen vom äußersten Süden an bis zum äußersten Norden am Meere hinlaufen. Außer einem einzigen Fluß, der etwa 40′ breit im Norden mündet, gibt es nur kleine Bergwasser, die in großer Anzahl von den Hügeln kommen und meist zum Bewässern des Landes nutzbar gemacht werden. Das Klima gleicht dem des südlichen Italiens, und deßhalb finden sich als Produkte neben Tannen, Föhren und Fichten, und neben den Boden- und Baumfrüchten unserer Länder auch Plantanen, Orangen, Trauben, Granaten, Zuckerrohr, Reis, und vor Allem die Batate oder süße Kartoffel. Aus dem Reis wird Saki, ein berauschendes Getränk bereitet; Tabak wächst in beträchtlicher Menge und ist bei den Eingeborenen in allgemeinem und stetem Gebrauch. Etwas Baumwolle wird auch gepflanzt und zu dem groben Tuch verarbeitet, das die Kleidung der ärmeren und mittleren Klassen bildet; Indigo kommt in geringer Menge vor. Salz wird durch Verdunstung des Seewassers gewonnen. Hühner, Enten und Gänse sieht man allenthalben in großer Menge; Schweine, Ziegen und eine kleine Art schwarzen Rindviehs sind gleichfalls zahlreich; die Pferde sind klein und armselig, aber kräftig. Sonst finden sich wenig Vierfüßler auf der Insel, doch sollen im Norden Wildschweine gejagt werden. Die Einwohner von Lutschu, auch „Samuren" genannt, haben ächt mongolische Gesichtszüge, und ihre Aehnlichkeit mit den ächten Japanesen beweist, daß japanisches Blut in ihren Adern vorherrscht; beide Geschlechter aber zeigen einen auffallenden Mangel an Schönheit. Einem Fremden, der das Land zum ersten Mal besucht, erscheinen sie als ein wohlmeinendes, ruhiges, harmloses Geschlecht, sanft und dienstfertig bis zur Kriecherei. Volksbildung und Regierungsweise wurzelt in der Lehre des Confucius, obwohl durch lokale Umstände mannigfach von chinesischen Verhältnissen verschieden. Im Allgemeinen muß man Lu-tschu eine, wenn auch untergeordnete Stufe unter den civilisirten Nationen zugestehen. Als Kleidung tragen anständige Leute einen weiten wallenden Rock mit großen Aermeln und einer Art Schärpe, die vom Nacken in zwei Streifen über die Brust fällt. Die Männer unterscheiden sich von den Frauen nur durch den Gürtel, mit welchem sie das

[1]) cf. Ausland 1846, p. 1065 f.; 1850, p. 41; 1852, p. 215 f. Evang. luth. Missionsbl. 1855, p. 239 f. Missionsfreund 1856, p. 14 f. Basl. Miss.-Mag. 1835, II, p. 274 f.; 1836, II, p. 326 ff.; 1860, p. 191 ff.

Gewand um die Lenden befestigen, was bei den Frauen fehlt. Die chinesische Sitte, die Füße zu verkrüppeln, findet sich hier nicht. Die arbeitende Klasse, namentlich wenn sie beschäftigt ist, trägt nur einen etliche Zoll breiten Fetzen um die Lenden. Schuhe werden selten getragen, Mützen nur von obrigkeitlichen Personen und den Agenten der Regierung. Im Allgemeinen ist das Volk schmutzig, sogar schmutziger, als die unteren Klassen in China. Die **Wohnungen** auf Lutschu bestehen meist aus Binsen (Bambus)-Hütten mit einer Thür aus dünnen Brettern und mit papierenen Fensterscheiben; sie sind mit einer Einfassung von rohen Steinen umgeben. Kaufläden gibt es nicht viele, aber einen Marktplatz, wo die Frauen austauschen, was sie brauchen, denn Geld gibt es auf Lu-tschu nicht. Von **Hausrath** ist fast nichts zu finden; man kauert auf Binsenmatten, ein Feuerfaß steht vor ihnen, daran stecken die Männer ihre Pfeifen an. Ackerbau und Handwerke bilden die **Beschäftigung** des Volkes, auch etwas Kramhandel wird getrieben. Ein Hauptgewerbe ist die Dreherarbeit und das Lakiren, letzteres in der Regel durch die Frauen besorgt, während die schließliche Vollendung, das Malen, durch die Männer geschieht. Die Krämer verkaufen in der Regel nur Papier, Kleider, Thee, Reis und Konfekt. Von Pracht und Glanz ist auch bei den Wohlhabenden nichts zu finden.

Die **Religion** des Volkes ist der Buddhismus, mit denselben Erscheinungen, wie sie in China und Japan sich darstellen. Ehrerbietung gegen Eltern und Vorgesetzte aber ist die eigentliche Religion in Lu-tschu, wie in China; sie ist zugleich das Prinzip, auf welches die Regierung ihren Rechtsanspruch auf den Gehorsam des Volkes gründet. Daraus entspringt sodann auch jener Sklavensinn auf Seiten der Untergebenen, und die empörendste Tyrannei auf Seiten ihrer sogenannten „patriarchalischen und väterlich gesinnten Regenten." **Das öffentliche Leben** und seine Ordnungen angehend, ist der höchste unter den drei Oberbeamten des kleinen Königreiches der Regent oder Vicestatthalter des Landes, „Tsung-li" genannt, der eigentliche Premierminister des Königs. Das wirkliche Vorhandensein des Letzteren auf Lu-tschu wird übrigens stark bezweifelt, und es ist möglich, daß die Regierungsbeamten, um ihre Umtriebe und ausweichenden Antworten zu verdecken, nur den Ausländern gegenüber von dem Vorhandensein einer solchen geheimnißvollen Persönlichkeit reden. Jedenfalls hat der Tsung-li die eigentliche vollziehende Gewalt auf der ganzen Insel, und obschon ein Eingeborener von Lu-tschu, wird er doch wahrscheinlich von Jeddo (Japan) aus mit seinem Amte betraut. Den zweiten Rang nimmt der in Schuidi residirende „Putsching" ein, der den südlichen Theil der Insel zu verwalten hat; der dritte ist der Statthalter von Napa, dessen Macht sich ausschließlich auf diesen wichtigen Hafenort beschränkt. Die Gelehrten nehmen auf Lu-tschu dieselbe Stellung ein, wie in China, erhalten nach bestandener Prüfung, auch wenn sie nicht öffentlich angestellt sind, ihre regelmäßigen Lieferungen an Reis und Kleidungsstücken vom Staate, und erzwingen dafür stets bereitwillig und prompt den Gehorsam des Volks gegen die Befehle der Regierung. Sie bilden etwa den vierten Theil der ganzen Bevölkerung und sind „der müßiggängerische Adel des Landes, der sich

vom Schweiß der Bauern und der öffentlichen Sklaven ernährt und als Gegenleistung treulich den Dienst von Regierungsspionen ausrichtet.“ Aus ihrer Zahl werden die höhern Beamten genommen, deren verschiedene Rangstufen durch die rosenrothe, violette, gelbe oder grüne Farbe der seidenen Mütze unterschieden werden. Das eigentliche Hauptunterscheidungszeichen unter den verschiedenen Klassen der einheimischen Bevölkerung besteht jedoch in der Haarnadel.

Die Männer nämlich scheeren das Haupthaar auf dem Scheitelpunkt etwa 2 bis 3 Zoll im Durchmesser vollständig ab, ziehen dann die äußeren Locken in den leeren Raum und flechten es dann in eine Art von kreisförmigem Kamm. Mittelst einer Mischung von Oel und Kienruß wird das Haar tüchtig eingesalbt, bis es den erforderlichen Glanz und die rechte Consistenz erhalten hat. Nun werden zwei Haarnadeln von beträchtlicher Größe mitten durchgesteckt, eine über der anderen, so daß sie nach vorn und hinten etliche Zolle hervorragen; das vordere Ende der unteren Nadel aber ist mit einer Art Stern verziert. Der Rang eines Eingeborenen wird aus dem Metall seiner Haarnadeln erkannt; denn die Gelehrten und die Beamten tragen silberne, oder wenn es dazu nicht reichen will, bleierne oder zinnerne Nadeln, die untern Volksklassen ohne Unterschied messingene, und in diesem einfachen Zeichen bestehen die äußeren Unterschiede des Ranges.

Die unteren Volksklassen theilen sich wieder in drei Rangstufen; am tiefsten stehen die „U-bang“ oder öffentlichen Sklaven, die weder bürgerliche Rechte noch persönliche Freiheit genießen. Eine andere Art von Sklaverei besteht darin, daß ein Reicher die Dienste eines Armen entweder auf Lebenszeit oder für eine bestimmte Reihe von Jahren erkauft. Ueber den Sklaven stehen die Bauern oder Feldarbeiter, die das Land gegen eine ungeheure Bodensteuer bebauen, und der Regierung, als alleiniger Grundbesitzerin, die volle Hälfte des Bodenertrages zahlen, so daß ihre Ernten das Haupteinkommen des Staates und zugleich den Unterhalt der indolenten Gelehrtenklasse bilden. Die höchste Stufe der unteren Klasse nehmen die öffentlichen Boten und andere untergeordnete Regierungsdiener ein, so wie die geringeren Krämer und Handwerker. Wird ihre Arbeit oder Thätigkeit vom Staat in Anspruch genommen, so erhalten sie außer dem Essen und der reizenden Hoffnung, von der Messingnadel zur Silbernadel, die bisweilen auch um Geld erkauft oder als Ehrenlohn für tüchtige Leistungen im Gewerbe und Landbau ertheilt wird, promovirt zu werden, keinen Lohn.

Das Weib nimmt auch auf Lu-tschu im Ganzen die Stellung ein, die ihm in heidnischen Ländern ohne Unterschied zugewiesen ist. Zu gemeiner und schwerer Arbeit, mehr als recht ist, verurtheilt, findet sie keinen Ersatz in der häuslichen Stellung, die sie im Kreise der Familie einnimmt, obschon sie von dem freien Verkehr mit männlicher Gesellschaft nicht völlig ausgeschlossen ist. Heirathen werden durch die Verwandten ohne Rücksicht auf die Grundbedingungen ehelichen Glückes angeordnet, und wenn etwa nachher keine Nachkommenschaft sich zeigt, so wird die Frau ihren Eltern oder Verwandten zurückgesandt und an ihrer Statt eine Nachfolgerin genommen, auf welche vielleicht bald das gleiche Loos wartet. Sollte die Familie der Geschiedenen zu arm sein, um für ihren Unterhalt zu sorgen, so baut ihr vielleicht der Mann eine Hütte in irgend einem Winkel seines Gehöftes, wo oft mehrere geschiedene Frauen in Einsamkeit und Schmach ihr Leben fristen. Frauen dürfen auch nie in

Gegenwart des andern Geschlechts essen, und der Mann tyrannisirt das Weib mit all' der brutalen Grausamkeit eines Barbaren. Wie aber das häusliche, so ist auch das Volksleben im Ganzen ein trübes; unter den Volksbelustigungen findet sich nichts von den in China so verbreiteten theatralischen Vorstellungen, noch von Taschenspielern oder öffentlichen Romanvorlesern. Die trübe Wirklichkeit des Lebens läßt nichts der Art aufkommen; das Volk scheint unter dem Druck einer tyrannischen Regierung und der dadurch bewirkten geistigen Erschlaffung seine natürliche Heiterkeit verloren zu haben. Bataten genug, um den Hunger zu stillen, und eine Hütte, groß genug zum Schlafen, das ist das Höchste, wonach der kühnste Wunsch des gemeinen Mannes sich zu erheben vermag. Das Volk im Allgemeinen, obgleich man oft gesagt, daß ihm ein scharfer und leicht auffassender Verstand innewohne, ist dennoch von Charakter indolent, indem seine natürlichen Gaben durch Sinnlichkeit und verkehrte Erziehung gründlich verdorben worden sind. Die höheren Klassen sind überaus höflich und fein in ihren äußeren Manieren, daneben aber ebenso voll Trug und Täuscherei, wie ihre stammverwandten Brüder in China. Lügen, Betrügen und Stehlen sollen unter dem gemeinen Volk in der kläglichsten Weise herrschend sein, ohne dem dabei Ertappten Schande zu bringen; doch ist die Polizei wachsam und sehr thätig, und das japanische Spionirsystem auch auf Lutschu herrschend.

Es ist nun die Frage, ob die Lutschu-Inseln zu Japan oder zu China gehören. Im Ganzen ist es bei weitem das Wahrscheinlichste, daß Lutschu durch eine Kolonie von Japan her bevölkert wurde, mit dessen Stammvolk die Gesichtsbildung, die Sprache und die Sitten der Insulaner am meisten Aehnlichkeit besitzen, daß sie hingegen von China ihre Civilisation und Litteratur empfangen haben. Auch ihren Königstitel tragen die Regenten von Lutschu gegen einen alle zwei Jahre nach Fu-tschau zu sendenden ansehnlichen Tribut von China zu Lehen, sonst aber steht die Insel zu Japan unbedingt in einem nach allen Beziehungen hin näheren Verhältniß, wird von Japan aus eigentlich regiert und hat in Napa sogar eine japanische Besatzung. Demnach bilden die Lutschu-Inseln jedenfalls die Brücke zu dem so lange verschlossenen, volkreichen und interessanten japanischen Reich, und eine Mission in Lutschu mußte voraussichtlich auch eine solche in Japan anbahnen und vorbereiten.

Eine solche **Mission auf den Lut-schu-Inseln** [1]) ward denn auch im Jahre 1845 begonnen und über zehn Jahre lang fortgeführt. Es war im Jahre 1816, als die beiden britischen Kriegsschiffe, welche die berühmte, obschon erfolglose Gesandtschaft des Lord Amherst nach China führten, in der Bucht von Napa auf Lu-tschu Anker warfen. Das freundliche und höfliche Benehmen der Lutschuaner machte auf die Engländer einen sehr günstigen Eindruck, und namentlich der Kommandant des Schiffs „Lyra", Namens Herbert John Clifford, gewann die Leute so

[1]) cf. Basl. Miss-Mag. 1860, p. 201 ff. Calwer Missionsbl. 1845, p. 48; 1846, p. 26. 67 u a. Goßner, Biene 1854, p. 98. Missionsfreund 1856, p. 15 f. Evang. Reichsbote 1855, Nr. 4. 9. 12.

lieb, daß er später, selbst zum Herrn bekehrt, herzlich danach verlangte, auch ihnen das Evangelium zu bringen, und Jahre lang bei den großen Missions-Gesellschaften seiner Heimath um eine Mission auf Lutschu, der Brücke zu Japan, die auch von katholischen Missionaren um diese Zeit besetzt, aber, da sie am Erfolg verzweifelten, bald wieder verlassen wurde, sich bemühte. Da er bei ihnen seinen Zweck indessen nicht erreichte, wandte er sich an seine Kameraden, und es gelang ihm, einen besonderen Verein unter denselben zu bilden, der im Jahre 1845 unter dem Namen Seemännische Lu-tschu-Missions-Gesellschaft sich constituirte und Clifford zu seinem Sekretär machte. Bald fand sich auch ein tüchtiger Missionar in der Person des Arztes Dr. Bettelheim, eines geborenen Juden aus Pesth in Ungarn, der sich aber gründlich bekehrt hatte und getauft worden war, ganz geeignet für den Missionsposten in Lutschu, sammt seiner Frau, einer Engländerin, hohen Glaubens und starken Muthes voll. Anfangs 1846 kam Dr. Bettelheim mit seiner Frau nach Hongkong und am 2. Mai d. J. ankerte er vor Lutschu, wo es ihm indeß nur mit Mühe gelang, ein zeitweiliges Plätzchen zu finden, da er vor Wind und Wetter und Sonne geschützt war, und von Seiten der Behörden alsbald die dringendsten Aufforderungen an ihn ergingen, das arme Land schleunigst wieder zu verlassen. Endlich ward ihm doch ein halb zerfallener Buddhatempel in der Nähe von Napa zum Aufenthaltsort angewiesen, wo man ihn von Seiten der Regierung mit Lebensmitteln versorgte, aber auch beständig auf lästige Weise überwachte. Nachdem er als Lehrer und als Arzt umsonst eine Wirksamkeit auszuüben versucht, begann er nach etwa 9 Monaten auf den Straßen von Napa in der Landessprache zu predigen, was großes Aufsehen machte und viel Volks um ihn sammelte, obschon das inwendige Ohr der Leute verschlossen blieb. Etwa zwei Jahre nach Bettelheim's Ankunft im Lande starb angeblich der Titular-König von Lutschu, und am Tage seines vorgeblichen Begräbnisses wurde der Missionar auf offner Straße von dem Volke mit Stöcken und Steinen angefallen, und mußte froh sein, nur mit Wunden und Quetschungen davon zu kommen. Dennoch fuhr er fort zu predigen, aber nun stiebte die Menge aus einander, wo er sich nur zeigte, selbst die Läden wurden vor ihm geschlossen, alle Vorstellungen bei den Behörden blieben erfolglos, und er mußte selbst erfahren, daß einer seiner eingeborenen Diener, weil er Arznei von ihm angenommen, auf's grausamste quer über den Bauch geschlagen worden sei. Ueberdies wurde dem Missionar seine ganze Baarschaft von 600 Thalern, die auf lange Zeit ausreichen sollte, gestohlen, höchst wahrscheinlich durch dieselben Leute, die mit seiner Ueberwachung betraut waren. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf; er warf Traktate und Theile der Heiligen Schrift in die Gärten und Höfe der Wohnungen: sie wurden von den Behörden gesammelt und in einer großen Kiste ihm wieder zugeschickt; selbst durch kleine Beutelchen mit Schiffszwieback, die er den Traktaten hinzufügte, suchte er die Leute zu deren Annahme zu bewegen: vergeblich, — nur einige nackte sonnverbrannte Jungen blieben „seine Kunden". Der Zustand der Dinge, da das Volk wohl dem Missionar und dem Evangelium nicht abgeneigt war, die vor Japan zitternden Behörden aber, wennschon sie

auch nicht ohne Furcht vor den Engländern waren, durch grausame Strafen die Bevölkerung von allem Umgang mit demselben zurückschreckten und abhielten, war endlich nicht mehr zu ertragen. Dr. Bettelheim rief daher die englische Regierung um Schutz und Vermittelung an, und obwohl Lord Palmerston als Premierminister 1849 der Kommittee der Lutschu-Missions-Gesellschaft den Rath gab, ihren Missionar wegen der allzu großen Schwierigkeiten von der Insel zu entfernen, ließ er sich doch bedeuten, und der britische Gouverneur von Hongkong erhielt den Auftrag, dann und wann ein Kriegsschiff nach Lutschu zu senden und den Behörden daselbst begreiflich zu machen, daß Dr. Bettelheim unter dem Schutze der englischen Regierung stehe. Dies geschah denn auch im Jahre 1850, und der Bischof von Viktoria, Dr. Smith, im Begriff, seinen Sprengel, die fünf geöffneten Seehäfen China's, zu visitiren, benutzte diese Gelegenheit zu einem Besuch auf Lutschu und bei Dr. Bettelheim, predigte auch etlicher Orten dem Volk, indem Bettelheim dolmetschte, und taufte ein neugebornes Kindlein der Missionsfamilie. Am 9. Oktober fand eine solenne Zusammenkunft der britischen Abgeordneten mit den höchsten Behörden von Schuidi statt, die vergeblich Alles vorwandten und aufboten, um den Missionar wieder los zu werden, und am 11. Oktober dampfte der „Reynard“ wieder ab. Von da an ging es auf Lutschu besser, und als im Februar 1852 ein englisches Kriegsschiff abermals im Hafen von Napa erschien, war die Stimmung der Behörden offenbar eine freundlichere; im August 1853 konnte Dr. Bettelheim schon von fünf Personen schreiben, die er als „seine Brüder in dem Herrn Jesu“ nennen dürfe, und hatte die vier Evangelien in die Landessprache übersetzt, ebenso das englisch-kirchliche Gebetbuch, was beides auf ihre Kosten drucken zu lassen die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in England sich bereit erklärte; auch eine Grammatik und ein Wörterbuch der Lutschu-Sprache lag zum Drucke fertig. Dringend bat Dr. Bettelheim um einen Mitarbeiter, und der Bischof von Viktoria hätte die Basler Missionare in China gern dort gehabt, die jedoch seinen Antrag entschieden ablehnten. Ein anderer junger Mann, Robert Dombrain, der sich in England selbst für die Lutschu-Mission anbot, starb, ehe er ausgesandt werden konnte, im April 1853; wenige Tage darnach aber segelte an seiner Statt Georg Moreton, der bereits sieben Jahre als Stadtmissionar in London gearbeitet, mit seiner Frau und einem Kinde von England ab, traf am 9. August in Hongkong ein, um die chinesische Sprache zu studiren, ward später in Schanghai vom Bischof ordinirt, konnte aber wegen mangelnder Schiffsgelegenheit erst am 14. Februar 1854 nach Napa gelangen, wo Dr. Bettelheim, dessen Frau mit ihren heranwachsenden, der Erziehung bedürftigen Kindern vorläufig nach Hongkong sich begeben hatte, ihn sehnsüchtig erwartete und mit Freuden begrüßte. Leider war inzwischen die Lutschu-Missions-Gesellschaft trotz bedeutender von den Mitgliedern der Kommittee gebrachter Opfer mit ihren Mitteln sehr in Rückstand geblieben (Bettelheim hatte noch 400 Pfd. Sterl. Gehalt von ihr zu fordern), und die Theilnahme der Missionsfreunde damals mehr Indien, China und Afrika zugewandt. Am 13. Juli 1854 aber verließ Dr. Bettel-

heim Lutschu, um nicht wiederzukehren, erklärte dem englischen Bischof auf Hongkong seinen Austritt aus den Diensten der Seemännischen Lutschu-Missions-Gesellschaft, weigerte sich entschieden, seine Manuscripte in Hongkong zum Druck herzugeben, und begab sich mit seiner Familie nach Amerika, um von hier aus vielleicht zur Begründung einer Mission in dem durch den Vertrag von 1854 eben eröffneten Japan verwandt zu werden. Moreton verweilte noch zwei Jahre auf Lu-tschu, war jedoch weder geistig so begabt, noch körperlich so kräftig, wie sein Vorgänger, hatte viel von Krankheit zu leiden, und kehrte endlich 1856 nach England zurück, ohne daß ein anderer Arbeiter ihm folgte. Die Seemännische Missions-Gesellschaft selbst, deren erster Gründer und eifrigste Kommitteemitglieder mittlerweile gestorben waren, löste im Februar 1860 sich ganz auf und übergab den Rest ihrer Fonds, 600 Pfd. Sterl., der Englisch-Kirchlichen Missions-Gesellschaft mit der Bitte, dieses Geld für japanische Missionsunternehmungen zu verwenden.

Japan war nämlich in der Zwischenzeit **geöffnet**, und wenn auch zunächst nur dem Handel, so doch auch für Missionare zugänglich geworden [1]. Eine kleine Flotte der Nordamerikaner war schon 1846 in den Busen von Jeddo eingelaufen, um einen Verkehr anzubahnen, durfte aber nicht einmal zu landen wagen; drei Jahre später wußte ein amerikanischer Kriegsdampfer 16 durch Schiffbruch nach Japan verschlagene und dort 17 Monate lang gefangen gehaltene Seeleute zu befreien. Am 26. Mai 1853 aber landete der amerikanische Commodore Perry mit einem Geschwader von 12 Schiffen, darunter Kriegsdampfer ersten Ranges, in Napa auf den Lutschu-Inseln, wußte hier durch kluges, gerades und entschlossenes Verhalten seine Absichten zu erreichen, selbst den Palast des „Regenten" sich zu eröffnen und das allgemeine Wohlwollen zu erwerben und begab sich dann mit einem Theil seines Geschwaders nach Jeddo, in dessen äußerer Bucht vor dem Hafen von Uraga er am 8. Juli landete. Seiner Umsicht, Ruhe und Entschlossenheit gelang es, zunächst die Uebergabe eines Schreibens des amerikanischen Präsidenten an den Kaiser durch zwei kaiserliche Prinzen zu bewirken, womit er sich vorläufig begnügte. Am 11. Februar 1854 aber erschien er mit seinen Kriegsdampfern auf's neue in diesen Gewässern, ankerte diesmal nur wenige Meilen südlich von Jeddo in Yoku-hama, und nach mehrern mit dem 8. März beginnenden Zusammenkünften mit den kaiserlichen Kommissaren ward endlich in Folge der gepflogenen Unterhandlungen ein Vertrag abgeschlossen, in welchem den Amerikanern zunächst die erbetene Einnahme von Kohlen, Wasser und Lebensmitteln für ihre über Japan fahrenden Schiffe so wie Schutz für nothleidende Schiffe und deren Mannschaft gewährt, ferner auf Jesso Hakodade, auf Niphon Simoda und auf Lutschu Napa dem Verkehr mit ihnen eröffnet, endlich auch das ständige Verweilen eines amerikanischen Konsuls in Simoda zugestanden wurde, auch das Gebiet um jede der drei eröffneten Handelsstädte bis auf eine Entfernung von sieben Ri (etwa 2 Stunden) den

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1860, p. 282 ff. Ausland 1856, p. 717 ff.; 1858, p. 1041. 1100 u. a.

Fremden zugänglich sein, darüber hinaus aber Keiner sich wagen sollte. Zwei Jahre später aber traf der besonnene und erfahrene Amerikaner Harris als erster Konsul in Japan ein, der noch weitere und größere Zugeständnisse zu erlangen wußte, die freilich den Minister Bitsuno Kami, gegen welchen die dem Ausland feindliche Aristokratie als „Verräther" losbrach, stürzten und wie man sagt zum „Harikari" brachten. Wenige Tage darauf, am 13. August 1858, erschienen die Engländer unter Lord Elgin, der eben mit China den Frieden von Tien-tsin geschlossen, vor Jeddo, und nicht lange darnach fanden auch französische Fahrzeuge sich ein. China hatte den Engländern nachgeben müssen, der furchtbare Aufstand in Indien war unterdrückt: den Japanern bangte vor einer „Annexation an England," und nachdem am 29. Juli der neue Vertrag mit Amerika abgeschlossen worden, kam ein ähnlicher am 26. August 1858 auch mit England zu Stande[1]), wodurch den Angehörigen beider Staaten ein ziemlich freier Verkehr mit Japan eröffnet wurde. Allerdings sind die abgeschlossenen Verträge zunächst und ausschließlich Handelsverträge, namentlich auf Seiten Englands, und es müssen in Japan erst Bedürfnisse geschaffen werden, um den englischen Waaren einen Markt zu eröffnen, auch sind die erlaubten Ausfuhrartikel des Landes nicht geeignet, große Schiffsladungen zu bilden nnd überdies der Verkehr durch mancherlei Bestimmungen hinsichtlich der Zahlung erschwert. Dazu ist in Japan selbst eine starke aristokratische, allen Zugeständnissen an die Fremden höchlichst abgeneigte und widerstrebende Partei, und die Rohheit und Zügellosigkeit der englischen und amerikanischen Matrosen hat schon zu bösen Konflikten geführt und eine bereits in mehrern Mordthaten zu Tage getretene feindselige und erbitterte Stimmung unter den Eingeborenen hervorgerufen. Demnach wird es freilich lange Jahre dauern, ehe der Handel mit Japan zu einer glücklichen Entwicklung kommen wird. „Dennoch," sagt der Engländer Oliphant[2]) „geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sie schließlich kommen wird. Es ist uns bereits gelungen, das äußere Bollwerk der Ausschließungspolitik niederzureißen; es gilt nun mit geduldigem Ausharren auch die inneren Hindernisse zu entfernen, die sich unter dem Einfluß hundertjähriger Vorurtheile und bitterer Erinnerungen gebildet haben. Dieses wünschenswerthe Resultat wird mit Erfolg nicht anders erreicht werden können, als durch guten Willen und strenge Rechtlichkeit auf Seiten unserer Kaufleute, und durch eine würdevolle, aber versöhnliche Politik von Seiten unserer Regierung." — Noch bedeutungsvoller aber, als die Zulassung der Ausländer in Japan, ist die Reise der am 18. März 1860 in San Franzisko (Kalifornien) gelandeten und bereits wieder in ihre Heimath zurückgekehrten japanischen Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von der s. Z. in den öffentlichen Blättern viel zu lesen war.

Was nun endlich **die evangelische Mission** in Japan betrifft, so ist freilich klar, daß, wenn die japanische Regierung auch den Handelsverkehr

[1]) Beide Verträge s. Basler Miss.-Mag. 1860, p. 298 ff.
[2]) In seinem Werke: Narrative of the Earl of Elgin's Mission to China and Japan in the Jears 1857, 58, 59. II Vol. 1859.

mit dem Ausland, nur widerstrebend und halb gezwungen, sich gefallen läßt, sie doch gegen die freie Verkündigung des Evangeliums bis dahin mit aller Entschiedenheit sich stemmt. Sie kann eben des Argwohns sich nicht erwehren, daß die zudringlichen Wünsche der Ausländer im letzten Grunde nur auf den Umsturz der einheimischen und althergebrachten Ordnungen und auf die Unterwerfung Japans unter fremde Gewalt hinausgehen. Man kennt ja dort die Geschichte der Ostindischen Kompagnie in Indien, die Eroberungen der Holländer und Portugiesen im Indischen Archipel, und hat überdies die eigenen Erfahrungen mit den portugiesischen Eindringlingen noch in frischem Gedächtniß, vor allem aber ein nur zu deutliches Gefühl, daß mit dem Eindringen der christlichen Religion in Japan der ganze Zustand des Reiches nach Innen und Außen verändert und radikal umgestaltet werden müsse. Auch kam es den auswärtigen Handelsmächten, Amerikanern und Engländern, wie den gleiche Verträge abschließenden Franzosen und Russen gar nicht in den Sinn, Religionsfreiheit für die Eingeborenen zu fordern, sondern sie verlangten zunächst nur und erhielten auch für ihre Angehörigen die freie Ausübung ihrer Religion auf japanischem Boden. Zu dem Ende sollen sie auch das Recht haben, passende gottesdienstliche Gebäude zu errichten, und diese sollen nicht beschädigt, noch sollen die gottesdienstlichen Handlungen insultirt werden. Seit dem August 1858 ist denn auch in allen geöffneten Hafenstädten, selbst in Jeddo, evangelischer Gottesdienst gehalten und auch nicht der leiseste Widerspruch dagegen erhoben worden. Durch eine Aeußerung in dem Amerikanischen Vertrag aber, wo es Art. VIII heißt: „Die Amerikaner und die Japanesen sollen sich nichts erlauben, was darauf berechnet wäre, religiösen Zwist und Hader hervorzurufen," ist allem und jedem Versuch, das Christenthum auch den Eingeborenen nahe zu bringen, auf das bestimmteste vorgebeugt. Auch bestehen noch in ungeschwächter Kraft die bestimmten Gesetze, welche die Bekehrung eines Japanesen zum Christenthum, ja auch nur den Versuch, Andere zur Annahme desselben zu veranlassen, mit dem Tode bedrohen, und die Allwissenheit der Regierung ist im Stande, jede Missionsthätigkeit zu verhindern, ohne den Missionar selbst zu belästigen. Wenn demnach auch die Missions-Gesellschaft der freien Baptisten und die holländisch-reformirte Kirche in Amerika, die amerikanisch-bischöfliche Missions-Gesellschaft u. a. die japanische Mission bereits in Angriff genommen, und eine Anzahl protestantischer Missionare, namentlich Amerikaner, bereits auf japanischem Boden in Kanagawa, Nagasaki und andern Orten sich niedergelassen haben, so ist doch vor der Hand auf eine eigentliche Missionsthätigkeit noch nicht zu rechnen, da, wenn auch das Volk die Missionare überall mit Freuden aufzunehmen scheint, doch die Regierung Alles thut, was sie vermag, um das Eindringen der Ausländer in Japan zu hindern und ihm ein Ziel zu setzen. Wissenschaftliche Bücher können sie wohl ein gut Theil verkaufen, — Bücher, die dem Evangelium den Weg bereiten mögen; aber davon ist keine Rede, daß sie die Heilige Schrift oder andere religiöse Bücher weggeben oder irgend einen Versuch zur Evangelisirung des Volkes zu machen wagen dürften. Auf dem Wege der öffentlichen Predigt etwas ausrichten zu wollen, kann ihnen unter

den obwaltenden Umständen gar nicht in den Sinn kommen, und sie werden eben die geduldige Wartezeit benutzen müssen, die Sprache zu erlernen und als Aerzte und Lehrer sich das Wohlwollen des Volkes zu erwerben. Nach den letzten Nachrichten (25. April 1860) von dem verhängnißvollen Zusammenstoß[1]) zwischen dem Anhang eines der großen Reichsfürsten und dem des weltlichen Kaisers (Taikun), wobei vom Gefolge des Letzteren mehrere erschlagen und er selbst auf den Tod verwundet wurde, ist zu fürchten, daß auch in Japan, wie bis dahin in China, die Ausschließungspolitik nur durch blutige Kriege endlich werde beseitigt werden. So steht's denn in Japan gegenwärtig: In Sachen des Handelsverkehrs herrscht Unruhe, Verwirrung, Aufregung und Bitterkeit; in Sachen der Mission sind die Thüren noch fest verschlossen. Gleichwohl erweckt schon die Thatsache, daß Diener des Evangeliums, die als solche bekannt und anerkannt sind, hier wohnen dürfen, große Hoffnungen für die Zukunft. Noch vor wenigen Jahren wäre auch dies unmöglich und gewisser Tod dessen Folge gewesen; der Herr aber hat auf wunderbarem Wege und ohne Blutvergießen dies Land dem Evangelium eröffnet, und Er wird, wir sind es gewiß, das Werk zum Ziele führen.

[1]) cf. Basl. Miss. Mag. 1860, p. 475.

Druck von Velhagen und Klasing in Bielefeld.

Burkhardt, Gustav Emil,

Kleine Missions-Bibliothek oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kä
mpfe und Siege

Bd.: 3,3

Bielefeld 1861